Literaturgeschichtliches

Lesebuch

für

deutsch-amerikanische Schulen,

von

Karl Petermann.

1. Band.
Von der ältesten Zeit bis auf Uhland.

New York,
Verlag von L. W. Schmidt,
No. 24 Barclay Street.
1873.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/literaturgeschic11pete

Literaturgeschichtliches

Lesebuch

für

deutsch-amerikanische Schulen,

von

Karl Petermann.

1. Band.
Von der ältesten Zeit bis auf Uhland.

New York,
Verlag von L. W. Schmidt,
No. 24 Barclay Street.
1873.

Entered, according to Act of Congress in the year 1873 by,
L. W. Schmidt,
in the Office of the Librarian of Congress at Washington.

KGR
Jantz
#1106

Inhalts-Verzeichniss.

No		Seite.
	Aelteste Zeit bis 1150.	
1	Die ersten Spuren deutscher Dichtung	1
2	Ulfilas	1
3	Die Volkspoesien während der Völkerwanderung	3
4	Das Hildebrandlied	3
5	Anderweitige Sagenstoffe	5
6	Die Evangelienharmonien	5
7	Das Hannolied u. das Rolandslied	6
8	Volkssagen und Legenden	7
	Alte Zeit, 1150—1624.	
	Erste Periode, 1150—1300.	
9	Alexanderlied. Trojanerkrieg	8
10	Der lyrische Minnegesang	9
11	Walter von der Vogelweide	10
12	Der Sängerkrieg auf der Wartburg	11
13	Das Nationalepos	12
14	Inhalt des Nibelungenliedes	14
15	Fortsetzung	16
16	"	17
17	"	18
18	"	20
19	Inhalt des Liedes „Gudrun"	22
20	Fortsetzung	23
21	"	24
22	"	26
23	Das Heldenbuch	27
24	Britische Sagen von der Tafelrunde und dem heiligen Gral	28
25	Hartmann von der Aue	28
26	Epische Dichtungen. Wolfram. Gottfried	29
27	Lehrdichtung	30
28	Historisches Lied und Volksbuch	30
	Zweite Periode, 1300—1517.	
29	Verfall der Poesie	31
30	Schwänke und Volksbücher	32
31	Satyrische Poesie	33
32	Thierepos	34
33	Fortsetzung	35
34	Aus „Reineke Fuchs" nach Göthe'scher Bearbeitung	38
35	Der Meistergesang	41
36	Das Drama	42
37	Volkskomödie	43
	Dritte Periode, 1517—1624.	
38	Martin Luther	44
39	Eine feste Burg	46
40	Neuhochdeutsch	47
41	Ulrich von Hutten	48
42	Hans Sachs	50
43	Epitaph oder klagred' auf Luthers Bestattung von H. Sachs	52
44	Deutsche Prosa	53
45	Albrecht Dürer	53
46	Johann Agricola	54
47	Huldreich Zwingli	54
	Neue Zeit, 1624—1820.	
	Erste Periode, 1624—1720.	
48	Die Periode der Nachahmung	56
49	Die erste schlesische Schule	56
50	Auf Leyd kompt Freud (Opitz)	57
51	Martin Opitz	58
52	Paul Flemming	59
53	Heinr. Albert	60
54	Simon Dach	61
55	Paul Gerhardt	62
56	Zweite schlesische Schule	63
57	Schelmenromane	64
58	Simplicius Simplicissimus	65
59	Fortsetzung	67
60	"	68
61	Prosaische Satyre	69
62	Dramatische Poesie	70
63	Christian Thomasius	70
64	Literarische Gesellschaften	71
65	Albrecht von Haller	71
66	Friedr. v. Hagedorn	73
67	Christ. F. Gellert	74
68	Gellert's Fabeln, Erzählungen und Lieder	75
	Zweite Periode, 1720—1760.	
69	Gottsched	77
70	Bodmer und die Schweizer	78
71	Fabeln und Erzählungen	79
72	Rabener, Zachariä, Kästner	82
	Dritte Periode, 1760—1820.	
73	Deutschlands klassische Literatur	82
74	Klopstock	85
	Klopstock:	
75	„Psalm" (Ode)	86
76	Die Messiade	87
77	Lessing	88
	Lessing:	
78	Wolfenbüttler Fragmente	89
79	Minna von Barnhelm	90
80	Fortsetzung	91
81	"	93
82	Achter Auftritt des 1. Aufzugs aus „Minna von Barnhelm"	94

No.		Seite.
83	Aus „Nathan der Weise“	95
84	Wieland	99
85	Aus den „Abderiten“ v. Wieland	101
86	Der Hallische oder preußische Dichterkreis	102
87	Sturm- und Drangperiode	103
88	Herder	104
	Herder:	
89	Das Kind der Sorge (Allegorie)	105
90	Das menschliche Herz	105
91	Aus „Cid“	106
92	Epigramme	108
93	Göthe	109
	Göthe:	
94	Aus “Götz von Berlichingen“	111
95	Wertherische Briefe	116
96	Das Chamounie-Thal	117
97	Gesang der Geister über den Wassern	118
98	Mignon	119
99	Schäfers Klagelied	119
100	Dauer im Wechsel	120
101	Das Hufeisen	121
102	„Briefe aus Italien“	123
103	Aus „Iphigenie auf Tauris“	124
104	Schiller	125
	Schiller:	
105	Hektors Abschied	127
106	Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt 1547	
107	Wilhelm von Oranien u. Graf von Egmont	131
108	Die Eroberung Magdeburgs	133
109	Göthe's und Schiller's gemeinsame Wirksamkeit	137
	Schiller:	
110	Das Lied von der Glocke	138
111	Das Mädchen aus der Fremde	147
112	Die Kraniche des Ibykus	148
113	Die Bürgschaft	152
114	Der Taucher	154
	Göthe:	
115	Der Zauberlehrling	158
116	Aus „Hermann und Dorothea“	160
117	Der getreue Eckart	163
	Schiller:	
118	Aus „Wallenstein's Lager“	165
119	Aus „Wallenstein's Tod“	171
120	Aus „Maria Stuart“	173
121	Aus der „Jungfrau v. Orleans“	174
122	Chöre aus der „Braut von Messina“	175
123	Aus „Wilhelm Tell“	176
124	Monolog aus „Wilhelm Tell“	178
125	Göthe's Alter	180
126	Dichtergruppen	181

No.		Seite
	Klopstock's Nachfolger:	
127	Lavater. Jung Stilling	181
128	Kretschmann. Schubart	182
129	Geßner. Mathison. Salis.	183
130	Der Hainbund	185
131	Bürger	185
	Bürger:	
132	Das Lied vom braven Mann	186
133	Der Kaiser und der Abt	189
134	Hölty	193
135	Die beiden Stolberg. Voß	194
136	Aus „Luise“ von Voß	194
137	Hebel. Claudius. Miller. Göckingk	197
	Lessing's Nachfolger:	
138	Nicolai	198
139	Engel	200
140	Iffland. Kotzebue	203
	Wieland's Nachfolger:	
141	Gotter. Alxinger. Blumauer u. A.	204
	Herder's Nachfolger:	
142	Hippel. Lichtenberg	205
143	Jean Paul	206
	Jean Paul:	
144	Die Neujahrsnacht	208
145	Der Sommer	209
146	Hoffmann. Langbein u. A.	210
147	Fr. A. Krummacher	213
	Göthe- und Schiller'sche Nachfolger:	
148	Klinger. Maler Müller u. A.	214
149	Die romantische Schule	214
150	Die beiden Schlegel	216
	Aug. Wilh. Schlegel:	
151	Arion	217
152	Aus Shakespeare's „Julius Cäsar“	222
153	Novalis. „Weinlied“	230
154	Tieck	231
	Tieck.	
155	„Auf der Reise“	232
156	Sonetten	233
157	Tiedge. Fouque	234
158	Luise Brachmann	236
159	Hölderlin	
160	E. Schulze	238
161	Chamisso	240
162	Romane und Novellen	242
163	Baggesen	246
164	Forster	246
165	Seume	247
166	Vaterlandsdichter	
167	„Erneuter Schwur“ v. Schenkendorf	248
168	„Schwertlied“ v. Th. Körn	249
169	Moritz Arndt:	250
	1. Vaterlandslied;	
	2. Deutscher Trost;	
	3. Des Deutschen Vaterland.	

Aelteste Zeit, bis 1150.

1. Die ersten Spuren deutscher Dichtung.

Mit großer Zuverlässigkeit kann man annehmen, daß die ursprünglichen Wohnsitze der deutschen Volksstämme im Innern Hochasiens waren, später, vielleicht nicht lange vor der christlichen Zeitrechnung, in Europa am schwarzen Meere und der Ostsee bis zu den Alpen und Ardennen sich erstreckten.

Das Wenige, was wir über die Urgeschichte des deutschen Volkes wissen, entnehmen wir den Mittheilungen des römischen Schriftstellers Tacitus, der seinen Landsleuten durch die Schilderung eines naturwüchsigen, edlen Volkes Lehren und Warnungen ertheilen wollte.

Die erste Schrift, der Deutschen, wie sie wenigstens ihren Priestern bekannt war, bestand in einer Art Bilderschrift, Runen genannt, welche nicht Buchstaben sondern Begriffe bezeichneten.

Von Schriftwerken aus der ältesten Zeit ist uns Nichts erhalten geblieben; doch berichtet Tacitus, daß die Deutschen den „erdgebornen Gott" Tuisko und seinen Sohn Mannus" besungen, als des Volkes Stammväter und Stifter. Sie feierten auch das Andenken an den Römerbesieger Armin in Gesängen, eröffneten die Schlacht mit lärmenden Schlachtliedern, ließen bei ihren fröhlichen Gelagen Lieder ertönen und sangen bei Leichenbestattungen die Todtenklage.

Dagegen ist die Meinung, daß eine Sängerklasse, Barden, ausschließlich des Gesanges gepflegt, nicht geschichtlich begründet.

Dieser heidnischen Vorzeit gehören die „Merseburger Zauberspr üche" (über die Fesseln eines Kriegsgefangenen und über den verrenkten Fuß eines Pferdes) an

2. Ulfilas.

Dies älteste Schriftstück in der gothischen Sprache, wie sie im vierten Jahrhundert gesprochen und noch im neunten verstanden wurde und als die Mutter des Hochdeutschen anzusehen ist, hat als Verfasser Ulfilas. Er wird nach der Ueberlieferung als Erfinder der gothischen Schrift genannt; wahrscheinlicher aber ist es, daß er die Buchstaben dem griechischen und lateinischen Alphabete nur nachbildete.

Ulfilas, im Jahre 318 nach Chr. in Kleinasien geboren, wurde 348 Bischof, nahm 388 an der großen Synode zu Konstantinopel Antheil, wo er für eine freisinnige Auffassung des christlichen Glaubens kämpfte und daselbst noch in demselben Jahre starb.

Nach der Sage hat Ulfilas die ganze Bibel in's Gothische übersetzt mit Ausnahme der Bücher „der Könige," diese Auslassung aber damit begründet, daß er gefürchtet habe, seine Gothen möchten durch das Lesen der in jenen Büchern enthaltenen Kriegsthaten in ihre alte Kriegslust zurückfallen.

Seine Uebersetzung der vier Evangelien befindet sich in einer uralten Handschrift, die unter dem Namen der silberne Codex in Upsala noch jetzt als einer der ältesten und kostbarsten Schätze unserer Literatur aufbewahrt wird. Aus derselben entnehmen wir die Uebersetzung des „Vaterunser":

Atta unsar thu in himinam, veihnai namo thein;
Vater unser du in (den) Himmel, geweihet werde Name dein;

qvimai thiudinassus theins; vairthai vilja theins,
(es) komme (die) Herrschaft dein; (es) werde (der) Wille dein,

sve in himina, jah ana airthai; hlaif unsarana thana
sowie in (dem) Himmel, auch auf Erden; Brod unseres dies

sinteinan gif uns hima daga, jah aflet uns thatei skulans
fortwährende gieb uns diesen Tag, und erlasse uns das schuldige

sijaima svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim; jah
wir seien so wie auch wir erlassen diesen Schuldigen unseren; und

ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma
nicht bringest uns in Versuchung, sondern löse uns ab diesem

ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah
Uebel; denn dein ist (das) Herrscherhaus und (die) Macht und

vulthus in aivins. Amen.
(der) Glanz in Ewigkeit Amen.

Die deutsche Sprache zerfiel schon in den ältesten Zeiten in eine große Anzahl Mundarten, die sich jedoch auf fünf Hauptgruppen zurückführen lassen, nämlich auf 1) Gothisch, 2) Hoch- oder Oberdeutsch (das Alemannische oder Schwäbische, das Baierisch-Oesterreichische und das Fränkische umfassend), 3) Niederdeutsch oder Sächsisch (das Niederländische, Friesische und Sächsische begreifend), 4) Angelsächsisch und 5) Nordisch.

Das Hochdeutsche, erscheint in drei Formen, welche man mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erscheinung Althochdeutsch (von den ältesten Zeiten, nachdem das Gothische zurückgetreten und namentlich von Karl dem Großen der von 768—814 regierte, bis zu den Kreuzzügen), Mittelhochdeutsch (von den Kreuzzügen bis zur Reformation) und Neuhochdeutsch nennt. Das Niederdeutsche tritt gegen das Hochdeutsche bald zurück und das Angelsächsische und Nordische bilden im Laufe der Zeit selbstständige Sprachen.

———o———

3. Die Volkspoesie während der Völkerwanderung.

Die historischen Gesänge, welche früher aus einer Reihe gesonderter Stammsagen bestanden, erhielten durch die Wanderzüge der Germanen (vom 4.—6. Jahrhundert) eine neue Gestalt und einen erweiterten Umfang, indem theils verschiedene Sagen mit einander verbunden und verschmolzen, theils die großartigen Ereignisse der Wirklichkeit in den Kreis der Volksgesänge gezogen wurden. Sobildeten sich umfassende Sagenkreise, die sich größtentheils an die Geschichte anlehnten, aber auch zeitlich und räumlich Getrenntes und Gegenwärtiges und Vergangenes, das die schaffende Phantasie verbunden, umschlossen.

Den umfassendsten Sagenkreis scheinen die Gothen, das bildungsfähigste der deutschen Völker, besessen zu haben. Mittelpunkt eines solchen Sagenkreises war der Gothenkönig Hermanrich, der als hundertjähriger Greis bei Ankunft der Hunnen sich selbst den Tod gab, um den Untergang seines Volkes nicht zu überleben.

Noch umfassender war die Dietrichsage, die sich an den Ostgothenkönig Theodorich anlehnt. Dietrich von Bern (Verona) aus dem Geschlechte der Amelungen und von Hildebrand erzogen, weilt mit seinen Gothen bei den Hunnen als Hülfesuchender gegen den römischen Kaiser Ermenrich, der ihn vertrieben. Es gelingt ihm diese in der Schlacht bei Raben (Ravenna) zu besiegen, muß aber, da er zu viele Kämpfer verloren, zurück und gelangt erst später in den Besitz seines Reiches. Theile der Dietrichsage finden sich im zweiten Theile des Nibelungenliedes, wie auch das Hildebrandlied zu ihr gehört.

Einen zweiten, weit verbreiteten, und umfangreichen Sagenkreis bildet die burgundische Siegfriedsage, die dem ersten Theile des Nibelungenliedes zu Grunde liegt. Wie die Dietrichsage dem Süden angehört, so ist die Siegfriedsage im Nordwesten im Niederland zu suchen.

—o—

4. Das Hildebrandlied.

Das Hildebrandlied ist in altniederdeutscher Sprache vorhanden und fand sich in der Landesbibliothek zu Kassel auf der ersten und letzten leer gelassenen Seite eines geistlichen Buches. Aufzeichner desselben sind zwei Mönche des Klosters Fulda, denen aus ihrem früheren Welt- und vermuthlich Kriegerleben dies Lied im Gedächtniß geblieben war. Die Handschrift stammt aus dem achten Jahrhundert, das Lied ist aber ohne Zweifel viel älter.

Die Begebenheit, welche dieses Lied erzählt, ist folgende: Hildebrand war mit Dietrich in das Land der Hunnen gezogen und hatte bei seinem Auszuge ein junges Weib und einen unerwachsenen Sohn zurückgelassen. Nach dreißig Jahren kehrt er mit seinen Mannen in das heimische Land zurück und Hadubrand zieht ihm mit seiner Gefolgsmannschaft feindlich entgegen. In diesem Letzteren erkennt Hildebrand den Sohn und sucht ihn vom Kampfe abzuhalten; aber der Sohn bleibt dabei, daß der Vater todt sei. Es kommt nun zum Zweikampf, in dem der Vater Sieger bleibt. Damit bricht das Lied ab.

Der Urtext des Gedichtes ist ohne Reim; denn dieser fehlte damals noch im Deutschen und trat erst in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts auf. Dagegen zeigen die unmittelbar aufeinander folgenden Zeilen mehrfach Wörter auf, die mit gleichen Consonanten anfangen. Hierdurch entsteht bei angemessenem Lesen ein Gleichklang, Anreim oder Alliteration genannt, durch den man den Inhalt der Dichtung durch die harmonische Einwirkung auf das Gehör verstärken wollte, indem man die zu betonenden Wörter so auswählte, daß sie mit gleichen Lauten begannen. Die Zeile hatte acht betonte Sylben mit mehr oder weniger Senkungen und zerfiel in zwei Hälften.

Alliteration finden wir sonst noch in vielen Sprichwörtern, Redensarten und Rechtsformeln selbst heutzutage im fortwährenden Gebrauch z. B. Geld und Gut, Haus und Hof, Leib und Leben, Schutz und Schirm, Wittwen und Waisen, Kind und Kegel, Küch und Keller, Land und Leute, Lust und Liebe, Mann und Maus, Roß und Reiter, Ruh und Rast, sammt und sonders, Stumpf und Stiel, Wind und Wetter, wetten und wagen, zittern und zagen.

Urtext.	**Wörtliche Uebersetzung.**
Jk gihôrta dhat seggen	Ich hörte das sagen
dh at sich ur**h**êttun	daß sich erhießen (herausforderten)
aenôn muottin	zu einem Zweikampfe
Hiltibraht enti **H**adhubrant	Hiltibracht und Hadhubrand
untar **h**erjun tuêm	unter Heeren zweien.
Sunufatarungôs	Sohn und Vater zusammen
irô **s**aro rihtun	ihre Panzer richteten, [kleider]
g**a**rutun sê irô **g**ûdhamun,	gerbten (bereiteten) sie ihre Schlachtkleider,
gurtun sih irô suert ana,	gürteten sich ihre Schwerter an,
helidôs, ubar **h**ringâ,	Helden, über (die) Ringe (der Kampf-
dô siê tô derô **h**iltju ritun.	da sie zu dem Kampfe ritten. [kleider]
Hiltibraht gi**m**ahalta:	Hiltibracht sprach:
her uuas (was) **h**ênôro **m**an	er war der hehrere Mann,
ferahes **f**rôtôro	(des) Geistes (der) klügere;
her **f**râgên gistuont	er zu fragen gestand (begann)
fôhêm uuortum (wortum)	mit wenigen Worten,
huer sîn **f**âter uuâri (wâri)	wer sein Vater wäre
fireô in folche.	(der) Männer im Volke.

Hildebrand's Klage nach Simrock'scher Uebersetzung.

Weh nun, **w**altender Gott, **W**ehgeschick erfüllt sich!
Ich **w**allte der Sommer und **W**inter sechzig,
Daß man stets mich **sch**aarte zu der **Sch**ießenden Volk:
Vor **k**einer der **St**ädte doch **k**am ich zu **st**erben;
Nun soll mich mit dem **Sch**werte das eig'ne Kind er**sch**lagen,
Mit der **W**affe treffen, oder ich sein Tödter **w**erden.
Doch magst du nun **l**eichtlich, wenn dir **l**angt die Kraft,
Von so ehr**w**ürdigem Mann die Rüstung zu ge**w**innen,
Den **R**aub erbeuten, hast du irgend **R**echt dazu.
Denn der sei doch der Aergste (Feigste) der Ostleute
Der dir den Kampf nun **w**eigre, nun dich so **w**ohl des lüstet.

———o———

5. Anderweitige Sagenstoffe.

Auf Gunther und Hagen aus dem burgundischen Sagenkreis weist auch ein anderes Volksgedicht hin, das Gedicht von Walther von Aquitanien, das freilich nur noch in der Bearbeitung des Mönches Eckehard in St. Gallen (gest. 974) der es in lateinische Hexameter gebracht hat, vorhanden ist.

Die germanischen Volksgesänge vor und während der Wanderung sind in ihrer ursprünglichen Gestalt für uns verloren gegangen, wenngleich, nach einer Angabe bei Einhard, Karl der Große dieselben sammeln ließ. Den Geistlichen waren die profanen Lieder, in denen noch heidnische Elemente lagen, ein Greuel, und da sie den Einfluß derselben auf die Gesinnung des Volkes erkannten, so bemächtigten sie sich ihrer und änderten entweder den Stoff, indem sie derselben Sprache einen andern Inhalt gaben, oder die Form, indem sie die Volksgesänge in lateinische Verse brachten, um sie den Ungebildeten unzugänglich zu machen. Aber Vieles aus den alten Götterliedern, was die christliche Zeit nicht mehr zu singen erlaubte, war dem Gemüthe des Volkes so tief eingeprägt, daß es aus dem Götterkreise auf irdische Helden und geschichtliche Ereignisse, ja selbst auf christliche Heilige übertragen wurde.

So sahen die ersten Verkündiger des Christenthums unter den heidnischen Germanen doch bald ein, daß die Verbreitung desselben nur mittels der Volkssprache von Erfolg sein könne. Daher die Uebersetzungen der biblischen Schriften und später freiere Bearbeitungen derselben durch die Geistlichen, denen wir von nun an vorzugsweise begegnen.

Karl der Große bildet den Mittelpunkt des fränkischen Sagenkreises. Er wird entweder als christlicher Gottesstreiter, umgeben von seinen zwölf Paladinen dargestellt, oder als im Kriege mit seinen aufrührerischen Vasallen begriffen. Die (meist geistlichen) Dichter verbinden unhistorisch und verwirrt die Geschichte der römischen Kaiser mit der Karl's und flechten eine Menge von Legenden und Novellen ein, so daß nach Art der Mährchen ganz verschiedene Dinge sich an einander reihen.

6. Die Evangelienharmonien.

In ähnlichem Geiste wirkten mehrere Mönche und Priester, nachdem die sogenannten Glossarien des Rabanus Maurus (gest. 956) u. A. dergleichen Uebersetzungen möglich gemacht hatten. Aus dieser Zeit stammen die beiden ältesten Denkmale christlicher Dichtung, das „Wessobrunner Gebet" aus dem letzten Viertel des 8. und „Muspilli" aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts Beides sind christliche Gedichte mit heidnischen Nachklängen. Bedeutender sind die „Evangelienharmonien".

Otfried, ein Benedictinermönch dichtete 868 zu Weißenburg im Elsaß den „Krist," der als althochdeutsches Sprachdenkmal und als erste deutsche Dichtung in gereimten Versen von den Sprachforschern sehr hoch geschätzt wird. Da er aber, wie Otfried selbst mittheilt, den heidnischen und weltlichen Gedichten entgegenarbeiten soll, so bleibt er an wahrem dichterischen Schwunge sehr arm.

In letzterer Hinsicht ist ihm der „Heliand“ oder die „altsächsische Evangelienharmonie“, verfaßt von einem sächsischen Bauer (830) auf den Wunsch Ludwigs des Frommen, weit überlegen. In diesem Gedichte ist die christliche Ueberlieferung mit dem nationalen deutschen Leben innig verbunden, und Christus erscheint als ein mächtiger Völkerfürst mitten unter seinen sächsischen Vasallen und Mannen in deutschen Gauen.

Der Heliand ist in altniederdeutscher Sprache und in alliterirenden Versen geschrieben. Kannegießer hat in seiner Uebersetzung die alliterirende Form beibehalten, wie aus der folgenden Probe, einem Theile der Erzählung von der Hochzeit zu Kana zu ersehen ist.

Du hast nun wunderlich
Dein Wirthsgelage

Zugemessen der Menge.
Den Mannen lässest du

An deines Weines
Den werthlosesten

Von den Truchsessen
Auftragen zuerst

Und den Gauleuten geben.
Nun die Gäste gesättigt,

Die Herren von Range
Berauscht schon sind,

Und fröhlich das Volk,
Vortragen lässest du nun hier

Der Getränke trefflichstes,
Das ich traf in meinem Leben

Irgendwo hier.
Das mußtest heute zuerst du

Geben und gönnen;
Aller Gäste jedweder

Nahm dann es mit Dank. —
Da ward der Degen mancher

Gewahr nach den Worten,
Seit des Weins sie tranken,

Daß der heilige Geist
In dem Hause hierinnen

Ein Zeichen gezeigt.
Seit der Zeit verehren

Sie mehr ihn als Meister,
Daß er Gottesmacht habe,

Gewalt in dieser Welt.

7. Das Hannolied und das Rolandslied.

Von den profanen Dichtungen der Geistlichen seien hier noch erwähnt das Ludwigslied oder Siegeslied über die Normanen zu Ehren des Karolingischen Königs Ludwig III. (gest. 882) und der Ruodlieb, in dessen noch verhandenen Bruchstücken, ein Mönch des Klosters Tegernsee im Anfang des 11. Jahrhunderts ein schon verfeinertes höfisches Ritterwesen darstellt.

Auch im 12. Jahrhundert bleibt die Dichtung noch zum Theil in den Händen der Geistlichen, aber unter dem Einfluß der Kreuzzüge und größtentheils in deutscher Sprache. Sie ist wieder vorherrschend religiös.

In dem Hannoliede beginnt der Dichter nach der kurzen Bemerkung, daß er nicht Helden und irdische Kämpfe besiegen, sondern auf das ewige Seelenheil hinführen wolle, mit der Schöpfung und dem Sündenfall, geht dann von der Schlacht zwischen Pompejus und Cäsar,

die rasch und lebendig geschildert ist, auf Augustus und die Gründung Kölns über, erzählt dann die Verbreitung des Christenthums unter den Franken, deren erster Bekehrer in dieser Stadt seinen Sitz hatte und das unter seinen Bischöfen so viele Heilige zählt, schildert die Greuel des Bürgerkrieges unter Heinrich IV. und schließt mit dem Lobgesange Hanno's (Erzbischof von Köln, gest. 1075).

Das Rolandslied wurde im Dienste Heinrich des Löwen, der ein Freund der ritterlichen Sagen war, von dem Pfaffen Konrad nach einer französischen Dichtung verfaßt. Es ist das älteste deutsche Gedicht aus dem Sagenkreise Karl's des Großen. Dieser faßt, wie das Rolandslied berichtet, auf die Mahnung eines Engels hin, den Entschluß, die Heiden in Spanien zur Annahme des Christenthums zu zwingen. Als er bereits viele Burgen und Städte erobert hat, sandten die „hoffärtigen" Heiden Friedensboten ab, um dem Kaiser, der als königlicher „Prophet und Gottesstreiter" auftritt und dessen Augen wie der „Morgenstern leuchten," ihre Bereitwilligkeit, sich zu Christi Lehre zu bekehren, anzukündigen.

Darauf beschließt Karl, Gesandte an den Hof des Heidenkönigs Marsill von Saragossa zu schicken, um sich von dessen wahren Absichten zu überzeugen. Auf Roland's Vorschlag wird die Gesandschaft seinem Stiefvater, dem falschen Ganelon, übertragen, der sie ungern übernimmt und daher auf Roland's Untergang sinnt.

Von dem Heidenkönig mit Geld bestochen, bringt er durch betrügerische Botschaft Karl den Großen dazu, aus Spanien abzuziehen und seinen Neffen Roland mit der Nachhut des Heeres in den Engpässen der Gebirge zurückzulassen. Aber in Folge des Verraths von Ganelon werden die christlichen Streiter in dem Thale Roncevalle von einem überlegenen Heere der Heiden überfallen und trotz ihrer Riesenstärke und wunderähnlichen Tapferkeit sämmtlich erschlagen. Karl, durch Roland's elfenbeinernes Horn (dessen Schall auf Tageswerte gehört ward) zur Hülfe herbeigerufen, zieht mit einem Heere hin und rächt den Tod der Gefallenen durch eine Schlacht, worin die Heiden besiegt, Saragossa erobert und ihre Oberhäupter sammt ihrem König getödtet wurden. Mit Karl's Klage und der Erzählung von der Bestattung der Todten, wobei allerlei Wunder geschahen, schließt das Gedicht.

8. Volkssagen und Legenden.

Auch die deutschen Volkssagen wurden von den Geistlichen mit zeitgemäßen Zusätzen erweitert und mit dem Morgenlande in Beziehung gebracht, was man besonders an den beiden Gedichten „Herzog Ernst" und „König Ruother" (Rother) bemerken kann. In dieser Gestalt gingen sie dann in die Hände der fahrenden Sänger über, die zu einer Zeit, wo die Laien noch mit den Geistlichen um den Besitz der Poesie rangen, die deutschen Volksgesänge wieder aus der Zelle in das öffentliche Leben einführten und sie auf den Straßen und den Burgen der Ritter vortrugen.

Im Herzog Ernst, der im 12. Jahrhundert mehrfach deutsch und lateinisch behandelt wurde, werden an die Geschichte eines deutschen Ritters, der zur Sühnung eines an seinem Lehnsherrn begangenen Mords einen Kreuzzug unternimmt, die wunderbarsten Mährchen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande angeknüpft. Endlich gelangt er nach Jerusalem, zieht dann wieder heim und erhält die Verzeihung des Kaisers.

Auf ähnliche Weise wurde im König Ruother eine ältere Volkssage umgearbeitet und mit Constantinopel und dem Morgenlande in Verbindung gebracht. Mit dieser Sage stimmt in den wesentlichen Zügen die scandinavische „Viltinasage" überein.

Aehnliche Erzählungen von Wanderzügen oder von Brautwerbungen bilden den Inhalt mehrerer anderen von Geistlichen erweiterten und veränderten Volksgedichte des 12. Jahrhunderts z. B. St. Oswald, Salomon, Morolf, u. A.

Der Inhalt der biblischen Sage erweiterte sich zur Legende. Zu den bekanntesten der Art gehört die von Wernher vom Niederrhein verfaßte Legende von der heiligen Verona, die in ihrem Tuche des Heilands Bild auffaßt, das den kranken Kaiser Titus heilt. Besonders wird die Maria, deren Verehrung dem durch die Kreuzzüge ausgebildeten Frauen- und Minnedienst entsprach, Mittelpunkt der Legenden. Eine große Anzahl derselben findet man, mit weltlichen Bestandtheilen gemischt, in der aus dem 12. Jahrhundert stammenden Kaiserchronik.

Alte Zeit, 1150—1624.

Erste Periode, 1150—1300.

9. Alexanderlied. Trojanerkrieg.

Zur Vorbereitung für die hohe Blüthe der deutschen Literatur im ersten Zeitraum dieses Abschnittes trugen wesentlich bei der Pfaffe Lambrecht im 12. Jahrh. und Heinr. v. Veldeke um 1186.

Der Charakter der alten heidnischen Welt war Thatkraft und Vertrauen auf menschliche Stärke, während durch das Christenthum mehr das innere Leben des Gefühls hervorgekehrt wurde. Dort war daher Gebrauch der dem Menschen verliehenen Kräfte zu eigenem Frommen und zum Wohl des Vaterlands Zweck des Lebens; hier erhalten die Handlungen erst Werth und Bedeutung durch die religiöse Richtung und die höhere Eingebung wie z. B. in dem Rolandslied. In jene antike Zeit griff Lambrecht zurück.

Im Mittelalter gab es mehrere lateinische Werke, in denen die Geschichte Alexander's mit einer großen Masse von Erdichtetem und Fabelhaftem verbunden war, und aus denen zuerst „wälsche" Gedichte verfaßt wurden. Nach einem solchen bearbeitete er im 12. Jahrh. sein

Werk, das den schönsten Produkten des Mittelalters beizuzählen ist. In der Eneit (Aeneide) Heinrich's von Veldecke wird der Charakter des Alterthums durch die Minne besänftigt, besonders in dem Gespräch, in dem Lavinia von ihrer Mutter in dieser Richtung Belehrung empfängt. Da Veldecke der Erste war, der als Laie und Ritter sowohl den Volksgesang, als die geistliche Dichtung bei Seite ließ und die höfische Bildung, eine regelmäßige Reimart, und die Minne in die neue Poesie einführte, spendeten ihm die Zeitgenossen und die nachfolgenden Dichter großes Lob, als dem Urheber des Minnegesanges, dem Vater der höfischen Poesie und Kunst.

In der Aeneide Heinrich's von Veldecke wurde zum ersten Male in Deutschland mit künstlerischem Bewußtsein neben regelmäßigem Versbau volle Genauigkeit, voller Gleichklang in den Reimen ein- und durchgeführt, während früher in Reimen große Willkür und Ungenauigkeit, oft bloße Assonanz (Anklang) geherrscht hatte.

10. Der lyrische Minnegesang.

Verehrung und Beschützung der Frauen, als des schwächeren Geschlechts, galt für eine wesentliche Tugend des Ritterthums, und je mehr dieses sich ausbildete, desto mehr stieg auch der Frauendienst und die Minne. Als sich daher die Ritter der Poesie bemächtigten, war es natürlich, daß die Verehrung der Frauen, die zarten Regungen des Herzens und die Empfindungen der Liebe den Hauptgegenstand ihrer Dichtungen bildeten. So entstand diese Poesie der Minne, die in einer Zeit voll Rohheit und wilder Thatenlust die Sitten milderte und Sinn für Bildung schuf.

Da aber die Ritter sich ausschließlich mit dieser empfindsamen Gefühlswelt beschäftigten nnd die Minne zum alleinigen Gegenstand ihrer Dichtungen machten, da Waffenthaten, Kampfspiele, fröhliche Gelage und andere Freuden eines mächtigen Männergeschlechts zurücktraten, so artete diese Dichtung allmählich in Weichlichkeit und Eintönigkeit aus.

Zu seiner Blüthezeit war der Minnegesang melodisch und klangvoll in Sprache, meistens vom Saitenspiel begleitet, regelmäßig in Strophen- und Versbau. Der Reiz und das Wesen desselben aber lag in dem innigen Mitleben der Natur, wodurch den Minneliedern die Anmuth der Jugendlichkeit verliehen ward. „Man sang vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von der Liebe Lust und Leid, von süßer Maienblüthe und bitterem Reife, der sie tödtet.“ Es war die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den rothen Blumen auf dem Anger und der Haide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert, und mit dem trüben Reife und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht.

Die gegenseitige Treue, die Seele des Feudalwesens, wird auch in dem Minnegesang, wie in der mittelalterlichen Poesie, als die Haupttugend des geselligen Zusammenlebens, als das feste Fundament des Minnedienstes gepriesen.

Der Form nach zerfällt der Minnegesang in Leiche (ursprünglich geistlich, aus der alten Kirchenmusik), die aus einfachen Reimpaaren ohne Strophen bestanden, und in Lieder mit Strophen und künstlichen Reimverschlingungen. Der Reichthum der deutschen Lyrik an Formen und Tonweisen wurde dadurch groß, daß in der Regel zu jedem neuen Liede auch ein neuer Ton, eine neue Weise erfunden wurde, die von Anderen zwar nachgeahmt, d. h. umgestaltet oder erweitert, nicht aber unverändert zu eigenen Dichtungen verwendet werden durfte. Eine Uebertretung dieses Gebotes der Sitte und des Herkommens wäre wie ein Diebstahl betrachtet worden. Im Laufe der Zeit mußte daraus natürlich Ueberkünstelung und gehaltlose Formspielerei entstehen.

Da die süddeutschen Sänger den ersten Rang einnahmen, so wurde dadurch die schwäbische Mundart die gewöhnliche Dichtersprache. „In der schwäbischen Mundart des herrschenden Kaisergeschlechts, die die obersächsische an Reichthum sowohl als an Wohlklang übertraf, dichtete der Westfale wie der Meißner; sang man am babenbergischen wie am thüringischen Hofe."

11. Walther von der Vogelweide.

Einer der ersten Plätze unter den Minnesängern gebührt Walter von der Vogelweide. Er stammt aus Franken oder aus der Schweiz, erhielt aber die Anweisung zum Dichten in Oestreich; führte längere Zeit ein wanderndes Leben, war auch am thüringischen Hofe und stand zuletzt in hoher Gunst bei dem jungen, liebenswürdigen Hohenstaufen, Friedrich II. Sein Leben fällt in die Zeit von 1170 bis 1230. Als Friedrich ihm ein Lehen schenkte, rief Walter voll Freuden:

„Ich hab' mein Lehen, alle Welt, ich hab' mein Lehen!
Nun fürchte ich nicht mehr den Hornung an den Zehen;
Bei allen kargen Herren will ich desto minder flehen.
Der edle milde König hat mich gut berathen,
Daß ich mich Winters wärmen, in dem Sommer kühlen kann.
Den Nachbarn dünke ich nun ein bess'rer Mann;
Sie halten mich für keinen Unhold, wie sie ehmals thaten.
Zu lange war ich arm, nur nicht zu Lust und Dank.
Ich war so voll von Schelten, daß mein Athem stank:
Den hat der König rein gemacht, dazu auch meinen Sang.

Das Wandern gab indessen Walther nicht ganz auf; denn im Jahre 1219 hielt er sich längere Zeit in Wien auf, bis er mit Leopold brach. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Walther etwa vom Jahre 1220—1224 Erzieher und „Zuchtmeister" des jugendlichen Königs Heinrich VII., des Sohnes Friedrich II. war. Heinrich, der bereits in seinem achten Lebensjahre, kurz vor Friedrichs Fahrt nach Rom, zum Könige erwählt wurde, scheint die großen Hoffnungen, welche Walther hatte, bald zu Schanden gemacht zu haben; denn zornig ruft er aus:

„Selbwahsen kint, dû bist ze krump, sît
nieman dich gerihten mac, nû sî dîn

schuole meisterlôs an mîner stat : in kan dir niht."
(Verwahrloſt Kind, du biſt zu krumm, gerade
biegt dich Niemand mehr. Nun laſſ' ich deine
Schule meiſterlos : nicht meiſtern kann ich dich.)

Walther von der Vogelweide ſtarb zu Würzburg und liegt unter einem Baume im „Lorenzgarten" begraben. In einer handſchriftlichen Chronik wird erzählt, der Dichter habe teſtamentlich verordnet, daß man auf ſeinem Grabſteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe ; und, wie noch jetzt zu ſehen ſei, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen laſſen zum täglichen Füttern der Vögel ; die Geiſtlichkeit aber des neuen Münſters habe dieſes Vermächtniß für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walther's Jahrestage den Chorherren gegeben werden ſollten, und nicht mehr den Vögeln.

Mit bitterem Unmuth tadelt Walther das politiſche Treiben ſeiner Zeit. In folgendem Liede beklagt er die Vergänglichkeit alles deſſen, was ſein eigenes Leben ihm lieb und wonniglich gemacht, in wehmuthsvoller Weiſe :

„O weh, wohin verſchwunden ſind die Jahre mein !
Träumt' ich mein Leben, oder ſollt es wirklich ſein ?
Was ich zu fühlen immer wähnte, war das nicht ?
So ſchlief ich, daß mir die Erinnerung gebricht.
Nun bin ich aufgewacht und iſt mir unbekannt,
Was mir erſt kundig war, wie meine andre Hand.
So Land und Leute, wo ich bin als Kind erzogen,
Die ſind mir fremd geworden, ganz als wär's erlogen.
Die mir Geſpielen waren, ſind nun träg' und alt.
Verwüſtet iſt das Feld, verhauen iſt der Wald :
Nur das Waſſer fließet, wie es weiland floß,
Und fürwahr, die Bürde meines Unglücks wurde groß.
Mich grüßet Mancher lau, der ſonſt mich wohl gekannt.
Die Welt hat überall der Huld ſich abgewandt.
Gedenk' ich an ſo manchen wonniglichen Tag,
Zerronnen ſind ſie, wie im Meer der Wellenſchlag.
O wehe mir, oh weh ! (Nach Lüben.)

———o———

12. Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

Unter den Fürſten, die als Beförderer des Minnegeſanges genannt werden, ſtehen außer den Hohenſtaufen'ſchen Kaiſern und Heinrich, dem Löwen, die Babenbergiſchen Herzöge von Oeſterreich und der Landgraf Hermann von Thüringen oben an. Die Wartburg bei Eiſenach, wo der Letztere ſeinen Wohnſitz hatte, war im 13. Jahrhundert der Sammelplatz der begabteſten Dichter. Von dem Wetteifer und Neid der ſüddeutſchen Sänger gegen den Thüringer Hof und ſeine Dichter gibt der in Kunſt, Sage und Poeſie vielgefeierte Sängerkrieg auf der Wartburg Zeugniß.

Wie die Sage berichtet, ſoll ein leidenſchaftlicher Streit über die Palme der Minneſängerkunſt zwiſchen Heinrich von Ofterdingen, der die ſüddeutſche Partei vertrat, und den Sängern am Hofe zu Eiſenach entſtanden ſein. Zur Beilegung desſelben wurde ein Wettkampf angeordnet, in welchem zuerſt H. v. Ofterdingen ſiegreich gegen Walther von der

Vogelweide auftrat, bis die Erscheinung der Landgräfin Sophie ihn so verwirrte, daß er unterlag und zufolge der Uebereinkunft mit dem Strange getödtet werden sollte.

Unter dem Schutze der Landgräfin entging jedoch Ofterdingen diesem Schicksale. Ein zweiter Wettstreit begann nun, in welchem Klingsor aus Ungarland, als Zauberer und Dichter weit berühmt, das Schiedsrichteramt übernahm, und nachdem er selbst mit vieler Kunstfertigkeit und tiefsinnigen Räthseln gestritten, endlich dem Ofterdingen den Preis gegen Wolfram von Eschenbach zuerkannte, worauf eine allgemeine Versöhnung erfolgte.

Unter den Minnesängern, deren man mehr als 150 kennt, zeichneten sich außer den bereits genannten noch aus: Reinmar der Alte, Kürenberg, Dietmar von Aist, Heinrich von Morungen, Gottfried von Neifen, Nithart, Tanhäuser, Konrad von Würzburg, Reinmar von Zwater, Ulrich von Lichtenstein, der Meißner, Johannes Hadlaub, Heinrich Frauenlob und Barthel Regenbogen.

Durch den Züricher Rathsherrn Rüdger von Manesse, der im Anfang des 14. Jahrhunderts die Gedichte von 130 Minnesängern sammeln ließ, ist ein werthvoller Schatz von Liedern mit interessanten Zeichnungen für unsere Zeit erhalten worden.

13. Das Nationalepos.

Nibelungen. Gudrun.

Das Nibelungenlied beruht auf den Sagenkreisen der Ostgothen, der Burgunden, der Niederländer und der Hunnen, besteht aus den Liedern und Gesängen des heidnischen Germanenthums und wurde zu Anfang des 13. oder zu Ende des 12. Jahrhunderts von einem Dichter in ein einheitliches Ganzes gebracht. Durch seine Bearbeitung erhält dasselbe eine neuere Form, und hinsichtlich seines Inhalts Anspielungen auf christliche Gebräuche und Gedanken, ohne daß diese jedoch auf die Entwickelung der Thatsachen irgend einen Einfluß übten.

Das Nibelungenlied ist nicht bloß im Ganzen voll Kraft und Größe, sondern auch im Einzelnen voll tiefer und feiner Züge. Die Darstellungsweise desselben zeichnet sich in allen seinen Theilen durch Frische, Lebendigkeit und Wahrheit aus, und ist durchaus volksthümlich, also auch in dieser Beziehung seinem Ursprunge getreu. Diesem Geiste entsprechend, schreiten die Begebenheiten rasch fort und die Schilderungen sind treffend und bündig. Aber bei aller Einfachheit der Darstellung tritt doch ein großer Reichthum an Erfindung hervor, der daraus entspringt, daß der Dichter überall die charakteristischen Eigenthümlichkeiten seiner Helden scharf und lebendig hervorhebt.

Das Nibelungenlied ist als ein volksthümliches Heldengedicht nach seiner Kraft und Schönheit den besten Dichtungen irgend eines Volkes und irgend einer Zeit an die Seite zu stellen; es ist das bedeutendste Werk, welches uns das Mittelalter überliefert hat. Daher Göthe sagt:

„Die Kenntniß dieses Gedichts gehört zu einer Bildungsstufe der

Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfange."

Der Uebergang des Mittelhochdeutschen in das Neuhochdeutsche, der im 16. Jahrhundert durch die Reformationsschriften beschleunigt wurde, sowie die Verschiedenartigkeit der Bestrebungen jener Zeit ließen das Nibelungenlied in den Hintergrund treten und erst im 18. Jahrhundert wurde es wieder von einigen gelehrten Sprachforschern aus der Verschollenheit hervorgezogen.

Unter dem Titel „Klage" giebt es eine Weiterdichtung des Nibelungenliedes, in der die Ereignisse erzählt werden, welche sich nach dem Untergange der Helden zutrugen, insbesondere, wie man die Todten aus dem Saale getragen und in herzzerreißender Weise beklagt, und wie man Frau Gotelinden die Nachricht vom Tode Rüdiger's und Frau Ute den Untergang der Burgunden mitgetheilt habe. In dichterischer Hinsicht ist sie ohne Werth.

Seit der Wiederauffindung des Nibelungenliedes mit der ältesten Münchener Handschrift auf dem alten Schlosse Hohenems im Rheinthal widmeten sich einzelne Sprachforscher dem Studium desselben, aber ohne viel Dank und Anerkennung zu finden, weil man gar nicht ahnen konnte, welchen kostbaren Nationalschatz man in dem Nibelungenliede besaß. Zur Zeit erfreut es sich, besonders in Deutschland, großer Werthschätzung, was die zahlreichen Schriften über dasselbe und vielfache Uebersetzungen in's Neudeutsche, sowie die modernisirten Bearbeitungen (W. Jordan) des alten Stoffes beweisen.

Ein ähnliches Epos wie das Nibelungenlied in mittelhochdeutscher Sprache ist die Gudrun, das nur in einer aus dem 16. Jahrhundert (1582) kommenden Handschrift, die sich in der Ambraser Sammlung in Wien befindet, vorhanden ist. Es scheint bald nach dem Nibelungenliede gedichtet worden zu sein. Der Dichter ist unbekannt, scheint aber zu den fahrenden Sängern gehört und in Oberdeutschland gelebt zu haben, während der Stoff dem norddeutschen Sagenkreise entnommen ist.

Die Sprache ist in der Gudrun durchgängig knapp, aber treffend. Offenbar ist die Gudrun ebenso aus vorhandenen Sagen und Volksliedern entstanden, wie das Nibelungenlied.

Die Strophen bestehen aus vier Versen; die Verse sind denen des Nibelungenliedes nachgebildet, die der zweiten Hälfte haben jedoch weibliche Reime und die letzte Halbzeile hat fünf Hebungen. Mehrfach wird auch der Binnenreim angewandt.

Der Ort der Handlung ist das Gebiet der deutschen Nordseeküste, Schleswig und die Niderlande.

Als Idee des Gedichts kann der Gedanke bezeichnet werden, daß unwandelbare Treue in der Liebe ihre endliche Belohnung findet und Alles beseligt, was in ihre Nähe kommt. Wie im Nibelungenliede, so ist es also auch hier die Vergeltung, welche zur Anschauung gebracht wird, nur mit dem Unterschiede, daß in der Gudrun „aus Leid Freude" folgt, im Nibelungenliede dagegen „aus Freude Leid."

Das ganze Gedicht zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten ist die Hauptperson Hagen, im zweiten Hilde, im dritten Gudrun. Der dritte Abschnitt, der dem ganzen Gedichte den Namen gegeben, ist der an dramatischer Entwickelung reichste.

———o———

14. Inhalt des Nibelungenliedes.

Im Lande der Burgunder, zu Worms am Rhein, wuchs Kriemhilde, die edle Tochter König Dankrats und der Frau Ute, zur herrlichen Jungfrau heran; ihrer pflegten nach des Vaters Tode ihre drei Brüder, die Könige Gunther, Gernot und Giselher, welche stark und hohen Muthes waren und die tüchtigsten Ritter (Recken) in ihrem Dienste hatten.

Zur selben Zeit lebte in den Niederlanden zu Xanten ein herrlicher Jüngling, Siegfried mit Namen, welcher durch seine Schönheit und seinen Heldenmuth die Bewunderung der Männer und Frauen erregte.

Als dieser von der schönen Königstochter Kriemhilde hörte, beschloß er, um sie zu werben. Von zwölf Rittern begleitet, zog er zur Königstochter in Worms. Niemand kannte den herrlichen Jüngling, nur Hagen hielt ihn sofort für Siegfried, als er ihn erblickte. „Dieser ist es," erzählte er, „der die Nibelungen besiegt, diesen ihren unermeßlichen Schatz abgenommen und dem starken Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen hat; es ist derselbe, der einst einen gräßlichen Lindwurm erschlug, in dessen Blut er sich badete, wodurch seine Haut hörnern wurde, so daß ihn nun keine Waffe mehr verwunden kann. Deswegen rathe ich," schloß Hagen, „daß man ihn freundlich aufnehmen solle, um seinen Zorn nicht zu reizen." Das geschah.

Siegfried wurde herrlich empfangen; es wurden ihm zu Ehren mancherlei Kampfspiele gehalten, denen Kriemhilde heimlich aus dem Fenster zusah, den edlen Jüngling bewundernd, der Alle an Heldenmuth und Schönheit überstrahlte.

Als die Könige der Sachsen und der Dänen sich rüsteten, um in das Land der Burgunden einzufallen, stellte sich Siegfried an die Spitze eines Heeres, brach in das Sachsenland ein und besiegte nach furchtbarem Kampfe, in welchem er vor Allen an Muth und Tapferkeit glänzte, die beiden Könige und führte sie mit fünfhundert stattlichen Mannen gefangen nach Worms. Groß war die Freude, als die Siegesnachricht noch vor Heimkehr der Helden durch vorausgesandte Boten im Burgunderlande bekannt wurde; und als Kriemhilde vernahm, wie Siegfried unter allen Helden die kühnsten Thaten vollführt habe, „da erblühte ihre lichte Farbe, ihr schönes Antlitz ward rosenroth" und sie beschenkte den Boten.

Um seine Mannen zu belohnen, ließ Gunther eine große Siegesfeier anstellen, woran auch Kriemhilde theilnahm. Von ihrer Mutter geführt und von hundert Recken und hundert Frauen umgeben erschien sie zum ersten Male öffentlich.

Da kam die Minnigliche; so tritt das Morgenroth
Hervor aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehn.
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.

Von ihrem Kleide leuchtete mancher Edelstein,
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.
Was Jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,
Daß er auf dieser Erde noch nichts so Schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Deß Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut:
Das mochte wohl erheben so manchem Helden den Muth.

Als Siegfried sie erblickte, ward ihm lieb und leid, und

Er sprach in seinem Sinne: „Wie dacht' ich je daran,
Daß ich die minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn;
Soll ich dich aber meiden, so wäre ich sanfter todt."
Er ward von Gedanken oft bleich und wieder roth.

Als Gunther um Brunhild, die schöne und starke Königin jenseits der See, zu werben beschloß, verhieß ihm Siegfried seine Hülfe für das Versprechen, ihm zum Lohne seine Schwester Kriemhilde zu geben. Freudig sagt ihm Gunther das zu. Prächtig ausgerüstet fahren sie nun in einem Schiffe von dannen und erreichen nach zwölftägiger Fahrt den Isenstein, wo Brunhilde herrscht.

Als diese den Zweck ihrer Reise erkundet, wurden sogleich die Vorbereitungen zum Wettkampf getroffen, den Gunther mit ihr zu bestehen hatte; denn nur dann, wenn er in diesem siegte, wollte sie ihm als Gattin in sein Land folgen. So wunderbar nun Burnhildens Kraft und Geschicklichkeit war, so wurde sie dennoch von Gunther überwunden, indem dieser durch Siegfried unterstützt wurde. Siegfried war nämlich im Besitz eines unsichtbar machenden und wunderbare Kraft verleihenden Mantels, Tarnkappe genannt.

Nach der Rückkehr des Königs mit Brunhilde und allem Gefolge, wurden am Rhein glänzende Festlichkeiten abgehalten, und Siegfried wurde mit Kriemhilde verlobt in Gegenwart vieler Ritter und Fürsten.

Siegfried war demnächst ebenfalls mit seiner Gemahlin in sein Land zurückgekehrt, wo ihm der greise Vater die Herrschaft abtrat.

So vergingen lange Jahre, daß Siegfried und Kriemhilde nicht nach Worms kamen. Endlich suchte aber Brunhilde ihren Gemahl zu bewegen, jene zu den Festlichkeiten, welche zur Zeit der (winterlichen und sommerlichen) Sonnenwende gehalten wurden, einzuladen. Denn es verdroß sie, daß Siegfried, den sie für einen Dienstmann Gunther's hielt, nicht zu Hofe kam, um seine Unterwürfigkeit zu beweisen.

15. Fortsetzung.

Siegfried und Kriemhilde erschienen bald darauf mit stattlichem Gefolge in Worms und wurden herrlich und freundlich empfangen.

Eines Tages saßen die beiden Königinnen beisammen und sahen den Kampfspielen zu. Da begann Kriemhilde ihren Gemahl vor allen Helden zu preisen; ihm, sagte sie, sollten alle diese Lande unterthan sein. „Siehst du, wie er allen den Recken herrlich vorgeht, wie der lichte Mond den Sternen? Wohl hab' ich Grund zu großer Freude." Aber Brunhilde erzürnte darob; so trefflich Siegfried auch sei, erwiderte sie, müsse er an Würde doch ihrem Gemahle weichen, dessen Dienstmann er sei, was er bei der Brautbewerbung selbst bekannt habe. So begann ein Streit, der Brunhilde auf's Bitterste verletzte; und der grimmige Hagen versprach ihr, sie an Siegfried zu rächen.

Unter dem Vorgeben, Siegfried in einem bevorstehenden Kriege zu schützen, entlockte Hagen der arglosen Kriemhilde das Geheimniß, wo ihr Gemahl verwundbar sei, nämlich zwischen den Schultern an einer Stelle, die ein Lindenblatt bedeckt habe, als er sich im Drachenblut gebadet. Voll liebender Sorgfalt bat sie nun Hagen, er möge diese Stelle im Kampfe schützen, sie wolle sie an Siegfried's Gewande durch ein kleines Kreuz von feiner Seide bezeichnen.

Gunthêr unde Hagene, die recken vil balt,
Lobeten mit untriuwen ein pirsen in den walt;
Mit ir scharpfen gêren si wolden jagen swîn,
Bern unde wisende; waz mohte küeners gesîn?

Gunther und Hagen, die Recken wohlgethan,
Beriethen mit Untreuen ein Birschen in den Tann.
Mit ihren scharfen Spießen wollten sie jagen gehen,
Bären, Schwein' und Büffel; was konnte Kühn'res geschehn?

Nun wurde eine große Jagd veranstaltet, bei der Hagen Siegfried zu tödten gedachte, nachdem er zu diesem Verbrechen auch die Beistimmung Gunther's gewonnen. Die Gelegenheit bot sich dar, als Siegfried aus einem Brunnen trank, nachdem Hagen Siegfried's Waffen, die dieser abgelegt, entfernt hatte. Er warf den Wurfspieß an Siegfried's verwundbare Stelle und floh dann, als dieser sich noch zu wehren suchte. Allein Siegfried war tödtlich getroffen.

Da fiel in die Blumen der Kriemhilde Mann.
Das Blut von seiner Wunde stromweis niederrann.
Da begann er die zu schelten, ihn zwang die große Noth,
Die da gerathen hatten mit Untreue seinen Tod.

Da sprach der Todwunde: „Weh', ihr bösen Zagen,
Was halfen meine Dienste da ihr mich habt erschlagen?
Ich war euch stets gewogen und sterbe nun daran;
Ihr habt an euren Freunden leider übel gethan.

Hagen ließ den erschlagenen Siegfried vor Kriemhildens Gemach legen, daß sie ihn am Morgen fände. Und als ihr die Meldung wurde von einem erschlagenen Manne, so rief sie sogleich, es ist Siegfried, mein lieber Mann; es hat's gerathen Brunhilde und Hagen hat's gethan!"

Rührend sind die Schilderungen der Trauer Kriemhilde's um den Todten. Ehe der Sarg versenkt wurde, verlangte sie, den geliebten Todten noch einmal zu sehen; man brach den schön geschmiedeten Sarg wieder auf.

„Da hub sie sein schönes Haupt mit ihrer viel weißen Hand
Und küßte ihn, den Todten, den edlen Ritter gut!
Ihre viel lichten Augen von Leiden da weinten Blut.
Ein jammervolles Scheiden sah man geschehn,
Da trug man sie von dannen; sie vermochte nicht zu gehn;
Da fand man sinnlos das herrliche Weib:
Von Leide wollt' ersterben ihr viel wonniglicher Leib."

Kriemhilde lebte nun in stiller Zurückgezogenheit in der Nähe des Grabes ihres Gemahls, in Feindschaft mit Hagen und ihrem Bruder Gunther. Doch Hagen rieth zur Versöhnung, damit Kriemhilde die reichen Schätze der Nibelungen (Nibelungenhort) nach Worms bringen lasse. Und so geschah es. Der Nibelungenhort bestand aber aus einer so ungeheuren Menge von Edelsteinen und Gold, daß zwölf Frachtwagen vier Tage und vier Nächte daran fuhren, um ihn zu den Rheinschiffen zu bringen.

„Aber wäre sein noch tausendmal so viel gewesen,
Und sollte Siegfried gesund sein und genesen,
Gern wäre Kriemhilde geblieben hemdebloß;
Nie war zu einem Helden eines Weibes Treue so groß."

Kriemhilde theilte in großer Freigebigkeit Armen und Reichen von ihren Schätzen mit. Das zog viele fremde Ritter in's Land und Hagen fürchtete, Kriemhilde werde sich einen Anhang werben, der Gunther gefährlich werden könne; und er rieth ihm daher, den Hort seiner Schwester zu rauben. Als Gunther sich dazu nicht entschließen konnte, bemächtigte sich Hagen desselben und ließ ihn in Abwesenheit der drei Könige in den Rhein versenken. Diese zürnten, als sie es vernahmen, aber Hagen verbarg sich, bis sich ihr Zorn gelegt hatte. Doch wußten sie, wo der Schatz lag und sie hatten mit Hagen geschworen, es Niemanden zu entdecken, wo er versenkt war, so lange Einer von ihnen lebe. So war Kriemhilde mit neuem Leide belastet; auch ruhte ihre Klage nimmer, so lange sie lebte.

16. Fortsetzung.

Der zweite Haupttheil des Nibelungenliedes schildert Kriemhildens R a c h e. Nur in der Hoffnung, Macht und Gelegenheit zu erhalten, an dem Mörder des erschlagenen Siegfried Vergeltung zu üben, schenkt sie der Brautwerbung des Markgrafen Rüdiger von Bechlaren für seinen

Herrn, den König Etzel (Attila) von Ungarland, endlich Gehör; aber Rüdiger muß ausdrücklich sich verpflichten, ihr gegen jeden Feind beizustehen. Hagen widerrieth, da er Unheil voraussah, doch die Könige wünschten, daß es ihrer Schwester nach so langem Leide wieder wohl gehe. So zog sie bald mit Rüdiger von dannen, begleitet von hundert Frauen und ihrem Marschall und seinen Mannen.

In Tulna kam ihr König Etzel mit zahlreichem Gefolge entgegen. Am folgenden Tage zog man nach Wien, wo die Hochzeit siebzehn Tage lang unter glänzenden Festspielen gefeiert wurde; am achtzehnten Morgen setzten sie ihre Reise fort, bis sie nach Etzelnburg gelangten, wo sie mit Ehren empfangen wurden.

Im siebenten Jahre erfreute Kriemhilde ihren Gemahl durch ein Söhnlein, das in der Taufe den Namen Ortlieb erhielt. Darüber erfreute sich ganz Hunnenland, da Kriemhilde große Liebe genoß. Dennoch wurde sie nicht froh; auch die Rache, die sie an Hagen zu nehmen gedachte, ließ ihr keine Ruhe. Da bat sie einst ihren Gemahl, er möge ihre Verwandten aus dem Burgundenlande einladen, damit sie sähen, wie wohl es ihr erginge. Gern gewährte Etzel die Bitte.

Die einladenden Boten wurden von König Gunther freundlich aufgenommen. Alle riethen zur Fahrt, nur Hagen nicht, der die Einladung für eine Falle hielt. Als ihm aber der junge Giselher sagte, er solle daheim bleiben, da erzürnte Hagen, daß man glauben könnte, er fürchte sich vor irgend Jemand, und nun rieth er selbst zur Fahrt.

König Gunther rüstete sich auf Hagen's Rath wie zu einem Kriegszuge. Tausend und sechzig der erlesensten Ritter und neuntausend Knechte mußten ihn begleiten, und noch tausend Nibelungen schlossen sich ihnen an.

Unter Hagen's Anführung zogen sie den Rhein und Main aufwärts durch Ostfranken, dann ritten sie südlich zur Donau. Hier wurde ihnen die Unglücksbotschaft von den badenden Meerweibern, daß sie Alle in Etzel's Land das Leben verlieren würden.

Auf ihrem weiteren Vordringen wurden sie von dem Markgrafen von Baiern angegriffen, gelangten aber, nachdem sie den feindlichen Angriff abgeschlagen, glücklich über Passau in Rüdiger's Land, wo sie freundlich aufgenommen wurden. Rüdiger verlobte seine Tochter mit Giselher und begleitete nach drei Tagen den Zug mit fünfhundert Mannen und schickte einen Boten voraus, dem König Etzel die Ankunft der Burgunden zu verkünden.

—o—

17. Fortsetzung.

Kriemhilde empfing die Nibelungen (so werden die Burgunden auch genannt, seitdem der Nibelungenhort in ihre Gewalt gekommen war) mit falschem Muth; nur Giselheren küßte sie. Als Hagen dies sah, band er den Helm fester und sprach: „Nach solchem Gruß mögen sich die Helden bedenken; man grüßet verschieden die Könige und ihren Bann; wir haben nicht gute Reise zu dieser Hochzeit gethan."

Nachdem Kriemhilde erwidert, daß seine Freundschaft für sie keines Grußes werth sei, fragte sie nach dem Nibelungenhort, worauf Hagen bitter und höhnisch antwortete.

Nun schließt Hagen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Volker, dem Spielmann; beide bewachten den Schlafsaal während der Nacht und ermahnten am Morgen die Burgunden, statt der Festkleider die Rüstung anzulegen, unter dem Vorgeben, das sei so unter ihnen Sitte und Gebrauch. So ließ man den König Etzel von der bestehenden Feindseligkeit in Unkenntniß und er hätte das Unheil wohl noch wenden können.

Nach der Messe wurden Kampfspiele abgehalten, die ohne Störung vorübergingen, bis zuletzt noch Volker aus Uebermuth einen hunnischen Ritter mit dem Speere durchrannte. Indem Etzel die Seinigen zurückhielt, verhinderte er, daß schon jetzt der Kampf entbrannte.

Als man zu Tische ging, suchte Kriemhild Dietrich zu bewegen, Siegfried's Tod an Hagen zu rächen: allein der edle Held wollte sich zu keiner Untreue hergeben. Da wandte sie sich an Blödelin, Etzel's Bruder, und gewann ihn durch glänzende Versprechungen. Sogleich befahl dieser seinen Mannen, sich zu bewaffnen.

Kriemhilde setzte sich mit Etzel zu Tische. Während des Mahles ließ sie ihren Sohn Ortlieb herbeibringen und Etzel empfahl ihn seinen Verwandten, worauf Hagen mit höhnischer Rede bei Allen Mißmuth erregte.

Unterdessen drang Blödelin mit seinen Mannen in den Saal, wo Dankwart mit den Knechten zu Tische saß. Anstatt dessen Gruß zu erwidern, erklärte er, er sei gekommen, um Siegfried zu rächen, den sein Bruder Hagen erschlagen habe. Da Blödelin sich durch Dankwart's Betheuerung, daß er an dem Morde unschuldig sei, nicht abhalten ließ, vorzudringen, riß Dankwart sein Schwert aus der Scheide und schlug mit raschem Streich Blödelin das Haupt ab. Nun erhob sich ein gewaltiger Kampf, in dem außer ihm alle Burgunden erschlagen wurden.

Mit Blut bedeckt und das entblößte Schwert in der Hand gelang es Dankwart, zu den Seinigen zu gelangen. Und nun rief er mit mächtiger Stimme in den Saal hinein: „Wie sitzt Ihr so lange, Bruder Hagen? Euch und Gott im Himmel klage ich unsere Noth. Ritter und Knechte liegen allesammt in der Herberge erschlagen."

Nachdem Hagen Dankwart aufgefordert, die Thüre zu bewachen und keinen Hunnen hinauszulassen, rief er:

„Ich hörte schon lange von Kriemhilde sagen, daß sie ihr
Herzeleid nicht wolle ertragen; so laßt uns nun
Die Minne trinken und opfern des Königs Wein*);
Der junge Vogt der Hunnen, der muß der allererste sein."

*) Einer alten heidnischen Sitte gemäß wurde am Ende des Mahles ein Becher geleert als Gedächtniß für die Verstorbenen, als Opfer für die Todten (Minne bedeutet ursprünglich Gedächtniß); so wurde nun hier das Gastmahl beschlossen mit dem Minnetrinken für Siegfried, der Trank aber war Blut, und Schwerter waren die Becher; des Königs Wein war das Opfer, des Königs Blutwein, das Blut der Seinen, das Blut seines Sohnes.

Und schnellen Streiches schlug er dem Knaben Ortlieb das Haupt ab, daß es Kriemhilde in den Schooß rollte, erschlug des Kindes Hofmeister und hieb dem Fiedelmann Warbelin, der die Burgunden nach dem Hunnenlande geladen, die rechte Hand ab. Und immer gräßlicher wüthete er unter den Hunnen, von denen auch Volker eine große Zahl erschlug. Nun wollten die Könige den Streit schlichten, aber umsonst: sie wurden selbst in den Kampf gezogen, der immer wilder entbrannte. König Etzel wurde mit Kriemhilde durch Dietrich aus dem Saale geführt, Hagen aber und Volker traten heraus und verhöhnten Etzel und seine Mannen. Iring von Dänemark und Irnfried von Thüringen und Harwart wurden im weitern Kampfe getödtet und ihre Kriegsvölker erschlagen.

Am Abend aber ließ Kriemhilde den Saal in Brand stecken. Schnell loderten die Flammen empor, daß die Burgunden vor Hitze und Durst verschmachteten. Auf Hagen's Rath tranken sie von dem Blute der Erschlagenen und fanden sich dadurch wunderbar gestärkt; die herabfallenden Brände hielten sie mit den Schilden von sich ab. So verbrachten sie die Nacht unter schrecklichen Qualen. „Eine höllische Hochzeit fürwahr hat uns die Königin angerichtet," sagte Hagen.

18. Fortsetzung.

Mit Anbruch des Tages hub der Kampf von Neuem an. Nun kam auch Rüdiger herbei und sah das große Leid auf beiden Seiten; gern hätte er Frieden gestiftet, aber der König Etzel wollte nun nicht mehr in eine Schlichtung der Streitigkeiten willigen. Weinend beklagte Rüdiger sein Geschick, daß er Pflicht und Treue brechen mußte: den Gastfreunden oder seinem Gebieter. Als er aber auf die Bitten Etzel's und Kriemhilde sich entschlossen hatte, den Burgunden den Kampf zu bieten: da erschraken diese, denn gerade von ihm hatten sie noch eine Sühnung des Streites gehofft. Es entbrannte bald ein furchtbarer Kampf. Rüdiger schlug Gernot durch den Helm, daß das Blut niederfloß; aber, obgleich auf den Tod verwundet, brachte Gernot dem edlen Markgrafen noch eine solche Wunde bei, daß er davon ersterben mußte. Der Kampf dauerte fort, bis alle Mannen Rüdiger's erschlagen waren. Als man Rüdiger's Leiche heraustrug, erhob sich unendlicher Jammer unter den Hunnen.

Die Königsburg widerhallte vom Wehruf. Als Dietrich die Klage vernahm, sandte er Helferich dahin, um zu erkunden, was geschehen sei. Weinend kam er zurück mit der Nachricht, daß Rüdiger erschlagen sei. Dietrich konnte es noch nicht glauben und schickte Hildebrand zu den Burgunden, um die Wahrheit zu erfahren. Um vor Hagen's Hohn gesichert zu sein, ließ er sich von allen Recken Dietrich's begleiten. Auf Hildebrand's Frage entgegnet Hagen: „Die Mär ist wahr, wenn schon ich wollte, sie wäre gelogen und der gute Rüdiger lebte noch, um den zu weinen Männern und Weibern wohl ansteht."

Hildebrand verlangte nun, man solle ihm der Helden Leichen zur ehrenvollen Bestattung ausliefern; Volker aber antwortete mit Hohn, sodaß Wolfhart, Hildebrand's Neffe, trotz des Oheims Warnung, den Kampf begann, der bald allgemein wurde. Hildebrand erschlug den kühnen Volker, Helferich den starken Dankwart, aber auch Wolfhart, der, Alles niederhauend dreimal die Runde um den Saal gemacht hatte, ward von Giselher erschlagen; während er zusammenstürzte, erhob er die Waffe und erschlug den Gegner.

Nun waren von den Burgunden nur Hagen und Gunther und von Dietrich's Mannen nur der alte Hildebrand am Leben geblieben, sonst waren von beiden Seiten Alle gefallen.

Nun ging Dietrich mit Hildebrand zum Saal, vor dem Hagen und Gunther angelehnt standen. Noch war Hagen nicht entmuthigt; „ich bin wohl Manns genug, Dietrich zu bestehen," rief er, als er die Beiden herankommen sah. Dieser machte ihnen bittere Vorwürfe über Rüdiger's und der Seinigen Tod; doch bot er ihnen an, sie zu schützen und sie in ihr Land zu geleiten, wenn sie sich ihm als Geisel ergeben wollten. „Das verhüte Gott im Himmel," entgegnete Hagen, „daß sich zwei Degen ergeben sollten, die noch so gewaffnet dastehen!" Als auch Hildebrand zuredete, verhöhnte ihn Hagen, daß er vor ihm geflohen sei. Da ergrimmte Dietrich, sprang gegen Hagen und schlug ihm eine breite Wunde; doch wollte er ihn nicht tödten, daher umschloß er ihn mit kräftigem Arm und brachte ihn Kriemhilden gebunden, worüber diese hocherfreut war. Sie ließ ihn in ein Gefängniß bringen.

Nun kam aber Gunther, sich an Dietrich zu rächen; doch auch er ward nach kurzem Kampfe überwunden und ebenfalls der Königin gebracht, die ihn höhnisch bewillkommnete und in ein anderes Gefängniß bringen ließ. Dietrich bat, sie möge die beiden Helden am Leben lassen um seinetwillen und Kriemhilde stellte sich, als wolle sie es thun.

Kaum aber hatte Dietrich den Rücken gewandt, so beschloß sie grimmige Rache. Sie ging zu Hagen und versprach ihm, seiner zu schonen, wenn er ihr den geraubten Schatz wieder geben wolle; dieser aber erwiderte, er habe einen Eid geschworen, nie zu entdecken, wo der Hort liege, so lange noch Einer von seinen Herren am Leben sei.

Da ließ Kriemhilde ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trug es selbst zu Hagen. „So ist es ergangen, wie ich gedacht," rief er aus, als er das Haupt des geliebten Herrn erblickte. „Nun ist von Burgunden der edle König todt, Giselher der junge und auch Gernot; den Schatz weiß nun Niemand, als Gott und ich allein: er soll, Teufelinne, immer wohl verhehlet sein."

Ergrimmt riß ihm Kriemhilde das Schwert aus der Scheide, das nämliche, das Siegfried getragen hatte, als sie ihn zum letzten Male sah, und schlug dem Verhaßten das Haupt ab.

Mit Schaudern sah es König Etzel und rief auf: „Wehe! wie ist hier gefällt von eines Weibes Händen der allerbeste Held, der je in Sturm gefochten und seinen Schildrand trug! So Feind ich ihm gewesen, mir ist Leid um ihn genug."

Aber sie sollte sich ihrer That nicht lange erfreuen; denn als sie sie

kaum vollbracht, sprang Hildebrand voll Grimm auf sie zu und erschlug sie. Dietrich und Etzel aber erhoben laute Klage um die Gefallenen.

„Mit Leiden war geendet des Königs hohes Fest,
Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt."

—o—

19. Inhalt des Liedes Gudrun.

Hagen war der Sohn des Königs Siegebant und einer norwegischen Königstochter. Als er sieben Jahre alt war, veranstaltete der König ein großes Fest, das sehr traurig endete, denn während desselben kam ein wilder Greif herbeigeflogen und raubte das Kind, das man für unrettbar verloren hielt.

Der Knabe wurde aber gerettet und kam in eine Höhle, wo er drei Jungfrauen fand, die früher ebenfalls vom Greif geraubt worden waren, sich aber gerettet hatten. Mit diesen lebte er lange in der Wildniß und wuchs zum kräftigen Jüngling heran. Einst scheiterte ein Schiff an dem nahen Meeresufer; Hagen schlich sich zum Gestade, auf welchem er einen todten Mann fand, dem er die Rüstung auszog. Kaum hatte er sich damit gewaffnet, als der alte Greif herbeigeflogen kam, um ihn zu zerreißen. Hagen aber überwand den Greif und seine Brut.

Nun übte er sich im Schießen und erlegte viele Thiere. Eines Tages erlegte er ein wildes Unthier, dessen Blut er trank und dadurch eine solche Stärke erlangte, daß er nun selbst Löwen bezwingen konnte.

Als einst ein Schiff an das Ufer kam, wünschte Hagen und die drei Jungfrauen in die Heimath zurückzukehren. Der Graf von Garadin aber, der Herr des Schiffes, war ein Feind von Hagen's Vater und wollte Hagen als Geisel behalten; doch als die Schiffsleute ihn fangen wollten, wehrte er sich grimmig und warf wohl dreißig von ihnen in's Meer. Die Uebrigen mußten sich seinen Befehlen fügen und ihn nach Irland fahren, wo er sogleich seine Eltern benachrichtigen ließ.

Der König und seine Gemahlin gingen ihm entgegen und als sie sich überzeugt hatten, daß Hagen ihr geraubter Sohn sei, war ihre Freude unbeschreiblich. Die Jungfrauen wurden freundlich aufgenommen. Nun ward Hagen in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet und als er zum Manne herangereift war, trat ihm sein Vater das Reich ab, und er vermählte sich mit Hilde, der schönen Königstochter aus Indien. Ihre Tochter, nach der Mutter ebenfalls Hilde genannt, wurde schon im zwölften Jahre so schön, daß viele edle Fürsten um sie warben. Hagen wollte sie aber Keinem zum Weibe geben, der nicht mächtiger wäre, als er selbst; und er ließ viele Boten aufhängen, die nach Irland gesandt wurden, um seine Tochter zu werben.

Von der schönen Hilde hörte der mächtige König Hettel von Hegelingen und beschloß, sie zu gewinnen. Die Helden Wate, Frut und Horant übernahmen die Botschaft. Herrlich ausgestattet und mit zahlreicher Mannschaft schifften sie nach Irland, wo sie den König Hagen reich beschenkten und dessen Schutz suchten, da sie von König Hettel vertrieben worden seien. Hagen versprach ihnen Frieden und Geleit und nahm sie freundlich auf.

Nachdem Wate durch Tapferkeit und Frute durch Freigebigkeit bei Hagen sich in Gunst gesetzt hatten, begann Horant eines Abends so schön zu singen, daß Alle darüber verwundert waren und die Königstochter ihn bitten ließ, sie jeden Abend mit seinem Gesange zu erfreuen. Da fand Horant Gelegenheit, ihr die Werbung Hettel's zu verkünden; und als Hilde erfahren, daß Hettel ein mächtiger König sei, an seinem Hofe den Gesang pflege und noch besser singe, als er, ließ sie sich gern bewegen, mit ihm zu entfliehen.

Als Horant das dem alten Wate verkündet, wurden alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen. Auf Hagen's Frage, warum sie abreisen wollten, erwiderte Wate, Hettel habe nach ihnen gesandt, um sich mit ihnen zu versöhnen. Zum Beweis aber, daß ihnen der König seine Gnade nicht entziehe, möge er ihnen selbst das Geleit geben und den Frauen erlauben, die großen Schätze zu besehen, die sie auf den Schiffen aufgespeichert hätten, was Hagen zusagte.

Am nächsten Morgen ritt der König mit den Frauen und vielen Rittern zu den Schiffen; sobald aber die Frauen ein Schiff bestiegen hatten, trennte man die Mutter von der Tochter; die bewaffneten Ritter, die sich bis dahin verborgen gehalten hatten, sprangen hervor, die Segel wurden aufgezogen und die Fremden fuhren mit Hilden davon. Hagen wüthete über den Streich und wollte den Räubern sogleich nachsetzen; allein seine Schiffe waren nicht gerüstet und er mußte den Abziehenden ohnmächtig nachsehen. Diese gelangten glücklich in Hettel's Land, wo sie auf's Herzlichste bewillkommnet wurden.

Doch bald sah man Hagen's Schiffe heransegeln. Der Kampf begann, sobald Hagen mit seiner Mannschaft das Land betreten hatte. Hagen verwundete Hettel, doch auch jener gerieth durch Wate in große Noth. Nun flehte Hilde diesen fußfällig an, des Vaters Wunde zu verbinden, da Wate in der Arzneikunst wohl erfahren war. Er wollte es jedoch nicht eher thun, als bis Hagen sich mit Hettel versöhnt habe. Leicht kam nun der Friede zu Stande; es ward Hettel's Hochzeit mit Hilden mit großer Pracht gefeiert, worauf Hagen freudig schied, um seiner Gemahlin die glückliche Kunde zu bringen.

20. Fortsetzung.

Hettel herrschte mit Macht und Weisheit in seinem Lande und genoß des schönsten Glückes mit seiner geliebten Hilde. Nachdem ihnen ein Sohn, Ortwin, geboren, erfreute sie auch die Geburt einer Tochter, Gudrun genannt. Diese erwuchs bald zu so hoher Schönheit, daß sich der Ruf derselben über alle Lande verbreitete, und viele mächtige Fürsten um sie warben, ohne sie jedoch gewinnen zu können.

Hartmuth, der König der Normannen, wurde mit Stolz abgewiesen, weil sein Vater Ludwig Hagen's Dienstmann gewesen sei; da er aber Gudrun um jeden Preis gewinnen wollte, so rüstete er sich zum Kriege. Gleichen Entschluß faßte auch Herwig, der König aus Seeland, der ebenfalls abgewiesen worden war, obgleich er der Jungfrau gar wohl gefiel. Noch ehe Hartmuth gerüstet war, erschien er mit dreitausend Mann vor

Hettel's Burg. Hettel zog ihm entgegen und empfing manche Wunde von ihm. Gudrun sah dem Kampfe von dem Fenster aus zu und bewog die Kämpfenden, einen Waffenstillstand zu schließen. Herwig gefiel durch sein ritterliches Wesen, seine Gestalt und sein Benehmen so wohl, daß Hettel in in ihre Verlobung willigte; nur verlangte die Königin Hilde, daß die Tochter noch ein Jahr bei ihr bliebe. Als Siegfried von Moorland hiervon Kunde erhielt, ließ er Herwig Fehde ansagen und fiel mit achtzigtausend Mann in sein Land ein. Herwig wehrte sich tapfer, hätte jedoch unterliegen müssen, wenn ihm nicht Hettel auf Gudrun's Bitte zu Hülfe gekommen wäre. Vor dieser vereinten Macht zog sich Siegfried zurück.

Unterdessen fiel Hartmuth mit seinem Vater Ludwig in Hettel's Land, da er gehört, daß dieses von Kriegern entblößt sei. Sie erstürmten die Burg nach tapfrer Gegenwehr und entführten Gudrun mit ihren Frauen, unter denen sich auch Hildeburg befand, welche eine der nie alternden Jungfrauen war, die mit Hagen bei den Greifen gewesen und mit dessen Tochter Hilde von Hettel's Mannen fortgeführt worden war.

Auf diese Unglücksnachricht hin schloß Hettel mit Siegfried Friede und gewann in ihm einen Kampfgenossen gegen Hartmuth. Da es aber an Schiffen fehlte, die Räuber zu verfolgen, so wurden siebzig Pilgerschiffe, die in der Nähe lagen, mit Gewalt weggenommen.

Die Normannen, die sich auf dem Wulpensande gelagert, hatten kaum Zeit, die Waffen zu ergreifen, als Hettel anstürmte. Es entstand ein furchtbarer Kampf und auf weite Strecken hin waren Meer und Strand voll Blut und mit Leichen erfüllt. Gudrun sah von fern dem wüthenden Kampfe zu, weinte laut und zitterte für das Leben ihrer Freunde.

Als die Nacht anbrach, traf Hettel mit Ludwig zusammen, dem es zuletzt gelang, seinen Gegner zu tödten; während der Nacht aber, da der Kampf nicht mehr fortgesetzt werden konnte, verließen Hartmuth und Ludwig die Insel und am Morgen war kein Feind mehr zu sehen.

———o———

21. Fortsetzung.

Eine neue Generation muß heranwachsen, ehe der Rachezug gegen die Normänner unternommen werden kann. Unterdessen wird Gudrun nach der Normandie abgeführt. Schon auf dem Meere erklärte sie aber, daß sie dem Herwig ihre Treue bewahren werde, worauf sie Ludwig in die See wirft, Hartmuth aber an den Haaren wieder herauszieht. Da sie sich indessen beharrlich weigert, dem Normannen ihre Hand zu reichen, wird sie während der Zeit, daß ihr Entführer auf einer langen See- und Raubfahrt abwesend war, von dessen Mutter Gerlinde, der „Teufelin", auf's Schrecklichste gequält und zu den niedrigsten Diensten gezwungen, wobei ihr Hildeburg getreulich hilft. Nur Ortrun, Hartmuth's Schwester, zeigt ihr Freundschaft und Theilnahme.

Unterdessen waren dreizehn Jahre verflossen, aber Frau Hilde hatte ihre Tochter nicht vergessen. Sie hatte viele tüchtige Schiffe erbauen lassen, und als diese fertig waren, ließ sie ihre Freunde zum Kriegszug

gegen die Normannen entbieten. Alle Helden, die auf dem Wulpensande gefochten hatten, sagten zu und stellten sich zur festgesetzten Zeit ein.

Gudrun und Hildeburg wuschen am Strande. Da erblickten sie eine Barke mit zwei Männern. Es waren Ortwin und Herwig.

Dô si gewarten lange, dô sâhens ûf dem sê
Zwêne in einer barken und ander niemen mê.
Dô sprach frowe Hiltbure ze Gûdrûn der rîchen:
„Dort sihe ich fliezen zwêne, die mügen dînen boten wol gelîchen."

Nach langem Harr'n und Warten, da sahen sie auf dem Meer
Zwei in einer Barke und anders Niemand mehr.
Da sprach Frau Hildeburg zu Gudrun der reichen:
„Dort seh ich Zweie schwimmen; deinen Boten scheinen sie zu gleichen."

Als sie gelandet, wollten die Mädchen fliehen, wurden aber bewogen zu bleiben.

Auf ihre Nachforschungen entgegnete Gudrun:

Sie sprach: „Wie ihr auch heißet, ihr seid untadelig.
Einem, den ich kannte, gleicht ihr seltsamlich;
Er war geheißen Herwig, und war von Seelanden;
Wenn der Held noch lebte, so löst' er uns aus diesen strengen Banden.

Ich bin auch ihrer Eine, die mit Hartmuth's Heer
Im Streit gefangen wurden und geführet über Meer.
Ihr suchet Gudrunen: Das thut ihr ohne Noth,
Die Magd von Hegelingen fand vor großem Leid den Tod."

Da thränten Ortweinen seine Augen licht,
Die Kunde ließ auch Herwig unbeweinet nicht.
Als sie das vernahmen, daß gestorben wäre
Die Magd von Hegelingen, das belud ihr Herz mit großer Schwere.

Als sie die Helden beide vor ihr weinen sah,
Die geraubte Jungfrau sprach zu ihnen da:
„Ihr gehabt euch also bei dieser Trauermäre,
Als ob die edle Gudrun euch verwandt, ihr guten Helden, wäre."

Da sprach der König Herwig: „Wohl traur' ich um die Maid;
Sie ist mein Weib gewesen auf alle Lebenszeit.
Sie war mir zugeschworen mit Eiden fest und stäten;
Nun hab' ich sie verloren durch des alten Ludwig's grimme Räthe."

„Ihr wollt mich betrügen," sprach die arme Magd,
Von Herwigens Tode ward mir oft gesagt.
Die höchste Wonn' auf Erden sollt' ich in ihm gewinnen;
Wär' der noch am Leben, so hätt' er längst mich geführt von hinnen."

Da sprach der edle Ritter: „So seht meine Hand,
Ob ihr das Gold erkennet; Herwig bin ich genannt.
Mit diesem Mahlschatz sollt' ich Gudrunen minnen;
Seid ihr denn meine Gattin, wohlan, ich führ' euch minniglich von hinnen."

Wie nach der Hand sie schaute und nach dem Ringelein,
Da lag in dem Golde von Abale der Stein,
Der beste, den sie je gesehn all' ihres Lebens Tage;
Einst hat ihn Gudrune, die schöne, selber an der Hand getragen.

Sie lächelte vor Wonne. Da sprach das Mägdelein:
„Das Gold erkenn' ich wieder, vor Zeiten war es mein.
Nun sollt ihr dieses sehen, das mein Gebieter sandte,
Da ich armes Mädchen mit Freuden war in meines Vaters Lande."

Wie nach der Hand er schaute, und das Gold ersah,
Herwig, der edle, sprach zu Gudrun da:
„Dich hat auch anders Niemand als Königsblut getragen,
Nun hab' ich Freud' und Wonne gesehn nach langem Leid und bösen Tagen."

Da umschloß er mit den Armen die herrliche Maid;
Was sie gesprochen hatten, gab ihnen Lieb und Leid.
Auch bedeckt er mit Küssen den Mund, die Niemand zählte,
Ihr und Hildeburgen, der minniglichen Magd, der auserwählten.

(Uebersetzung von Simrock.)

22. Fortsetzung.

Dem Wunsche Herwig's, die Frauen sofort mit sich zu nehmen, widersetzte sich Ortwin; er wollte sie, die mit Gewalt geraubt worden war, nicht feig wegstehlen, zumal da ihre Gefährtinnen dadurch preisgegeben wurden.

„Ich thu' es, liebe Schwester, nicht aus Haß zu dir;
Doch deine edlen Maide nur also retten wir.
Ich kann dich nicht von hinnen führen als in Ehren;
Du sollst unbescholten Herwig deinem Liebsten Minne gewähren."

So schieden sie traurig von einander. Mit der Morgenröthe aber des nächsten Tages erschien ein großes Heer vor der Burg. Hartmuth und Ludwig, die Könige, zogen an der Spitze ihrer Kämpfer ihm entgegen. Da gab auch Wate das Zeichen zum Angriff und es begann ein heftiger Kampf. Die Burg wurde erobert, Ludwig fand den Tod in der Schlacht und Frau Gerlind, die schon die Ermordung der Gudrun befohlen hatte, fiel durch Wate's Hand. Hartmuth war von Wate hart bedrängt worden, aber da bat Ortrun, die Schwester, die immer freundlich gegen Gudrun gewesen war, diese möge sich für ihn verwenden. Sie sprach:

„Laß dich erbarmen, edles Fürstenkind, so vieler meiner Sippen, die
hier erschlagen sind, und gedenk', wie dir gewesen, da man den

Vater erschlug, den deinen: Edle Königin, nun habe ich heute verloren, den meinen! Nun siehe, edle Jungfrau, das ist eine große Noth, mein Vater und meine Verwandten, die sind schier alle todt; nun steht der Recke vor Waten in großer Gefahr: Verliere ich den Bruder, so muß ich eine Waise sein fürwahr! Und lasse m ch das genießen," sprach das edle Kind, „a's d ch Niemand beklagte, von Allen, die hier sind, da hattest du keine Freunde, als mich ganz allein: was dir Jemand that zu Leide, zu allen Zeiten mußt' ich um dich weinen!"

Da erbarmte sich Gudrun der treuen Freundin; sie rief Herwigen zu, dem Kampfe zwischen Hartmuth und Wate ein Ende zu machen.

Die Heimfahrt, war glücklich. Frau Hilde, welcher man Boten vorausgesendet hatte, ihr die frohe Kunde zu bringen, zog den Zurückkehrenden bis an den Strand entgegen, wo sie mit der größten Pracht empfangen wurden.

Hilde erkannte ihre Tochter nicht wieder; als sie ihr gezeigt wurde, trat sie ihr entgegen. „Wer möchte ihnen vergelten mit Golde diese Freude, die sie gewonnen, da sie einander küßten? ihres Leides war da viel zerronnen."

Nun ließ Hilde die Vorbereitungen zu Herwig's Vermählung mit Gudrun treffen; diese aber bewog ihren Bruder Ortwin, um die edle Ortrun zu werben und als Hartmuth dies erfuhr, war er gern bereit, sich mit der treuen Hildeburg zu verloben. Und um den Frieden allgemein zu sichern, wurde Herwig's Schwester mit Siegfried, dem Könige von Moorland, verlobt, der auch an dem glücklichen Kriegszuge theilgenommen hatte. Es ward sogleich nach der Jungfrau gesandt, damit ihre Vermählung zugleich mit der Hochzeit der übrigen gefeiert werden könne.

Nun wurde die vierfache Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert. Die Fahrenden (Sänger) ließen ihre Künste schauen und wurden reichlich belohnt. Nach vollendeten Feierlichkeiten erhielt Hartmuth sein Land wieder, worauf er mit seiner Gemahlin in dasselbe zurückkehrte.

Auch die andern Könige kehrten in die Heimath zurück. Ortwin und Herwig schwuren sich vor dem Abschiede feste Treue zu Schutz und Trutz.

—o—

23. Das Heldenbuch.

Zu Ende des 13. und 14. Jahrhunderts verliert sich wieder das Interesse für die einheimischen Sagen und das deutsche Nationalepos theilt den Verfall, der die ganze Ritterpoesie trifft. Während aber die fremden Sagenstoffe an zu großer Fülle und Erweiterung leiden und mittelmäßige Dichter sich abmühen, die wachsende Masse zu bewältigen und in Eins zu verbinden, sehen wir umgekehrt die Sagen von Dietrich und Siegfried immer mehr abnehmen, bis sie zuletzt wieder zu einzelnen Liedern zusammenschwinden, die durch Bänkelsänger noch im Gedächtniß des Volkes erhalten werden. Die einzelnen jenen Sagenkreisen angehörenden Erzählungen, die immer mehr in den rohen Volkston übergehen,

sind im 15. Jahrhundert in einigen Sammelwerken, die den Titel Heldenbuch führen und wovon das des Kaspar von der Roen (1472) das vollständigste ist, zusammengestellt worden.

Der poetische Werth dieser an Riesen- und Drachensagen reichen Dichtungen ist theilweise sehr gering, die ewigen Wiederholungen ermüden, zumal da die unkünstlerische Form und der eintönige Versbau keinen Ersatz für die Dürftigkeit des Inhalts bieten.

Eine Anzahl deutscher Heldensagen wurden in Prosa übertragen und in der nordischen Vilkinasage gesammelt. Einige wurden später auch in Volksbücher umgewandelt.

—o—

24. Sagen von der Tafelrunde und dem heiligen Gral.

In der Tafelrunde und der Gralsage traten besonders hervor der Frauendienst und die Minne. Diese Sagenkreise haben ihren Boden in Wales und in der von den geflüchteten Briten bevölkerten französischen Provinz Bretagne. Durch den Zusammenstoß so vieler Völker in den Kreuzzügen wurden, wie in der Völkerwanderung die Sagen und Erzählungen vertragen und verpflanzt, und da der Verkehr das Erlernen fremder Sprachen erleichterte, so läßt sich leicht erklären, wie diese bretonischen Bearbeitungen, die angemessener waren dem Geiste der Zeit, als die antiken Sagen oder das Nationalepos, die der Minne entbehrten, auf deutschem Boden heimisch werden konnten. Der Reiz der Neuheit und das durch die Kreuzzüge geweckte Interesse am Religiösen und Mystischen gaben ihnen Werth und Ansehen.

Anfangs war die Sage von König Artus, dem Verfechter der keltischen Nationalität und des Christenthums gegen die Angelsachsen ebenso einfach wie die deutschen Sagen. Erst durch ihre Verbreitung in Frankreich und durch die Kreuzzüge schlossen sich die Erzählungen vom Ritterbunde der Tafelrunde, den Arthur's Vater auf den Rath des Zauberers Merlin gegründet und wozu nur Tapferkeit, hohe Geburt, Lehnstreue und andere Rittertugenden Zutritt gewährten, sowie die Sagen vom heiligen Gral*) an die Artussage an.

—o—

25. Hartmann von der Aue.

Die epischen Dichtungen Hartmann's von der Aue (im Schwäbischen um 1170—1220), welche dem britischen Sagenkreise entnommen sind „Iwein" oder „Ritter mit dem Löwen" und „Erek," noch mehr aber die schwäbische Legende vom „armen Heinrich" zeichnen sich aus durch edle, fromme Gesinnung, vereinigt mit Zartheit und Tiefe der Empfindung, Gemüthlichkeit und feinem Gefühl. In der letzteren an sich wenig poetischen Sage hat Hartmann die Treue und Hingebung eines reinen Gemüthes und das häusliche Stillleben so

*) Unter dem „heiligen Gral" dachte man sich eine kostbare Schale, deren sich Christus beim letzten Abendmahl bedient und in der Joseph von Arimathia bei der Grablegung das Blut des Herrn aufgefangen haben sollte.

anziehend und gemüthvoll geschildert, daß sich die Legende seitdem als Volkserzählung erhalten hat.

Der arme Heinrich (ein reicher Ritter) wird vom Aussatze befallen; verzweifelnd zieht er nach Salerne, wo ihm ein weiser Arzt sagt, daß er durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden könne, die sich freiwillig für ihn dem Tode weihe. Aller Hoffnung beraubt, kehrt er in die Heimath zurück, wo er alle seine Güter verschenkt und sich auf eine kleine Meierei zurückzieht, welche ein Bauer bewirthschaftete, der durch Heinrich's Güte großen Wohlstand erworben hatte. Dieser pflegte ihn getreulich, von seinem Weibe, besonders aber von seiner Tochter, einem zwölfjährigen Mädchen, in seiner Menschenfreundlichkeit unterstützt. Diese erfährt nach drei Jahren zufällig das Mittel, durch welches allein ihr Herr gerettet werden könne und entschließt sich sogleich, ihm ihr Leben zu opfern. Trotz allen Einreden der Eltern sowie Heinrich's selbst reist sie nach Salerne. Dort verhindert Heinrich ihre Ermordung, der wegen seiner Frömmigkeit vor Gott Gnade findet, geheilt wird und nun das Mägdlein zum Weibe nimmt, um ihre liebevolle Treue zu belohnen.

—o—

26. Epische Dichtungen.

Wolfram von Eschenbach. Gottfried von Straßburg.

Wolfram, ein armer Ritter aus Eschenbach in Franken, der sich am Hofe Hermann's von Thüringen aufhielt, und in der glänzendsten Zeit der Hohenstaufen lebte, bildet den Höhepunkt des ritterlichen Epos. Wahrscheinlich ist Wolfram im letzten Drittel des zwölften Jahrhunderts geboren und um das Jahr 1230 gestorben. Die Erziehung seiner Zeit legte es bei edlen Rittern auf Gelehrsamkeit nicht an, und so kam es denn, daß Wolfram weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte und seine Werke einem Schreiber dictiren mußte. Dagegen hatte er sich im Leben mancherlei Kenntnisse erworben, die er bei jeder Gelegenheit in seinen Gedichten zur Schau trug.

Wolfram dichtete den Parzival zwischen 1205 und 1215, und zwar nach einem französischen Vorbilde. Außerdem sind von seinen Werken auf unsere Zeit gekommen: acht lyrische Gedichte (Minnelieder), „Wilhelm von Orange", die romantische Schilderung der Thaten Wilhelm's des Heiligen und der „Titurel", ein Gedicht, das mit Parzival in engstem Zusammenhange steht, und aus denselben Quellen entnommen ist.

In Wolfram und Gottfried von Straßburg erreichte das Ritterepos seine höchste Stufe. Der Letztere (um 1220) bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu Wolfram.

Während Wolfram in seinem Parzival den Ernst des Lebens vorführt und in seinem Helden die sittliche Größe, die Charakterfestigkeit und den Adel der Gesinnungen und Bestrebungen preist, aber seinen gehaltvollen Sinn nicht selten in geheimnißvolles Dunkel kleidet und durch seine gehobene, feierliche Sprache das Verständniß seines Gedichtes erschwert, so schildert das Weltkind Gottfried in seinem Gedichte „Tristan

und Isolde" den Leichtsinn, die Charakterschwäche, die Sündhaftigkeit und die irdischen Freuden und Genüsse eines von der Liebe beherrschten, dem Sinnentaumel fröhnenden Paares, aber in zierlicher, gefälliger Sprache, in klarer und schöner Darstellung und mit einer bewunderungswürdigen Wahrheit der Beobachtung.

27. Lehrdichtung.

Der unnatürliche, lügenhafte und oft unsittliche Inhalt der herrschenden Ritterdichtungen wurde anständigen und besonnenen Männern allmählich anstößig. So bekämpft Thomasin Tirkler aus Friaul (1216) die leichtfertige Richtung der Zeit in seinem „wälschen Gast." „Freidank's Bescheidenheit" (1229) ist eine Sammlung von Lehren, Denksprüchen, volksthümlichen Sprichwörtern, Räthseln und kleinen Fabeln zur Bescheidung, d. i. Unterweisung, zusammengestellt, die sich dem Geiste nach so eng an Walther von der Vogelweide anschließen, daß man diesen mehrfach für den Verfasser hielt. Er eifert gegen die Hoffahrt und die Entartung des Adels, sowie des Klerus, gegen den Verfall aller Zucht, Gesetzlichkeit und Ordnung im Reich. Ueberall zeigt sich dieselbe kernige, durch und durch gesunde, aus dem edelsten Boden der deutschen Nation aufgewachsene Gesinnung, der echte volksmäßige Ernst, der aus unbefangener Heiterkeit hervorgeht.

Andere Erzeugnisse dieser Art sind die „Klage" von Stricker, einem Dichter aus Oesterreich, der das bürgerliche Element mit dem ritterlichen verbindet; der „Edelstein" von Boner, das erste deutsche Buch, das in Druck erschien (1461) und das in einer Sammlung von Fabeln, Sprüchen und Erzählungen besteht, welche in einfacher, klarer Sprache einen Schatz von gesunden Lebensregeln, von Welt- und Menschenkenntniß enthalten; der „Cato", ursprünglich eine Sammlung lateinisch geschriebener Lebensregeln, die im 13. Jahrhundert in deutsche Verse übertragen wurden und andere Dichtungen, welche in Form der Beispiele während des 14. und 15. Jahrhunderts veröffentlicht wurden.

28. Historisches Lied und Volksbuch.

Die gesunkene Ritterpoesie wieder zu Ehren zu bringen, wollte nicht gelingen. Der Adel war in Genußsucht und rohe Sinnlichkeit verfallen, hatte sich der sanften Regungen der Minne entschlagen und dem Raubwesen und Wegelagern zugewandt. Umsonst waren die Bemühungen des österreichischen Wappendichters Peter Suchenwirt (Ende des 14. Jahrh.); ebenso die des Fürstendieners Mich. Böheim, der trotz seiner Verehrung für den Adel von diesem vor die Thüre gestoßen wurde.

Darum gibt Suchenwirt's Zeitgenosse und Landsmann Heinrich der Teichner endlich alle Hoffnungen auf Wiederbelebung des entarteten Hof- und Ritterlebens auf und spottet sogar des Minnegesanges

und des Frauendienstes, der äußeren Eleganz bei geschwundener Kraft, innerer Rohheit und niedriger Erwerbsucht und der Turniere, die den untergegangenen Heldenmuth ersetzen sollten.

Und als nun gar die Kriege der Schweizer und Ditmarsen wider Fürsten und Adel, die Hussitenschlachten und die Kämpfe der deutschen Städte gegen den Ritterstand die siegreiche Kraft der Bürger und Bauern bewährten, da stimmten endlich alle Dichter und Sänger in den muntern Ton des Volks ein und suchten ihre Gedichte in Form und Inhalt den Bedürfnissen und Wünschen desselben anzupassen. Darum bildete sich wieder wie in den ältesten Zeiten das historische Volkslied aus.

Ebenso wenig konnten die gedehnten Prosaromane, welche an einigen süddeutschen Höfen entstanden, wo der Geschmack für das Ritterthum am Längsten aushielt, sich gegen den Strom der Zeiten halten. Sie wurden später in Volksbücher verkürzt, in welcher Gestalt sie noch heutzutage viel gelesen werden. Die bekanntesten darunter sind: Die vier Haimonskinder, die Erzählung von Fortunatus mit seinem Glückssäckel und Wünschbüchlein, und von den sieben weisen Meistern. Ferner Kaiser Octavianus, die heilige Genoveva, die schöne Magelone, Melusine u. a.

Einige von diesen wie Octavianus, Genoveva und die britische Novelle Chriseldis wurden in neuerer Zeit dramatisch behandelt.

Zweite Periode (1300—1517).

29. Verfall der Poesie.

Dieser Zeitraum gehört zu den unfruchtbarsten für die gesammte Poesie, wofür folgende Ursachen anzuführen sind.

1. die Zersplitterung Deutschlands seit dem Untergange der Hohenstaufen und die selbstsüchtigen Bestrebungen der deutschen Kaiser und Fürsten;

2. die Zerwürfnisse zwischen Staat und Kirche, die endlich die ersehnte Reformation herbeiführten;

3. der geringe Bildungsstand der Geistlichen, der zur Zuchtlosigkeit führte und das Volk zur Verachtung dieses Standes herausforderte. Schon im 13. Jahrhundert war es vorgekommen, daß die sämmtlichen Mönche des Klosters St. Gallen, den Abt mit einbegriffen, nicht schreiben konnten;

4. die Mißachtung der Poesie und Literatur überhaupt von Seiten der Fürsten und des Adels, wie sie sich schon zu Ende des vorigen Zeitraums kund gibt. An die Stelle der fahrenden Sänger treten die Hofnarren, und jene klagen laut über die Kargheit der Großen;

5. die völlige Verwilderung des Adels, dessen Burgen zu Raubnestern geworden waren, von denen aus die edlen Herren brandschatzten, wenn sie Macht genug dazu besaßen;

6. das Uebergehen der Poesie in die Hand der handwerksmäßigen Genossenschaften;

7. die Vergröberung der edlen und feinen mitteldeutschen Mundart durch die allgemeine Rohheit und die Einmischung harter, namentlich österreichischer Elemente;

8. die materielle Richtung der Zeit, insbesondere die Richtung auf Entdeckungen und Erfindungen;

9. die wachsende Ausbreitung der Gelehrsamkeit, die allmählich eine Kluft zwischen Wissenden und Unwissenden schuf, und auf der einen Seite die Poesie gekünstelt und kalt, auf der andern Seite roh und ungeschlacht machte;

10. vielfache äußerliche Bedrängniß, wie Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hungersnoth und Pest.

Weniger übel sieht es in dieser Zeit mit der Prosa aus; sie hebt sich vielmehr fast in allen Gattungen.

30. Schwänke und Volksbücher.

Die tiefbewegte Zeit vor und nach der Reformation, wo die untern Stände mit den obern im Kampfe lagen, die Handwerkerzünfte dem adeligen Ritterthum entgegentraten, die Bettelmönche gegen den vornehmen Prälatenstand ankämpften, brachte die komische Volksliteratur, die zur Ritterpoesie im geraden Gegensatz steht, zur Ausbildung. Eine große Anzahl komischer Volksbücher, in denen Landstreicher, muthwillige Studenten, Possenreißer und Bauern die Hauptrollen spielen, setzen die Lebensweisheit der Sprichwörter, Volkswitze, Schnurren und Fabeln der hochtrabenden Gelehrsamkeit und tiefsinnigen Weisheit entgegen.

Die ältesten Bücher dieser Art sind der Pfaffe Amis von dem österreichischen Dichter Stricker und das auf einer uralten Volkserzählung beruhende und in der Mitte des 15. Jahrhunderts umgearbeitete Gedicht Salomon und Morolf (Marcolf).

Ein anderes vielgelesenes Narrenbuch ist der Pfaffe von Kalenberg, worin die Schwänke eines Mannes geschildert sind, der zuerst als Student am Hofe des Herzogs von Oesterreich durch einen Scherz sich eine Pfarre, dem Thürsteher aber eine Tracht Prügel verschafft, im Verlaufe seines vielgestalteten Lebens Alle, die in seine Nähe kommen, foppt und prellt und zuletzt als Hofnarr Otto's des Fröhlichen († 1339) endet.

Am Bekanntesten ist Till Eulenspiegel, ein Volksbuch, das unzählige Male bearbeitet und gedruckt und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Eulenspiegel ist der letzte der fahrenden Leute. Er treibt sich als Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler u. s. w. umher und arbeitet in jedem Handwerke. Er verrichtet alle Aufträge, aber nicht dem Sinne, sondern dem Wortlaute nach, und macht es dadurch Niemand recht; er ist dreist im Handeln und Disputiren und die Wahrheit zu sagen ist sein Gewerbe, nur daß es in grober Manier und nicht selten mit sichtbarer Schadenfreude geschieht. Sein Witz ist der Witz der Landfahrer und wandernden Handwerksgesellen, der, nicht gemacht und nicht erfunden, sondern mit dem Handwerk selbst erzeugt, wirklich erlebt und erfahren ist.

Eine Menge ähnlicher Schwänke, Anekdoten und Schelmenstreiche schrieb man dem Fabeldichter Aesop zu. Auch das Volksbuch von dem Erzschwarzkünstler „Johann Faust“ gehört wegen seiner komischen Zauberspäße hierher. In dem „Finkenritter“ wird Lüge und Unsinn aufgetragen; im „Grobianus“ werden grobe Sitten geschildert, in der Absicht, daß der Leser das Gegentheil thue; und im „Lalenbuche“ oder, wie der ursprüngliche Titel lautet, in den „Schildbürgern“ werden die Thorheiten einer ganzen Gemeinde dargestellt.

Ueberall sieht man den Gegensatz gegen höfische Bildung. Thorheit, Unsitte und Rohheit werden gepriesen und Bauern, Narren und Landstreicher sind die Lieblinge des Volks. Selbst der Teufel macht den Schalksnarren und bildet ebenso den Gegensatz gegen die Heiligengeschichten, wie der Volkswitz gegen das vornehme Ritterthum.

31. Satyrische Lehrpoesie.

Das Narrenschiff. Bisher hatte die Lehrpoesie vorzugsweise die Entartung der höheren Stände, den Verfall des Frauendienstes, die Erwerbsucht des Adels, die Hoffahrt der Geistlichkeit gerügt; jetzt aber, wo die niederen Stände in die Höhe gekommen waren, wo das Volk die ursprüngliche natürliche Rohheit wieder zur Geltung gebracht hatte, wo die derbe Volksliteratur sich gar zu breit machte, mußte dieser rohen Naturkraft ein Damm entgegengestellt werden.

Dies that der Rechtsgelehrte Sebastian Brandt von Straßburg (1458—1521) in seinem „Narrenschiff oder Schiff aus Narragonien“, das trotz seiner unpoetischen Form Aufsehen erregte, eine Menge Herausgeber, Erklärer und Nachahmer fand und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde.

Brandt geißelt mit Ernst und Strenge die Laster und Gebrechen aller Stände und zwar in Ton und Manier der Volksdichtung, gegen die er doch zu Felde zieht. Er bekämpft zuerst die Literatur „des heiligen Grobianus“, will freilich auch nicht die höfische Sitte zurückführen, sondern stellt einen höheren Grundsatz der Sittlichkeit auf, nämlich die praktische Tugend der alten Welt, und von diesem Standpunkt aus bekämpft er alle widerstrebenden Richtungen. Ihm hat nur die Weisheit Werth, die der Seele Ordnerin ist und den Menschen zum Menschen macht. Darum ist die Selbsterkenntniß der Mittelpunkt seiner Lehre; darum weist er beständig auf die Griechen hin, deren thätige Weisheit vor Selbstsucht und Eigennutz geschützt, edle Freundschaft, gute Kinderzucht und Vaterlandsliebe erzeugt habe, indeß jetzt unter der herrschenden Selbstsucht die öffentliche Wohlfahrt zu Grunde gehe.

Wie mächtig der Eindruck dieses Buches auf die Zeitgenossen war, sieht man schon daraus, daß einer der stärksten Geister seiner Zeit, Geiler von Kaisersberg aus Schaffhausen (1445—1510), den Inhalt der einzelnen Kapitel des „Narrenschiffes“ zu Predigttexten benutzte.

Angeregt durch diesen Erfolg des Narrenschiffes schrieb Thomas Murner (1476—1536) die „Narrenbeschwörung,“ in der er die Lasterhaften selbst angreift, während Brandt sich mit der Bekämpfung

der Thorheiten und Laster im Allgemeinen begnügt. In seinem Gedicht „von dem lutherischen Narren" macht er die schwachen Seiten der Reformation lächerlich, oft mit leidenschaftlicher Derbheit.

Johann Fischart (gest. 1589) aus Mainz ist der fruchtbarste und witzigste Schriftsteller seiner Zeit in der satyrischen Volksmanier. Die Zahl seiner verschiedenen Werke beläuft sich auf mehr als fünfzig. Er war bewandert in der alten und neuen Literatur aller civilisirten Völker und besaß eine merkwürdige Sprachphantasie.

32. Thier-Epos.

Die beste und werthvollste Erscheinung dieser Zeit ist die Uebersetzung und theilweise Umdichtung des Thier-Epos „Reineke Fuchs". Es ist eine ursprünglich deutsche Dichtung und stammt aus den frühesten Zeiten. Die deutschen Völker, die Frankreich eroberten, also namentlich die Franken brachten sie dorthin und hier erlitt sie manche Veränderungen, ohne jedoch ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren. Eine wesentliche Veränderung erfuhr sie insofern, als anstatt des Bären, der Löwe als König der Thiere genannt wird, während der Bär in der alten Sage diesen Platz behauptete, weil er ja das gewaltigste Raubthier der deutschen Wälder war.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts übertrug der Elsässer Heinrich Glichesäre (Gleißner) die Thiersage aus dem Französischen ins Deutsche unter dem Titel „Reinhardt Fuchs" und machte sie so den Deutschen wieder zugänglich.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts erschien in Lübeck (1498) in plattdeutscher Sprache die niederländische Bearbeitung, welche Mitte des 12. Jahrhunderts von Willem de Matok verfaßt worden war, unter dem Namen Reineke Vos. Als Uebersetzer nennt sich Heinrich von Alkmar, doch wird von Rollenhagen (1542—1609) behauptet, daß Nikolaus Baumann es gewesen, aus Rücksichten aber seinen Namen verschwiegen habe.

Später ist „Reineke" noch oft herausgegeben worden.

Moderne Bearbeitungen erschienen von Göthe (1793) von Soltau (1803) und von Simrock (1845).

Inhaltsangabe. Nobel, der König, läßt einen Hoftag ausrufen und allgemeinen Landfrieden gebieten. Alle Thiere erscheinen, nur Reineke, der Fuchs, nicht, denn er fürchtete harte Anklage, die auch nicht ausblieb. Manche Thiere hatten von Reineke Böses erfahren, besonders Isegrim, der Wolf, der denn auch vom König Genugthuung verlangte.

Niemand nahm sich des Abwesenden an, als Grimbart, der Dachs; aber als er eben seine Vertheidigungsrede geschlossen hatte, erschien Hennink, der Hahn, welchem Reineke neunzehn Kinder erwürgt hatte. Dieses neue Verbrechen empörte den König, und es ward beschlossen, den Fuchs vor Gericht zu laden.

Brun, der Bär, wurde an ihn abgeschickt, aber auch dieser ward ein Opfer von Reineke's Bosheit. Denn Reineke, der sich gegen den Abgesandten

gar freundlich stellte, lockte ihn zu dem Bauer Rustevyl und zeigte ihm dort einen gespaltenen Baum, wo viel Honig zu finden sei. Als der Bär auf Reineke's Anrathen Kopf und Vorderpfoten in die Spalte gesteckt hatte, um die süße Speise zu suchen, riß dieser den Keil heraus, so daß Brun nun gefangen war. Auf das Geheul, das der Bär erhob, eilte der Bauer mit vielen Leuten herbei, und Alle schlugen so gewaltig auf ihn ein, daß er vor Schmerz Kopf und Pfoten herausriß und mit Verlust seiner „Mütze und Handschuhe" sich befreite.

Als er wieder am Hofe erschien, ergrimmte der König noch mehr; es ward beschlossen, den Fuchs durch einen zweiten Boten vor Gericht zu laden. Hinz, der Kater, ward mit der Sendung beauftragt; doch auch er mußte Reineke's Bosheit erfahren. Denn dieser verlockte ihn, in die Scheuer des Pfaffen zu gehen, wo viele Mäuse seien; der Schalk wußte wohl, daß des Pfaffen Sohn dort eine Schlinge aufgestellt hatte, die ihm selbst gestellt war, weil er schon manchen Hahn geholt. Hinz ward von der Schlinge gefaßt und als er darob laut wimmerte, kam Martinet, des Pfaffen Sohn, der den Fuchs zu finden hoffte, mit Vater und Mutter herbei. Alle schlugen tüchtig auf den Kater los, dem es endlich gelang, den Strick zu zernagen und zu entfliehen.

Nun ward Grimbart selbst an Reineken abgesendet, welcher es denn auch für das Klügste hielt, sich vor des Königs Gericht zu stellen. Er nahm von Weib und Kindern Abschied und machte sich mit dem Dachs, dem er seine Sünden beichtete, auf den Weg. Er gesteht nicht blos ein, daß er Alles begangen habe, dessen er angeklagt wurde, sondern entdeckt seinem Gefährten noch manche Missethat, die bis dahin verborgen geblieben war. Grimbart legte ihm eine Buße auf und sicherte ihm Verzeihung zu, worauf sie weiter gingen. Doch schon unterwegs vergaß Reineke sich zu bessern und war schon im Begriff, einen Hahn zu erwürgen, als ihn Grimbart mit Ernst verwarnte.

Der König nahm ihn sehr ungnädig auf und wollte seine Verantwortung gar nicht anhören; doch ließ sich Reineke davon nicht einschüchtern und obgleich nunmehr beinahe alle Thiere Klagen gegen ihn erhoben, so wußte er doch auf Alles zu antworten und sich so gewandt zu vertheidigen, daß alle die Herren sich darüber verwunderten.

Aber nun traten gewichtige Zeugen gegen ihn auf, deren Wahrheitsliebe nicht bezweifelt werden konnte und Reinecke wurde zum Tode verurtheilt. Da entfernten sich Reineke's Freunde, wie Martin, der Affe und Gimbart, dagegen jubelten seine Feinde. Nun war Reineke in großer Angst und sah ein, daß er nur durch klug ersonnene List sich vom Tode erretten könne. Er bat deshalb den König, seine Beichte vor Allen öffentlich ablegen zu dürfen, was ihm dieser auch gestattete.

33. Fortsetzung.

Indem Reineke seine Sünden beichtete, ließ er einige Worte von einem großen Schatze, den er besitze, und von einem Anschlage auf das Leben des Königs fallen, was einen solchen Eindruck auf diesen machte, daß er den listigen Fuchs von der Leiter herabsteigen ließ und ihn ganz

allein, nur in Anwesenheit seiner Gemahlin, der Königin, verhörte, um das Nähere darüber zu erfahren.

Nun erzählte Reineke, sein Vater habe einst König Ermenrich's Schatz gefunden und habe sich, dadurch stolz und übermüthig geworden, mit Isegrim, Brun, Grimbart und Hinze verschworen, den König Nobel zu ermorden und den Bären zum König auszurufen. Durch einen glücklichen Zufall habe er von der Verschwörung gehört und den Entschluß gefaßt, den Ausbruch zu verhindern. Deshalb habe er den Schatz auf die Seite gebracht, denn er habe wohl begriffen, daß sein Vater ohne diesen Nichts ausrichten könne; wie es denn auch in der That gekommen sei, so daß derselbe sich endlich aus Gram erhängt habe.

In der Hoffnung, den Schatz zu gewinnen und von der Königin, der es noch mehr darnach gelüstete, überredet, verzieh der König dem Fuchse alle seine Missethaten. Nun beschrieb Reineke den Ort, wo er den Schatz verborgen habe; er liege beim Busche Husterlo und dem Brunnen Krekelput. Doch müsse der König selbst hingehen; er selbst könne ihn leider nicht begleiten, da er im Bann sei. Auf die Bitte Reineke's, ihn nach Rom pilgern zu lassen, damit er seine Sünden büße, gebietet der König, daß Reineke jeglicher Schutz werden und daß man ihm, seinem Weibe und seinen Kindern bei Tag und Nacht und wo man sie antreffe, Liebe und Ehre erweisen solle.

Isegrim und Brun waren damit höchst unzufrieden, aber als sie Einwendungen zu machen versuchten, ward der König zornig und ließ sie fangen und binden; ja er befahl sogar auf Reineke's Bitten, daß ein Stück Fell aus Brun's Rücken zu einem Ränzchen für den Pilgrim geschnitten würde und so mußten ihm auch Isegrim und sein Weib Giermund jedes ein Paar Schuhe abgeben. Der Kaplan des Königs, Bellin, der Widder, mußte nun den Segen über Reineke sprechen; dieser nahm vom König unter Thränen Abschied und zog, von Lampe, dem Hasen, und Bellin begleitet, nach seiner Feste Malepartus.

Bellin blieb vor der Thür stehen, Lampe ging mit Reineke hinein, aber zu seinem Unglück; denn sogleich fiel der Bösewicht über ihn her und verzehrte ihn. Reineke steckte des Hasen Kopf in das Ränzchen, gab es dem Kaplan mit dem Auftrag, es dem Könige zu bringen. Es seien wichtige Briefe darin, sagte der Schelm und, wenn er sich bei dem Könige beliebt machen wolle, so solle er sagen, daß er bei ihrer Abfassung mitgeholfen habe.

Als aber der König das Ränzchen hatte aufmachen lassen und Lampens Kopf darin erblickte, sah er, daß er von Reineke schändlich betrogen worden sei; Bellin wurde dem Bären und Genossen zur Sühnung überantwortet und diese in ihre alten Würden wieder eingesetzt.

Der Hoftag wurde verlängert und die Festlichkeiten fortgesetzt, bis sie plötzlich unterbrochen wurden. Denn es kamen das Kaninchen und die Krähe und klagten Reineke an, daß er sie mörderisch überfallen. Darüber ergrimmte der König gewaltig und beschloß, den Fuchs in seiner Feste zu belagern. Grimbart eilte dahin mit der Nachricht, doch Reineke gerieth keineswegs in Angst; er beschloß vielmehr, selbst an den Hof zu gehen und seine Sache persönlich zu führen.

Auf dem Wege sagte er, er wolle weiter beichten, was er unterdessen wieder gesündigt und was er bei der früheren Beichte vergessen habe, und so erzählte er, wie er einst den Wolf durch eine Stute in Lebensgefahr gebracht habe. Grimbart ertheilte ihm hierauf Vergebung seiner Sünden; doch stehe es schlimm um ihn, fügte er hinzu, da er Lampen getödtet und die Frechheit gehabt habe, sein Haupt dem Könige zu schicken. Reineke entschuldigt aber seine Frevelthaten mit dem Beispiele der Prälaten und Herren.

Selbst der König raubt, sagte er, und was er nicht selbst nimmt, läßt er durch Wölfe und Bären holen; dabei glaubt er doch, er thue recht, da ihm Niemand, nicht einmal sein Beichtvater oder sein Kaplan, sagt, daß er unrecht thue; denn sie genießen des Raubes mit. Wer klagen will, wird nicht angehört und Jeder sieht bald ein, der König sei ihm zu mächtig. Zudem hat der Löwe schlechte Rathgeber, denen er allen Glauben schenkt; Wolf und Bär können thun, was ihnen beliebt; wenn aber der arme Reineke nur ein Huhn stiehlt, entsteht gleich großes Geschrei: kleine Diebe hängt man, große finden den mächtigsten Schutz. Freilich regt sich bei mir das Gewissen von Zeit zu Zeit; aber wenn ich auf die vielen schlimmen Prälaten sehe, dauert die Reue nicht lange. Es ist dies überhaupt das Verderben der Welt, daß die Geistlichen kein gutes Beispiel geben. In dieser Weise erzählt er noch viel von den Sünden Anderer, bis Grimbart ihn darauf aufmerksam macht, daß er *seine* Sünden, nicht die Anderer, beichten solle.

Unterwegs begegneten sie dem Affen, der nach Rom reisen wollte; dieser sprach Reineken Muth ein und versprach, ihm in Rom Ablaß zu verschaffen; er solle nur an den Hof gehen und sich an die Aeffin wenden, die bei dem Königspaar beliebt und ein sehr kluges Weib sei.

Als Reineke vor den König trat, nahm ihn dieser sehr ungnädig auf; der Fuchs aber behauptete keck, das Kaninchen und die Krähe hätten ihn verleumdet und er sei bereit, seine Unschuld im Zweikampf zu beweisen. Jene aber erschraken und wollten den Zweikampf nicht wagen. Vom König befragt, warum er Lampe getödtet und Bellinen den Kopf mitgegeben habe, stellte sich Reineke, als ob er Nichts davon wisse und als ob Bellin den Hasen getödtet habe; zugleich bedauerte er den Tod der Beiden, da er ihnen große Kostbarkeiten für den König mitgegeben hätte.

Durch die Beschreibung der Kostbarkeiten wußte der Fuchs den König wieder für sich zu gewinnen und dieser hätte ihn unbedingt freigelassen, damit er die Kleinode wieder aufsuche, wenn nicht Isegrim Verwahrung eingelegt, neue Klagpunkte vorgebracht und ihn zum Zweikampf gefordert hätte.

Reineke nahm die Ausforderung an und bereitete sich zum Kampfe, zu welchem ihm die Aeffin gute Rathschläge gab, z. B. sich glatt scheeren zu lassen, sich mit Oel zu salben u. dergl. m. Am folgenden Morgen fand der Kampf vor dem Könige und dem versammelten Hofe statt.

Durch List und Betrug gelang es Reineken, den Wolf zu bewältigen, der ihn schon einmal ganz in der Gewalt hatte, bis endlich der König auf Bitten von Isegrim's Verwandten und Freunden dem Kampfe

ein Ende machte. Reineke aber, der den Löwen durch kluge Worte ganz für sich gewann, wurde von diesem zum Reichskanzler ernannt; es ward ihm das Reichssiegel anvertraut und er lebte von nun an in großem Ansehen.

34. Aus „Reineke Fuchs“ in Göthe'scher Bearbeitung.

„Ei! was hab' ich gehört? versetzte der Braune, Herr Oheim!
Ei! verschmähet Ihr so den Honig, den Mancher begehrt?
Honig, muß ich Euch sagen, geht über alle Gerichte,
Wenigstens mir; so schafft mir davon, es soll Euch nicht reuen!
Dienen werd' ich Euch wieder.“ „Ihr spottet,“ sagte der Andre.
„Nein, wahrhaftig!“ verschwur sich der Bär, „es ist ernstlich gesprochen.“
„Ist dem also,“ versetzte der Rothe, „da kann ich Euch dienen,
Denn der Bauer Rüsteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! gewiß mit allem Euren Geschlechte
Saht ihr niemals so viel beisammen.“ Da lüstet es Braunen
Uebermäßig nach dieser geliebten Speise. „O führt mich,“
Rief er, „eilig dahin! Herr Oheim, ich will es gedenken,
Schafft mir Honig, und wenn ich auch nicht gesättigt werde.“
„Gehen wir,“ sagte der Fuchs, „es soll an Honig nicht fehlen,
Heute bin ich zwar schlecht zu Fuße; doch soll mir die Liebe,
Die ich Euch lange gewidmet, die sauern Tritte versüßen.
Denn ich kenne Niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte, wie Euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königs Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beschäme.
Honigsatt mach' ich Euch heute, so viel Ihr immer nur tragen
Möget.“ — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.
Reineke lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, so dachte der Fuchs; ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bitterer Honig zu Theil wird.
Und sie kamen zu Rüsteviel's Hofe; das freute den Bären.
Aber vergebens, wie Thoren sich oft mit Hoffnung betrügen.
Abend war es geworden und Reineke wußte, gewöhnlich
Liege Rüsteviel nun in seiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meister. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, diesen zu trennen,
Schon zwei tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte gespalten der Baum fast ellenweit. Reineke merkt' es
Und er sagte: „Mein Oheim, in diesem Baume befindet
Sich des Honigs mehr, als Ihr vermuthet, nun stecket
Eure Schnauze hinein, so tief Ihr möget. Nur rath ich,
Nehmet nicht gierig zu viel, es möcht Euch übel bekommen.“
„Meint Ihr, sagte der Bär, „ich sei ein Vielfraß? Mitnichten!
Maß ist überall gut, bei allen Dingen.“ Und also
Ließ der Bär sich bethören und steckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vordersten Füße.

Reineke machte sich o'ran, mit vielem Ziehen und Zerren
Brach er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, so stark er und kühn war
Und so hielt der Neffe mit List den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hintersten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte so sehr, daß Rüstevіel aufsprang.
Was es wäre? dachte der Meister und brachte sein Beil mit
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn Jemand zu schaden gedächte.
Braun befand sich indeß in großen Aengsten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte, brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war Nichts gewonnen. Er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; so meint' auch Reineke freudig.
Als er Rüstevіel sah von ferne schreiten, da rief er:
„Braun, wie steht es? Mäßiget Euch und schonet des Honigs!
Sagt, wie schmeckt es? Rüstevіel kommt und will Euch bewirthen;
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag Euch bekommen."
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Veste.
Aber Rüstevіel kam, und als er den Bären erblickte,
Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schänke beisammen
Schmauseten. „Kommt!" so rief er, „in meinem Hofe gefangen
Hat sich ein Bär, ich sage die Wahrheit." Sie folgten und liefen,
Jeder bewehrte sich eilig, so gut er konnte. Der Eine
Nahm die Gabel zur Hand, und seinen Rechen der Andre
Und der Dritte, der Vierte, mit Spieß und Hacke bewaffnet,
Kamen gesprungen, der Fünfte mit einem Pfahle gerüstet,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waschen. Der Braune
Hörte den wachsenden Lärm in seinen schrecklichen Nöthen,
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Gesichts bis zu den Ohren im Baume.
Nein, kein kläglicher Thier hat Jemand gesehen! Es rieselt
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm das Haupt zu befreien?
Denn es blieben die Pfoten im Baume stecken; da riß er
Hastig sie ruckend heraus; er raste sinnlos, die Klauen
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider schmeckte dies nicht nach süßem Honig, wozu ihm
Reineke Hoffnung gemacht; die Reise war übel gerathen.
Eine sorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht stehen,
Konnte nicht kriechen noch gehn. Und Rüstevіel eilte zu schlagen,
Alle fielen ihn an, die mit dem Meister gekommen,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Nun sprang Rüstevіel's Bruder hervor und schlug mit dem langen
Dicken Knüttel den Bären auf's Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Rasend fuhr er unter die Weiber, die untereinander
Taumelten, fielen und schrie'n, und einige stürzten in's Wasser.
Während die Männer nun eilten, die Weiber auf's Trockne zu ziehen,

Kroch der Bär ins Wasser vor großem Elend und brummte
Vor entsetzlichem Weh. Er wollte sich lieber ersäufen,
Als die Schläge so schändlich erdulden. Er hatte zu schwimmen
Nie versucht und hoffte sogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt' er sich schwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Wasser hinunter; die Bauern als sie es sahen
Riefen: „Das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen."
Doch der Bär schwamm weiter; es trieb ihn das strömende Wasser
Binnen weniger Zeit fast mehrere Meilen hinunter.
Und da kroch er ans Land am selbigen Ufer und keuchte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne gesehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte
Plötzlich zu sterben und rief: o Reineke falscher Verräther!
Loses Geschöpf! Er dachte dabei der schlagenden Bauern,
Und dachte des Baumes und fluchte Reinekens Listen,
Aber Reineke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu schaffen,
Lief er nach Hühnern, er wußte den Ort und schnappte sich eines.
Lief und schleppte die Beute behend am Flusse hinunter.
Dann verzehrt' er sie gleich und eilte nach andern Geschäften
Immer am Flusse dahin und trank des Wassers und dachte:
O, wie bin ich so froh, daß ich den tölpischen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüsteviel hat ihm
Wohl das Beil zu kosten gegeben. — Es zeigte der Bär sich
Stets mir feindlich gesinnt, ich hab' es ihm wieder vergolten.
Oheim hab' ich ihn immer genannt, nun ist er am Baume
Todt geblieben, deß will ich mich freu'n, so lang ich nur lebe;
Klagen und schaden wird er nicht mehr! — Und wie er so wandelt,
Schaut er am Ufer hinab und sieht den Bären sich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
Rüsteviel, rief er: lässiger Wicht! du grober Geselle!
Solche Speise verschmähst du? die fett und guten Geschmacks ist,
Die manch' ehrlicher Mann sich wünscht und die so gemächlich
Dir zu Handen gekommen? Doch hat für deine Bewirthung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelassen, so dachte er, als er
Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: „Herr Oheim, sind ich Euch wieder?
Habt Ihr Etwas vergessen bei Rüsteviel? Sagt mir, ich laß ihn
Wissen, wo Ihr geblieben. Doch soll ich sagen, ich glaube,
Vielen Honig habt Ihr gewiß dem Manne gestohlen,
Oder habt Ihr ihn redlich bezahlt? Wie ist es geschehen?
Ei! Wie seid Ihr gemalt? Das ist ein schmähliches Wesen!
War der Honig nicht guten Geschmacks? Zu selbigem Preise
Steht noch mancher zu Kauf. Doch, Oheim, saget mir eilig,
Welchem Orden habet Ihr Euch wohl kürzlich gewidmet,
Daß Ihr ein rothes Barret auf Eurem Haupte zu tragen
Anfangt? Seid Ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte Euch schor, nach Euren Ohren geschnappet,

Ihr verloret den Schopf, wie ich sehe, das Fell von den Wangen
Und die Handschuh dabei. Wo habt Ihr sie hängen gelassen?
Und so mußte der Braune die vielen spöttischen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht rathen noch helfen. Und, um nicht weiter zu hören,
Kroch er ins Wasser zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er
Krank und elend, und jammerte laut und sprach zu sich selber:
Schlüge nur Einer mich todt! Ich kann nicht gehen und sollte
Nach des Königs Hof die Reise vollenden und bleibe
So geschändet zurück von Reinekens bösem Verrathe.

35. Der Meistergesang.

Während der Adel immer tiefer und tiefer sank, und auch die Minnedichtung verkam, hob sich mit dem Aufblühen der Städte in diesen die Kunstlyrik, so daß sie mehr und mehr von den Herren zu den Bürgern überging. Handwerkermeister, vor Allem in Süd- und Mitteldeutschland (Mainz, Augsburg, Nürnberg, Colmar u. s. w.), vereinigten sich zu zunftmäßig eingerichteten Singschulen. Die Mitglieder zerfielen in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Meister hieß, wer einen neuen Ton (Strophenform nebst Melodie) erfunden hatte. Aus den Meistern wurde das Gemerk (Vorstand) gewählt. Der Inbegriff der Gesangsregeln hieß Tabulatur.

Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Die Aufnahme in die Singschule erfolgt, nachdem er in der Kirche eine Probe seiner Kunst abgelegt. Der Aufgenommene gelobt feierlichst, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft stets wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Straße zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und gibt zwei Maaß Wein zum Besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in Festschulen, die dreimal des Jahres (Ostern, Pfingsten und Weihnachten) stattfinden. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist.

Wer am Richtigsten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt; und mit einem Kranze, wer nach ihm am Besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn Einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied.

Jahrhunderte lang dauerte die Uebung dieses Meistergesanges; im 16. Jahrhundert war er am Lebendigsten, aber auch das 17. mit seinen dreißigjährigen Kriegsstürmen vermochte ihn nicht zu erschüttern. In Ulm waren sogar noch 1830 zwölf alte Singmeister übrig, welche zuweilen noch ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher,

bloß aus dem treuen Gedächtnisse; unbegreiflich erschien es, wie sich die künstlichen Texte und noch künstlicheren Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im Jahre 1839 waren noch vier dieser alten Meister übrig, das Gemerk; und diese haben am 21. October 1839 den alten Meistergesang feierlich beschlossen und bestattet: ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden, ihre Tabulatur-, Sing- und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde übermacht.

Als Kunst ist der Meistersang von untergeordnetem Werthe. Die bürgerlichen Sänger mußten aus den vorhandenen Stoffen wählen, da ihnen die ritterliche Dichtung fern lag, das Gassenlied des Pöbels aber den ehrsamen Bürgern zu gemein und frivol war, so daß ihnen nur die religiösen Stoffe und die Spruchgedichte verblieben. Zur Begründung einer neuen Poesie fehlte ihnen die geistige Befähigung; dennoch sind ihre Bestrebungen sehr hoch zu achten wegen ihrer Uneigennützigkeit, ihres rechtlichen Sinnes und freundschaftlichen Zusammenwirkens und sind ein schöner Beweis von der Tüchtigkeit und der kräftigen Anlage des Bürgerstandes der Reichsstädte. Mit edler Hingebung widmeten die Meister der Sängerschulen ihre, wenn gleich geringen Kräfte der Ausbildung einer Kunst, die bei aller Steifheit doch für Veredlung der Sprache und für Erhaltung der Sitte und Bildung unter dem Gewerbstand von den segensreichsten Folgen war; mit rührender Aufopferung bildeten sie ohne alles Entgelt Lehrlinge und Schüler mühsam zu gleicher Kunstfertigkeit und Kunstliebe heran und retteten die Poesie aus der Erniedrigung und Verachtung, in die sie bei den Höfen und dem Adel gesunken war. Sie bewiesen, daß der Sängerstand der Unterstützung Mächtiger entbehren und selbstständig bestehen kann. Der Kranz, der dem Meistersänger als Preis zuerkannt ward, war der Stolz der ganzen Familie und Verwandtschaft.

Die berühmtesten Meistersänger sind Hans Rosenblüt, Hans Folz und Hans Sachs.

—o—

36. Das Drama.

Die Poesie des 16. Jahrhunderts mit ihrer Derbheit und ihrem natürlichen Mutterwitz bildet auch darin zu der künstlich romantischen Ritterdichtung den Gegensatz, daß sie ihren Blick ebenso auf die Gegenwart richtet, wie diese auf die Vergangenheit und sich darum in demselben Maße dem Drama zuwendet, wie die Ritterdichtung dem Epos.

Die Anfänge unseres Schauspiels sind in den kirchlichen Gesängen und Ceremonien zu suchen. Die um Ostern von verschiedenen Personen mit Gesang vorgetragene Leidensgeschichte Jesu führte leicht auf den Gedanken, Handlung und Zwiegespräch damit zu verbinden. Bald wurden solche Darstellungen (Mysterien) auch an den übrigen Festtagen aufgeführt und sowohl durch Einschaltungen anderer biblischen Geschichten als durch Beifügung redender und erzählender Personen und Lustigmacher erweitert und belebt. Die Letzteren führten in der heitern

Fastnachtzeit komische Zwischenscenen auf und bildeten so einen Gegegensatz der Osterfeier.

Mit der Zeit wurden diese Mysterien aus der Kirche, wo gewöhnlich auch die Spiele und Aufzüge der Gaukler, Seiltänzer und Minstrels stattfanden, auf den Markt und in's öffentliche Leben eingeführt und zum Ergötzen des schaulustigen Volks allerlei Possen und Mummereien hinzugefügt. Trotz des wiederholten Verbotes von Rom aus betheiligten sich an solchen Spielen und Lustaufzügen die Geistlichen. Im Mittelalter stand das ganze Volksleben mit der Religion und Kirche in vielfacher Wechselbeziehung und erlitt durch die Kirchengesetze mancherlei Zwang und Hemmung; dafür entschädigte sich das Volk von Zeit zu Zeit durch Spott und Muthwillen, ohne damit der Heiligkeit der Religion nahe treten zu wollen.

Von dieser Art waren die besonders in Frankreich ausgebildeten Narrenfeste, bei denen heidnische Gebräuche verspottet werden sollten, aber später zur Darstellung von Begebenheiten aus dem Leben Jesu benutzt wurden. So ritt jedes Jahr am Palmsonntag der Bischof von Halberstadt, Christus vorstellend, in Quedlinburg ein, worauf acht Männer als Palmbrüder, Zweige hauend und ausstreuend, und im Gefolge Geistliche, Mönche und Volk in großer Menge. Ein lustiger Schmaus machte immer das Ende der Festaufzüge.

Das Fastnachtspiel war der von den Mysterien losgetrennte komische Theil, welcher die Lachlust des Volkes befriedigen sollte und selbstständig sich entwickelte. Zur Zeit der Fastnacht, wo sich von jeher das Volk dem Scherz und der Laune überließ, sammelten sich einige muthwillige Leute in der Wohnung irgend eines freigebigen Bekannten und setzten durch allerlei Mummereien, derbe Scherze, handgreifliche Späße und lustige Einfälle denselben in so gute Laune, daß er sie mit einer gastlichen Bewirthung belohnte. Einige über Bänke gelegte Bretter dienten als Bühne.

Was anfangs nur ein Erguß augenblicklicher Laune war, wurde später nach einem gewissen Plane angelegt und in Zwiegespräche gebracht, wobei Jahrmarktscenen, Prozesse, Ehezwiste u. dergl., in denen sich derbe Witze und Anspielungen anbringen ließen, den Hauptinhalt bildeten.

Solche Fastnachtsspiele waren besonders in Nürnberg üblich, wo im 15. Jahrh. die Meistersänger Hans Folz und Rosenblüt eine Reihe solcher Dichtungen verfertigten. Im Reformationszeitalter nahmen dieselben einen feindlichen Charatter gegen den Pabst und die römische Kirche an.

37. Volkskomödie.

Von den Zöglingen gelehrter Anstalten wurden die dramatischen Stücke der lateinischen Schriftsteller Plautus und Terentius aufgeführt, theils mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen versehen, theils vollständig übersetzt. Später ging man auch an die Uebersetzung der antiken Dramen und endlich brachte man einheimische

volksmäßige Stoffe, bearbeitet in gebildeter Sprache und in der Form des Terenz, zur Vorstellung.

Einen großen Aufschwung gab Hans Sachs der deutschen Volkskomödie, indem er sich nicht mehr bloß an religiöse Gegenstände hielt, sondern auch die alte Geschichte und Mythologie, die mittelalterlichen Sagen und Erzählungen, kurz den ganzen Stoff des Lebens und der Geschichte in den Kreis seiner dramatischen Dichtungen zog. Indem sein Verfahren für die folgenden dramatischen Dichter (unter denen der Nürnberger Notar Jakob Ayrer der bedeutendste ist) maßgebend ward, so mag wohl Hans Sachs als der Schöpfer des kunstmäßigen Drama in Deutschland angesehen werden, so unvollendet auch nach Form und Anlage seine meisten Stücke noch sind.

Wäre man auf der Spur, die Hans Sachs und Ayrer gezeigt, fortgeschritten, so hätte sich wohl schon im 17. Jahrh. ein Nationaltheater bilden können; aber theils der niedrige Culturzustand des Volks, theils der Mangel einer gebildeten Hauptstadt und eines bedeutenden Dichters hemmte das Begonnene und hielt den rohen Volkston fest, dessen Organ besonders der „Hanswurst" oder die „lustige Person" war.

Die Pegnitzdichter bildeten die mit Musik begleiteten dramatischen Sing- und Schäferspiele aus, die in die Oper übergingen. Diese letztere Gattung, die aus Italien eingeführt wurde, kam zuerst in Sachsen, dann in den Reichsstädten (Nürnberg, Augsburg, Hamburg) in Aufnahme und wurde bei der immer mehr zunehmenden Schaulust bald so mächtig, daß sie das Drama ganz verdrängte. Alle Künste, Musik, Malerei, Architektur und Dichtung, wirkten hier zusammen; und um die Sinnenreize eines verwöhnten Geschlechts noch zu mehren, wurden Maschinenkunst, Tanz, Feuerwerk u. dergl. hinzugefügt.

Dritte Periode (1517—1624).

38. Martin Luther.

Martin Luther wurde am 10. Nov. 1483 zu Eisleben in Thüringen geboren und von seinem Vater, einem redlichen Bergmann, mit Strenge erzogen. Dieser schickte ihn zuerst (1497) nach Magdeburg, dann (1498) nach Eisenach auf die Schule, die er mit solchem Erfolg besuchte, daß er schon 1501 die Universität Erfurt beziehen konnte, wo er 1505 die Magisterwürde erhielt und Vorlesungen über Philosophie zu halten begann.

Er hatte auf den Wunsch seiner Eltern das Studium der Rechte begonnen. Als aber verschiedene Umstände, vor Allem der, daß er die Bibel hatte kennen lernen, und dann eine heftige Krankheit, sowie der plötzliche Tod eines vertrauten Freundes, ihn bewogen, in das Augustiner-Kloster einzutreten, widmete er sich mit dem größten Eifer der Theologie. Im Jahre 1507 wurde er Priester, 1508 Professor der Philosophie an der neugegründeten Universität Wittenberg, reiste dann 1510 in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom, wo der Anblick der in jeder

Beziehung tief gesunkenen Geistlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte.

Nach seiner Zurückkunft wurde er 1512 Doktor der Theologie, welche er mit erneuertem Eifer studirte, indem er stets die Bibel zu Grunde legte. Die nächste Folge davon war, daß er am 31. October 1517 seine berühmten 95 Sätze gegen den Ablaßkram anschlug und zu einer öffentlichen Disputation über den Gegenstand einlud. Er wurde wegen derselben aufgefordert, sich zur Untersuchung in Rom zu stellen, ging jedoch nicht hin. Dagegen begab er sich (1518) nach Augsburg, wo ihn der päpstliche Legat, Cardinal Cajetan vergeblich zum Widerrufe aufforderte. Andere Bemühungen, ihn zum Widerrufe zu bewegen, hatten ebenfalls wenig Erfolg, und so bewirkte sein ergrimmtester Gegner Dr. Eck, der in einer öffentlichen Disputation zu Leipzig vor der Wahrheit und dem überlegenen Geiste Luther's nicht hatte bestehen können, daß der Papst Leo X. im Jahr 1520 eine Bannbulle gegen ihn erließ.

Da that Luther den letzten, entscheidenden Schritt; er verbrannte (am 20. Dec.) die Bulle und die päpstlichen Erlasse öffentlich und sagte sich hierdurch von der römischen Kirche los.

Die Theilnahme für den unerschrockenen Mönch ward immer größer, sein Ansehen wuchs zusehends und er durfte sich rühmen, die edelsten Männer des Volkes zu den Seinigen zu zählen. Schon konnten die gewöhnlichen hierarchischen Mittel gegen den „Ketzer" nicht mehr helfen. Er ward daher vor den in Worms versammelten Reichstag (1521) geladen, vor welchem er seine Sache siegreich vertheidigte und den herrlichsten Glaubensmuth offenbarte.

Trotzdem ward die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen; um ihn aber gegen die drohende Gefahr zu beschützen, ließ ihn Kurfürst Friedrich von Sachsen auf der Rückkehr von Worms heimlich auf die Wartburg bringen, wo er vorzugsweise der Uebersetzung des Neuen Testaments seinen Fleiß zuwandte.

Die von den „Bilderstürmern" in Wittenberg veranlaßten Unruhen bewogen ihn, gegen den Willen seines Beschützers seine Zufluchtsstätte zu verlassen. Er erschien unerwartet in Wittenberg, wo er durch sein kräftig eindringendes Wort die Ruhe wieder herstellte. Sein muthiges Auftreten in Worms hatte einen großen Theil des Volks für ihn gewonnen und nun durfte er sein großes Werk hoffnungsvoll weiter führen.

Er reinigte den Gottesdienst von leeren Gebräuchen, trat (1524) aus dem Kloster, wodurch er das Zeichen zum Aufheben derselben gab, und verheirathete sich (1525) mit Katharina von Bora, welche, früher Nonne, ebenfalls das Kloster verlassen hatte. In demselben Jahre erklärte er sich leidenschaftlich gegen den Bauernaufstand, der dadurch selbst in seinen berechtigsten Bestrebungen verkannt und gewaltthätig gebrochen wurde.

Erfreulich war die Thätigkeit, welche er für die Verbesserung der Schulen und des Unterrichts entwickelte. Mit Ulrich Zwingli, dem Schweizer Reformator, mit dem er in Marburg (1537) zusammenkam, blieb er in hartnäckigem Widerspruch. Seine Hauptbeschäftigung blieb die Uebersetzung der Bibel. Im Jahr 1523 erschien das Neue Testament,

das alte Testament 1534 und im Jahre 1541 die ganze Bibel in sorgfältiger Ueberarbeitung. Außerdem gab er eine große Menge größerer und kleinerer Schriften in deutscher und lateinischer Sprache heraus, darunter 1539 die sogenannten „Schmalkaldischen Artikel", in welchen er die gesammte evangelische Lehre im Gegensatz zum Dogma der katholischen Kirche darstellte.

Diese außerordentliche Thätigkeit hatte schon seit 1531 seine Gesundheit untergraben; nachdem er mehrere lebensgefährliche Krankheiten überstanden hatte, starb er am 18. Febr. 1546 in Eisleben, dem Orte seiner Geburt, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Familien-Streitigkeit berufen hatten.

Sein Leichnam wurde nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche daselbst beigesetzt.

—o—

39. „Eine feste Burg".

1. Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen!
Der alte böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht sein's Gleichen.

2. Mit unsrer Macht ist nichts gethan;
Wir sind gar bald verloren.
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren:
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

3. Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr;
Es muß uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er dies doch nicht;
Das macht, er ist gericht't
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

4. Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben!
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn:
Das Reich muß uns doch bleiben.

Luther ist der Schöpfer des deutschen Kirchenliedes. Vorstehendes ist wohl sein berühmtestes geworden; er dichtete dieses Lied wahrscheinlich schon im Jahre 1529 unter den Zurüstungen zu dem Augsburger Reichstage zu seiner und Anderer Stärkung. Das Lied fand schnell die allgemeinste Verbreitung an allen Orten, wo Anhänger der evangelischen Lehre wohnten. Bereits im Jahre 1532 sang die Gemeinde Schweinfurth in Franken dasselbe wider den Willen ihres Pfarrers in der Kirche, worauf bald die Reformation daselbst erfolgte. Als 1537 Wolfgang, Fürst von Anhalt, vom Kaiser in die Acht erklärt und sein Land einem spanischen Günstlinge geschenkt worden, ritt er durch die bestürzte Stadt und sang zum Abschiede auf dem Marktplatze noch mit heller Stimme dieses Lied. Gustav Adolph ließ am Morgen vor dem Beginn

der Schlacht bei Leipzig (17. Sept. 1631) sein ganzes Heer dieses Lied anstimmen, um es zur Tapferkeit zu begeistern. Es war das tägliche Stärkungsmittel auch der Hugenotten in Frankreich in jenen blutigen Kriegen und Verfolgungen, die zwischen 1560 und 1572 über sie kamen; sogar, als man sie mit Feuer und Schwert hinrichtete, starben sie freudig mit diesem Gesange, ohne ihren Glauben zu verleugnen. So kam in neuester Zeit durch Meyerbeer's Oper: „Die Hugenotten" Luther's Lied und Weise: „Eine feste Burg" sogar auf die Bühne.

40. Neuhochdeutsch.

Luther ist ebensowohl durch den Inhalt seiner Schriften bedeutend und mächtig geworden, als durch seine Darstellung, seine Sprache und in dieser Beziehung ist die Bibelübersetzung das Hauptwerk, weil er auf diese vorzüglich die ganze Kraft seines Talentes verwendet hat. Seine meisten übrigen Schriften sind zwar auch glänzende Beweise desselben und manche erscheinen als unübertreffliche Meisterwerke der Darstellung; doch treten in ihnen immer nur die einzelnen Seiten seiner gewaltigen Sprachkraft hervor, während in der Bibel alle im ausgedehntesten Umfang zur Erscheinung gelangen. Es darf, abgesehen von jedem andern Grunde, für ein großes Glück betrachtet werden, daß Luther sich die Aufgabe setzte, die ganze Bibel in die Muttersprache zu übertragen, weil ihm allein dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, die Sprache nach allen Seiten hin auszubilden, den ganzen Reichthum derselben zu entfalten.

Als Muster benutzte er zum Theil die schon zu einer gewissen Höhe ausgebildete Sprache der sächsischen Kanzlei, bildete sich ferner an Tauler, an der „Deutschen Theologie" und überhaupt an den großen Mystikern des 15. Jahrh. und legte endlich die Sprache des Volks der seinigen zu Grunde. Mit welchem Fleiße und treuer Gewissenhaftigkeit er dabei zu Werke ging, erhellt am Besten aus seinen eigenen Worten:

„Ich habe mich des geflissen in Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl begegnet, daß wir 14 Tage, 3, 4 Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, habens dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp (Melanchton), Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kans ein jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Bret, da wir haben schwitzen und uns ängsten müssen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man konnte so fein daher gehen. Es ist gut zu pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke ausrotten, und den Acker zurichten, da will Niemand an."

Er benutzte jede Gelegenheit, der Sprache des Volks in ihrem ganzen Umfang mächtig zu werden, um sie bei seinem großen Werke benutzen zu

können. So ging er oft auf den Markt, nur um zu hören, wie das Volk spreche, welche Redensarten es in diesen oder jenen Verhältnissen gebrauche, er bat seine Freunde, ihm alle echten volksmäßigen Ausdrücke mitzutheilen, die ihnen vorkämen, denn, sagte er ihnen, „Schloß- und Hofwärter" könne er nicht gebrauchen.

Weil er auf diese Weise immer tiefer in den Geist der Sprache eindrang und sich immer wieder neue Schätze darboten, verbesserte er unablässig und mit der größten Gewissenhaftigkeit an seiner Uebersetzung, um endlich die höchstmögliche Vollendung zu erreichen.

Die Reinheit und das echt deutsche Gepräge seiner Bibelübersetzung, das nicht wenig zu ihrer großen Verbreitung beigetragen hat, ist ein Verdienst, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, weil dadurch der Einfluß des Lateinischen und anderer Sprachen vollständig besiegt wurde; und man wird daher zu ihr stets als zu der lautersten Quelle rein deutscher Sprache zurückgehen müssen. Die Bibelübersetzung Luther's wäre aus diesem Grunde schon ein unsterbliches Werk, wenn sie kein anderes Verdienst hätte als dieses.

———o———

41. Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten, aus einem der ältesten Geschlechter Frankens stammend, wurde am 22. April 1488 auf der Burg Steckelberg geboren. Seine Eltern, die ihn für das Kloster bestimmten, schickten ihn als elfjährigen Knaben in das Stift Fulda, wo er die alten Sprachen lernte, bald aber zur Ueberzeugung gelangte, daß er keinen Beruf zum Mönchsstande habe. Da weder seine noch seiner Freunde Bitten den Vater bewegen konnten, ihn aus dem Kloster zu nehmen, entfloh er 1504, ging, von seinem Vater verlassen, zuerst nach Erfurt, dann nach Cöln und 1506 nach Frankfurt a. O., wo er die Magisterwürde erhielt.

Er trieb sich hierauf mehrere Jahre im Norden herum, kam nach großen Gefahren zu Wasser und zu Lande nach Greifswalde, von wo er unter den schrecklichsten Mißhandlungen fliehen mußte. Im schrecklichsten Zustande kam er 1509 nach Rostock, wo er die alten Schriftsteller mit Beifall erklärte, und ging 1510 nach Wittenberg, von da in zerrissenen Kleidern und von Almosen oder Geschenken lebend durch Böhmen und Mähren nach Wien, wo er sich durch sein dichterisches Talent und die Anmuth seines Umgangs viele Freunde erwarb. Doch blieb er auch dort nicht lange; er ging nach Italien, kam 1512 nach Pavia, wo er zuerst von den Franzosen, dann von den Schweizern arge Mißhandlungen zu erdulden hatte und nur mit Mühe entkam.

Aller seiner Habseligkeiten beraubt, zwang ihn die Noth, als gemeiner Soldat ins kaiserliche Heer zu treten, mit welchem er 1514 wieder nach Deutschland gelangte, wo er bald Gelegenheit fand, die Macht seines Talentes zu zeigen. Als nämlich sein Vetter, Hans von Hutten, vom Herzog Ulrich von Würtemberg ermordet wurde, weil er seine Frau vor dessen Verfolgungen in Schutz genommen hatte: da ließ Hutten Reden gegen den Mörder erscheinen, welche diesen auf das

Vollständigste vernichteten, für ihn aber die glückliche Folge hatte, daß sein Vater sich wieder mit ihm versöhnte.

Bald darauf trat er gegen die Mönche in Köln auf mit seinen „Briefen der Dunkelmänner" und dem „Triumph Reuchlin's." Im J. 1516 ging er nach Rom, wo ihm der Anblick des üppigen Hofes Leo's X. Stoff zu mehreren trefflichen Gedichten voll Wahrheit und Schärfe gab. Nach Deutschland zurückgekehrt, ward er in Augsburg dem Kaiser Maximilian vorgestellt, der ihn (Juli 1517) zum Dichter krönte. Von nun an widmete er sich ganz der Verwirklichung seiner Ideen: Vernichtung des Papstthums und ebenso des römischen Rechts.

Er wollte Deutschland frei sehen von kirchlicher und politischer Unterjochung. Luther's erste Schritte würdigte er keiner Beachtung; er hielt das Ganze nur für eine gewöhnliche Mönchszänkerei. Erst als Luther ganz entschieden mit Rom gebrochen, schloß sich Hutten an ihn an und ermahnte ihn zur Ausdauer. Vorher war er noch nach Brüssel gegangen, um den jungen Kaiser Karl V. für seine Ansichten zu gewinnen, was freilich nicht gelang, ihn vielmehr in Gefahr brachte, seinen unerbitterlichen Feinden, den Mönchen, in die Hände zu fallen.

Bei seinem Freunde Franz von Sickingen fand er eine Zuflucht. Auf dessen Burg gab er mehrere Schriften heraus; auch fing er jetzt an, deutsch zu schreiben (denn alle seine bisherigen Schriften waren in lateinischer Sprache verfaßt), um auf das Volk zu wirken, denn bei diesem erwartete er wahre Aufopferungsfähigkeit zu finden. Doch auch den Adel, den er übrigens herzlich verachtete, suchte er zu einem Kriege gegen die übermüthigen Fürsten zu entflammen, was ihm auch gelang; das Unternehmen hatte jedoch ein unglückliches Ende, indem Franz v. Sickingen, das Haupt der kriegerischen Leitung, am 7. Mai 1523 an einer tödtlichen Wunde starb. Der Adel aber hatte bei dem Aufstande nur seine selbstischen Zwecke gegen die Fürsten im Sinne, so daß mit Sickingen's Falle der Geist der Bewegung dahinstarb.

Hutten hatte sich schon vor dem Kampfe, an dem er wegen Krankheit nicht persönlich theilnehmen konnte, in die Schweiz geflüchtet. Von der Geistlichkeit unerbittlich verfolgt, von seinem Freunde Erasmus aus Feigheit verleugnet und verrathen, irrte er von Stadt zu Stadt, bis er auf der Insel Ufnau im Zürchersee eine Zuflucht fand, die auch bald seine Ruhestätte wurde: er starb daselbst am 29. August 1525 im 36. Jahre seines Alters.

Stehen Hutten's deutsche Schriften seinen lateinischen in jeder Beziehung nach, so gebührt ihnen doch das Lob, daß sie das Gepräge des freien und entschiedenen Geistes der Reformationszeit an sich tragen, der sich nur zu bald in beschränkt theologische Zänkereien verlor, sich vielleicht aber niemals auf diese traurigen Abwege verirrt hätte, wenn der kräftige und klar blickende Mann länger am Leben geblieben wäre, wie man wohn auch mit Sicherheit annehmen kann, daß der Bauernkrieg eine gade andere Wendung genommen haben würde, wenn er mit seinem Freunen Sickingen die geistige wie kriegerische Leitung desselben hätte übernhmelz können.

Hutten betrachtete die Reformation nicht vom beschränkt theologischen Standpunkte aus: ihm war sie der Kampf um Bildung und Befreiung von jedem verdumpfenden Joch, mochte es durch den Einfluß der römischen Priesterherrschaft oder durch das verkrüppelte Staatsleben herbeigeführt worden sein. Das Unglück für ihn und Deutschland war, daß er die unverwüstliche moralische und physische Kraft des Volks nicht lebendig genug erkannte, wenn er auch eine Ahnung davon hatte. Daher unterlag er, ehe das Volk in Bewegung kam, und als dieses sich erhob, fehlten die einzigen Führer, Hutten und Sickingen, die es zum Siege hätten leiten können.

———o———

42. Hans Sachs.

Hans Sachs wurde in der freien Reichsstadt Nürnberg am 5. Nov. 1494 geboren. Sein Vater, ein Schneider seines Handwerks, verwendete große Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohnes, den er schon vom 7. Jahre seines Alters an, Ostern 1501, in die lateinische Schule schickte.

Im 15. Jahre (1508) mußte Hans Sachs jedoch die Schuhmacherei erlernen und konnte nun nichts weiter mehr ausbilden als die „Poeterei." Im 17. Jahre ging er auf die Wanderschaft; überall, wohin er kam, pflegte er nicht bloß seines Handwerks, sondern auch der Dichtkunst. Wo er Meistergesang hörte, lernte er schnell die Bar und Töne (Lieder und Weise) und half die Singschule verwalten. Er dichtete zu München, wo ihn der Leinweber Leonhard Nonnenbeck unterrichtete.

Dem Rufe seines Vaters und der Sehnsucht des eigenen Herzens folgend kehrte er 1515 nach seiner Vaterstadt Nürnberg zurück, woselbst er nicht nur das Meisterrecht seines Handwerks erwarb, sondern auch die schönste Gelegenheit fand, seine geliebte Kunst zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Im Jahre 1519 verheirathete er sich mit Kunigunde Creuzer. Ueber seine Verhältnisse gibt folgende Stelle aus einem seiner Gedichte Aufschluß:

„Auch fiel mir zu in dieser Zeit
Groß Wohlfahrt und mancherley Stück
Als Reichthumb, ehr, lob und groß Glück,
Wohlzogne Kind, ein treu Ehweib,
Schön, stark, und auch gesunder Leib,
Jedermann hielt mich hoch und ehrlich,
Auch hielt ich mich dapfer und herrlich."

Nachdem er die geliebte Gattin nach 41jähriger glücklicher Ehe durch den Tod verloren, verheirathete er sich mit Barbara Harscher, mit der er bis in sein höchstes Alter lebte. Zwei Jahre vor seinem Ende wurde der noch als betagter Greis so rührige Mann geistesschwach; Gehör und Sprachvermögen verschwanden.

Da saß er denn, nach der Erzählung eines seiner dankbaren Schüler, schneeweiß und grau wie eine Taube an Haar und Bart, hinter seinem Pulte vor seinem großem Buche, und neigte nur noch das große Haupt gegen die Besuchenden und sah sie mit seinem milden, lieblichen Greisenantlitz freundlich an, bis er im 82. Jahre seines Lebens, am 19. Jan. 1576, sanft entschlummerte.

Seit dem Jahre 1516 pflegte er fast unausgesetzt der Dichtkunst und seine poetische Thätigkeit war so außerordentlich, daß er im Jahre 1567 nicht weniger als 1773 Schwänke, Schauspiele u. dergl., und 4275 Meistergesänge, im Ganzen also 6048 Gedichte zählte. Sehr leicht läßt sich das nachzählen, da er jedem Gedichte sein „Hans Sachs", sowie Jahr und Tag der Verfertigung anhängte.

Hans Sachs war kein schöpferischer Kopf, besaß aber das glückliche Talent, etwas Gegebenes schnell aufzufassen und auf eine ungezwungene Weise darzustellen. „Er dichtete Alles, und erdichtete Nichts," wie J. Grimm bemerkt. Dies gelang ihm namentlich bei den weltlichen Erzählungen fast unübertrefflich, da er von Natur mit heiterer Laune und dem ergötzlichsten Humor begabt war. Auch seine dramatischen Produkte, und unter diesen wieder seine Fastnachtsspiele, verdienen als für die damalige Zeit gelungene bezeichnet zu werden. Weniger geschickt war er in der Behandlung geistlicher Stoffe.

Die durch die Reformation hervorgerufene Bewegung der Gemüther berührte ihn tief; er gehörte mit zu den frühesten Verehrern Luther's und bezeugte in einer Menge von Gedichten seinen Eifer für dessen Werk. Zu den bekanntesten gehört ein am 8. Juli 1523 verfaßtes, das einige Bogen stark, mit vielen Holzschnitten verziert ist, und dessen Titel und Anfang also lauten:

Die Wittembergisch Nachtigal
Die man jetzt höret überal.
Wacht auff es nahend gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunikliche Nachtigal,
Ihr stimb durchklinget Berg und Thal,
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auff von Orient,
Die rothbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht
Daraus die lichte Sonn thut plicken
Des Mondes Schein thut sich verdrücken u s w

Göthe setzte dem alten Dichter ein unvergängliches Denkmal in der „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung", indem er schließt:

Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm auf's Haupt.
In Froschpfuhl all' das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt.

43. Ein Epithaphium oder klagred ob der Leich Martini Lutheri.

Als man zählt fünfzehenhundert Jar
Vnd sechs und viertzig, gleich als war
Der siebenzehend im Hornung (17. Febr. 1546),
Schwermütigkeit mein Hertz durchdrung
Vnd west (wußte) doch selb nicht was mir was (war),
Gleich trawrig auff mir selber saß (für mich allein),
Legt mich in den Gedanken tieff,
Vnd gleich in Wemuth groß entschlieff.
Mich daucht, ich wer (wär) in einem Tempel,
Erbawt nach Sechsischem Exempel (Sächsischer Art)
Der war mit Kertzen hell beleucht,
Mit edlem Reuchwerk wohl durchreucht (durchräuchert)
Mitten da stund bedecket gar
Mit schwarzem Tuch ein Todtenpar (Bahre)
Ob dieser Par da hieng ein Schild,
Darinnen ein Rosen war gebild (abgebildet),
Mitten dardurch so ging ein Creutz,
Ich dacht mir, ach Gott, was bedeuts,
Erseufftzet darob trawrigkleich (trauriglich)
Gedacht, wie, wenn die Todten Leich
Doctor Martinus Luther wer.
In dem tratt aus dem Chor daher
Ein Weib in schneeweissem Gewand,
Theologia hoch genandt
Die stund hin zu der Todtenpar,
Sie wand jhr Händ, vnd raufft ihr Har,
Gar kläglich mit wainen (Weinen) durchbrach,
Mit seufftzen sie anfing vnd sprach:
Ach, daß es müß erbarmen Gott,
Liegst du denn jetzt hie vnd bist todt,
O, du trewer vnd küner Heldt,
Von Gott dem HErren selb erwelt,
Für mich so Ritterlich zu kempffen,
Mit Gottes wort mein Feind zu dempffen,
Mit disputirn, schreibn vnd predigen,
Darmit du mich denn thetst erledigen,
Aus großer trübsal vnd gezwengknuß (Zwang)
Meiner Babylonischen gpfengknuß (Gefängniß) u. s. w.
— — — — — — — —
Da ewig frewd vns aufferwachs
Nach dem Elend, das wünscht Hans Sachs.

Der Grundgedanke des Gedichts ist: Der Tod des großen Reformators gibt uns gerechte Veranlassung zur Klage, aber er soll uns nicht entmuthigen, da Gott sein Werk weiter führen wird.

44. Deutsche Prosa.

Luther's Streitschriften wurden von den zanksüchtigen Theologen der Reformation nur zu sehr nachgeahmt und überboten, indeß seine Tiefe und Innigkeit des Geistes und seine bibelfeste Sprache unter dem Streit über unerklärbare Glaubenssätze und sinnbildliche Rechtgläubigkeit zu Grunde ging, bis die in gemüthlicher und herzlicher Rede abgefaßten vier Bücher vom wahren Christenthum von J. Arnd und die Wirksamkeit Spener's und der Pietisten der deutschen Nation die lutherische Bibelsprache und mit ihr die Gefühlswärme und freie Schriftforschung zurückgaben.

Bald kam auch in Geschichtswerken und in einzelnen wissenschaftlichen Schriften die durch Luther begründete deutsche Sprache zur Anwendung. Solche Geschichtswerke sind: Die „Schweizer Chronik" von Aegidius Tschudi (1505—1572), die „Bayerische Chronik" und die „Chronika vom Ursprunge des alten Teutschlands" von dem Bayer Turnmayr von Abensberg (Aventinus gest. 1534) und die „Chronika, Zeytbuch und Geschichtbibel von Anbegyn bis 1531" von dem vielverfolgten Wiedertäufer Sebastian Frank (1500—1545); auch die etwas rohe Selbstbiographie des bekannten fränkischen Ritters Götz von Berlichingen (gest. 1562).

45. Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer, als der größte deutsche Maler seiner Zeit bekannt, hat auch gegründete Ansprüche auf eine Stelle in der deutschen Literatur, da er der Erste war, welcher über Kunst und verschiedene mathematische Wissenschaften in der Muttersprache und zwar mit einer solchen Gewandtheit schrieb, die Bewunderung verdient, da er hierin keine Vorgänger hatte.

Er wurde 1470 in Nürnberg geboren. Sein Vater, ein geschickter Goldschmied, wollte ihn zu seinem Geschäft erziehen, aber so tüchtig sich der Knabe auch darin ausbildete, so fand er in diesem Beruf doch keine Befriedigung und sein Vater gab endlich seinem heißen Wunsche, sich der Malerei widmen zu dürfen, nach. Im Jahre 1492 bereiste er Deutschland und die Niederlande, um auch fremde Meister und ihre Werke kennen zu lernen, kehrte 1494 in die Heimath zurück, wo er eine außerordentliche Thätigkeit als Maler, Kupferstecher, und Holzschneider entwickelte.

Sein Ruhm verbreitete sich so weit, daß, als er im Jahre 1520 eine Reise durch die Niederlande machte, er überall von den Fürsten und Obrigkeiten der Städte, sowie von andern bedeutenden Personen mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde.

Nach seiner Rückkehr widmete er einen Theil seiner Zeit der Abfassung seiner Schriften, von denen er die meisten noch vor seinem Tode herausgab. Er starb im J. 1528.

Seine Sprache ist von großer Reinheit; er gebraucht nur dann fremde Wörter, wenn die Muttersprache ihm durchaus keine entsprechenden darbietet. Die neuen Wörter, welche er zu schaffen hatte, sind meistens von äußerst glücklicher Form. Dabei ist sein Ausdruck stets klar und bestimmt, und selbst so populär, als es der Stoff nur irgend vertragen kann. Unter seinen Schriften ragen vorzüglich die „Vier Bücher von menschlicher Proportion" hervor (1528). Nicht weniger bedeutend sind seine mathematischen Schriften „Vnterweysung der Messung mit dem Zirckel vnd Richtscheyt" und der „Vnterricht zu befestigung der Stett, Schloß vnd Flecken". Auch seine „Briefe", obgleich meistens nur hingeworfen, gewähren das größte Interesse, sie sind voll Innigkeit und Gefühl und oft von der heitersten und geistreichsten Laune durchdrungen.

———o———

46. Johann Agricola.

Johann Agricola, eigentlich Schnitter, wurde 1492 zu Eisleben geboren, weshalb er sich auch Magister Eisleben nannte. Er studirte zu Wittenberg, wo Luther sein Lehrer war, und führte 1519 bei der Disputation zu Leipzig das Protokoll. Seit 1536 als Professor in Wittenberg angestellt, gerieth er mit Luther und Melanchthon über die Buße in Streit, der so heftig wurde, daß er aus Wittenberg fliehen mußte. Er wendete sich nach Berlin, wo der Kurfürst von Brandenburg ihn zum Generalsuperintendenten ernannte. Er starb daselbst 1566.

Agricola, der außer einigen guten Kirchenliedern in niederdeutscher Sprache auch eine Auslegung der „Epistel an die Colosser" schrieb, ist vorzüglich durch seine Sammlung und Auslegung deutscher Sprichwörter berühmt geworden. Seine Erläuterungen sind von vaterländischem Geiste und redlichem Sinne durchdrungen, meistens treffend und enthalten viele gute Bemerkungen über das Leben im Allgemeinen, dann aber auch über öffentliche Verhältnisse; besonders steht er in seinen Ansichten über Staatswirthschaft weit über seiner Zeit. Sein Buch ist endlich auch für die Sittengeschichte sehr wichtig. Die Darstellung ist einfach, klar, rein und fließend, zudem oft durch Anführung passender Stellen aus älteren Dichtern belebt.

———o———

47. Huldreich [Ulrich] Zwingli.

Der große schweizerische Reformator Huldreich Zwingli wurde am 1. Januar 1484 zu Wildhaus im Toggenburg'schen geboren, wo sein Vater Amtmann war. Er studirte Theologie, zuerst in Basel und Bern, dann in Wien, und wurde schon in seinem 22. Jahre (1506) als Pfarrer nach Glarus berufen.

In den Jahren 1512 und 1515 machte er als Feldprediger die italienischen Feldzüge mit, in welcher die Schweizer für den Papst gegen die Franzosen kämpften. Nach seiner Rückkehr wurde er Prediger in Einsiedeln, später 1519 in Zürich. Er erklärte sich hier, wie schon in Ein-

siedeln, gegen den Ablaßkram und erwirkte durch seine eindringliche Beredsamkeit, daß dem Ablaßverkäufer Samson die Erlaubniß verweigert wurde, seinen Handel in Zürich zu treiben. Jetzt wandte er sich auch gegen andere Mißbräuche.

Er trat mit solcher Mäßigung und zugleich mit solcher Ueberzeugungskraft auf, daß schon im Jahre 1522 die Reformation in Zürich entschieden war und in Folge zweier öffentlichen Disputationen, aus denen Zwingli siegreich hervorging, die Bilder aus den Kirchen entfernt, die Messe auf den Befehl der Obrigkeit abgeschafft, die Klöster aufgehoben und den Geistlichen die Ehe gestattet wurde, wie sich denn Zwingli selbst verheirathete (1524).

So groß seine Bewunderung für Luther war, und so sehr er geneigt war, jeden Zwiespalt in der neuen Lehre zu vermeiden, so konnte er doch in wesentlichen Punkten nicht mit den Ansichten des sächsischen Reformators übereinstimmen, namentlich verwarf er die von Luther mit Hartnäckigkeit verfochtene Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl. Eine 1529 in Marburg veranstaltete Zusammenkunft der beiden Häupter der Reformation hatte (wie bereits früher erwähnt worden) leider keinen Erfolg, und so trennten sich die beiden jungen Kirchen zum bleibenden Nachtheile der ganzen Bewegung.

Zwingli entwickelte in Staatsangelegenheiten eine nicht minder erfolgreiche Thätigkeit und zeigte sich stets als eifrigen Republikaner und warmen Vaterlandsfreund. Es war zum großen Theil sein Werk, daß in Zürich unter vielen anderen glücklichen Verbesserungen im Staatswesen die Freistätten für Uebelhäter verschlossen, die Lehrer besser besoldet und die Einkünfte entbehrlicher Pfründen für die Schulen verwendet wurden.

Ferner erklärte er sich mit aller Entschiedenheit gegen die fremden Kriegsdienste, deren zahlreiche Nachtheile er aus eigener Anschauung kannte, und wandte seine ganze Beredsamkeit auf, den schädlichen, die Selbstständigkeit der Schweiz untergrabenden Einfluß der ausländischen Fürsten zu vernichten, indem er dahin trachtete, die Annahme von fremden Pensionen verbieten zu lassen. Während Luther nach dem Bauernkrieg von demokratischen Ideen sich mehr und mehr entfernte, blieb Zwingli der Demokratie getreu.

Was aber seinen Ruf als Staatsmann hätte begründen und die Unabhängigkeit des Vaterlandes sichern sollen, wurde zum großen Theil Ursache eines traurigen Bürgerkrieges und zugleich der Grund, daß die Reform in einigen Theilen der Schweiz, in denen sie schon Wurzel geschlagen hatte, wieder zurückgedrängt wurde; denn die Leute, welche in den fremden Kriegsdiensten und Pensionen eine eben so leichte als reiche Erwerbsquelle fanden, erklärten sich nun mit aller Bitterkeit gegen die Reformation.

So wuchs der Groll zwischen den katholischen Kantonen und Zürich immer mehr und es kam im J. 1531 zum offenen Krieg, an welchem Zwingli als Feldprediger Theil nahm. Die beiden Parteien lieferten am 12. Oktober (bei Kappel) eine Schlacht, in welcher die Reformirten auf's Haupt geschlagen wurden und auch Zwingli sein Leben verlor.

Neue Zeit, 1624—1820.

Erste Periode, 1624—1720.

48. Die Periode der Nachahmung.

Der dreißigjährige Krieg, der das deutsche Staatswesen fremden Einwirkungen preisgab, begründete auch in der Literatur die Herrschaft des Auslandes. Diese Fremdherrschaft läßt sich sowohl in dem Charakter der Sprache, als in den gelehrten Genossenschaften und in Form und Inhalt der deutschen Dichtungen erkennen. Die deutsche Sprache verlor den kräftigen, einfachen Charakter, den ihr Luther verliehen und wurde durch Einmischung vieler den alten oder den romanischen Sprachen entlehnten Fremdwörter entstellt. Ueber ein Jahrhundert blieb vorzugsweise die in Sprache und Form vollendete, aber kalte und steife Literatur der Franzosen Muster und Vorbild der deutschen Dichtung. Auch das Studium der altklassischen Literatur war für die deutsche Prosa unheilvoll, indem man nur ihre Kunstregeln befolgte und ihre Formen nachahmte, aber für den hohen Geist derselben kein Verständniß hatte. Kraft, Freiheit und Selbstgefühl gehen den Dichtern dieser Richtung gänzlich ab; sie kriechen vor allem Vornehmen und spenden den hochgebornen Schützern und Gliedern der literarischen Genossenschaften unverdientes Lob und verlieren sich in Spielereien und Pedanterie.

Von diesen Genossenschaften sind zu erwähnen: „die fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden" in Weimar und Köthen (1617), die „deutschgesinnte Genossenschaft" (1643), der "Pegnitzer Blumenorden" oder „Pegnitzer Schäfer" (1644) und der „Schwanenorden" (1656). Diese Genossenschaften vermehrten die Sprachverwirrung, obwohl sie zur Reinigung der deutschen Sprache gestiftet wurden. Die Allgemeinheit des Verderbens wird in Kürze recht lebhaft dargestellt von J. Fabricius, einem Berner Arzte, in der Vorrede zu einer seiner Schriften: „Vnsere teutsche Sprach ist nicht dergestalt arm vnd bawfällig, wie sie etliche naßweise nunmehr machen, die sie mit Frantzösischen vnd Italiänischen pletzen also flicken, daß sie auch nicht ein kleines Brieflein fortschicken es seye denn mit andren Sprachen dermassen durchspickt, daß einer, der es will verstehen, fast in allen Sprachen der Christenheit bedörfft erkantnuß haben, zu grosser schande vnd nachtheil vnserer teutschen Sprach, die in jhr solch vollkommenheit hat, daß sie auch alles, was da könnte fürfallen, gar wol kan andeuten vnd verständlich gnug ohne zuthuen anderer Sprachen zu verstehen geben."

49. Die erste schlesische Schule.

Da das Volk in Folge der andauernden Kriege und des Verfalls der Schulen in seiner Bildung zurückgeblieben war, betheiligte es sich so gut wie gar nicht an der Poesie. Die Gelehrten allein pflegten derselben, ebenso einseitig und unselbstständig, daß man ihren Ursprung und ihre fernere Entwickelung auf ein gelehrtes Werk zurückführen kann, aus wel-

chem die Dichter ihre Kunst schöpften. Es ist dies das berühmte Buch „Von der deutschen Poeterey" von Opitz, welches nicht nur den Charakter seiner eigenen Dichtungen ausspricht, sondern auch die Grundlage aller späteren Bestrebungen wurde.

Die wichtigsten und einflußreichsten Grundsätze, welche Opitz aufstellt, sind in Kurzem folgende: Die Dichter sollen die reine (neu-) hochdeutsche Sprache gebrauchen; sie sollen die Natur nachahmen, die Dinge aber nicht sowohl beschreiben, wie sie sind, als vielmehr, wie sie sein könnten oder sollten. Zugleich sollen sie aber auch die Alten zu Mustern nehmen. Auch dem Reim widmet er große Aufmerksamkeit und verlangt vor Allem die möglichste Reinheit desselben. Der wichtigste Abschnitt ist der, in welchem er auf die Regelmäßigkeit des Versbaues dringt.

Alles, was Opitz hier verlangt oder als Gesetz aufstellt, wurde denn auch von den meisten Dichtern als Gesetz anerkannt und mit der größten Gewissenhaftigkeit befolgt. Seine Poetik galt so allgemein als unwiderleglich und vollkommen, daß Manche sich die Mühe nahmen, Gedichte Anderer, welche seine Gesetze nicht gekannt oder nicht befolgt hatten, auf die „Opitianische Art zu richten." So betrachtet und benennt man den Schlesiger Opitz als den Begründer der „ersten schlesischen Schule" oder der „Opitzischen".

Da diese Richtung beinahe ausschließlich formell und es eben nicht schwierig war, sich die durch Opitz aufgestellten Gesetze anzueignen, so wuchs die Zahl der Dichter außerordentlich an und da die vielen kaiserlichen Pfalzgrafen das Recht erworben hatten, an des Kaisers Statt, Dichter zu krönen, so vermehrte sich auch die Zahl der „kaiserlich gekrönten Poeten" bald so übermäßig, daß kaum mehr ein Städtchen ohne einen solchen zu finden war.

So verdienstvoll daher die Bemühungen der Opitzischen Schule waren, da sie das Neuhochdeutsche zur Sprache der Poesie erhoben, ihm einen sicheren, klaren und ruhigen Gang vorgezeichnet und durch Aufstellung fester Regeln für den Versbau eine neue Kunstbildung geschaffen hatte, so würde sie doch bald wegen ihrer einseitigen Verstandesrichtung und ihres ausschließlichen Hingebens an das Ausland verfallen sein, wenn sie nicht wenigstens für eine Zeitlang von Seiten der „Pegnitzschäfer" neue Lebenskraft gewonnen hätte, welche dem blos reflektirenden Verstande der Opitzischen Schule die Phantasie, und ihrem Ernst die Heiterkeit entgegen setzten.

Freilich fehlte es ihnen, selbst den bedeutendsten Mitgliedern des Blumenordens, Klaj und Harsdörffer, an Schwung und freier Lebensanschauung, so daß sie den Verfall der Opitzischen Richtung nur auf kurze Zeit aufzuhalten vermochten.

50. Auff Leyd kompt Freud.

von Martin Opitz.

1. SEy wolgemuth, laß trawren seyn,
Auff Regen folget Sonnenschein;
Es giebet endlich doch das Glück
Nach toben einen guten Blick.

2. Vor hat der rauhe Winter sich
An uns erzeiget grimmiglich,
Der gantzen Welt Revier gar tieff
In einem harten Traume schlieff.
3. Weil aber jetzt der Sonnen Liecht
Mit vollem Glantz herausser bricht,
Und an dem Himmel höher steigt
Auch alles frölich sich erzeygt.
4. Das frostig Eyß muß gantz vergehn
Der Schnee kan gar nicht mehr bestehn,
Favonius, der zarte Windt,
Sich wider auff die Felder findt.
5. Die Saate gehet auff mit macht
Das Graße grünt in voller Pracht,
Die Bäume schlagen wieder auß,
Die Blumen machen sich herauß.
6. Das Vieh in Felden inniglich,
Das Wild in Püschen frewet sich
Der Vögel schaar sich frölich schwingt
Vnd lieblich in den Lüfften singt.
7. So stelle du auch trawern ein,
Mein Hertz vnd laß das Zagen sein,
Vertrawe Gott, vnd glaube fest,
Daß er die seinen nicht verlest.
U. s. w.

51. Martin Opitz.

Martin Opitz, geboren 1597 zu Bunzlau in Schlesien, zeigte schon früh eine große Lernbegierde. Er besuchte zuerst die Schule seiner Vaterstadt, im Jahre 1614 das Magdalenäum in Breslau, 1617 das akademische Gymnasium in Beuthen und 1618 die Universität in Frankfurt an der Oder, wo er mit seinem Schulfreunde Rüßler wieder zusammentraf. Da er im Uebrigen dort keine Befriedigung fand, ging er im Jahr darauf nach Heidelberg. Hier lebte er in sehr angenehmen Verhältnissen; zudem erwarb er sich die Freundschaft mehrerer gelehrten Männer, die nicht ohne großen Einfluß auf seine weitere Entwickelung blieben, und noch einflußreicher vielleicht war sein vertrauter Umgang mit einigen talentvollen Jünglingen z. B. Zinkgraf und Kaspar von Barth, sowie dem Dänen Hamilton, mit welchem er gegen Ende des Jahres 1620, da der Krieg und die Pest sich der Pfalz näherten, nach den Niederlanden ging.

Der dortige Aufenthalt war für ihn von wichtigen Folgen, da er die holländische Poesie, für die er schon früher Vorliebe bewiesen, jetzt an der Quelle studiren konnte. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Holstein bei seinem Freunde Hamilton, den er dahin begleitet hatte, ging er 1621

nach Schlesien zurück, wo er bald eine Anstellung fand. Doch folgte er schon im folgenden Jahre einem Rufe des Fürsten von Siebenbürgen als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Weißenburg. Aber bald ergriff ihn das Heimweh mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er um seine Entlassung bat und in's Vaterland zurückeilte. Im Jahre 1625 ging er in Geschäften des Herzogs von Liegnitz nach Wien, wo ihn Kaiser Ferdinand II. wegen eines Trauergedichtes auf den Erzherzog Karl eigenhändig zum Dichter krönte. Derselbe erhob ihn 1628 in den Adelsstand mit dem Beinamen „von Boberfeld". Vom König von Polen zum Sekretär und Historiographen ernannt, lebte er in Danzig mit der Aussicht auf eine schöne und sichere Zukunft, als am 20. August 1639 die Pest seinem thätigen Leben ein Ende machte.

Beinahe zwei Jahrhunderte lang hieß Opitz allgemein der „Vater der deutschen Dichtkunst". Ein Theil des ungemeinen, ungemessenen Beifalls, den er im Leben wie im Tode gefunden hat, ist freilich erklärlich aus seiner Gewandtheit, sich nach allen Seiten beliebt zu machen, indem er es nicht unter seiner Würde hielt,entgegengesetzten Grundsätzen Ausdruck zu verschaffen und an den Höfen der Fürsten und Großen den Festsänger zu spielen.

52. Paul Flemming.

Die erste Stelle unter allen Lyrikern, ja man kann wohl sagen unter allen Dichtern des Zeitraums nimmt Paul Flemming ein, der zwar auch, wie beinahe alle seine Zeitgenossen, die von Opitz vorgezeichnete Bahn einschlug, aber dieselbe mit der größten Freiheit und Selbstständigkeit verfolgte und eine dichterische Kraft entwickelte, von der jener keine Ahnung hatte. Er wurde am 5. Oct. 1609 zu Hartenstein im Erzgebirge geboren und erhielt eine liebevolle und zweckmäßige Erziehung. Seine höhere Bildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Meißen, von wo er die Universität zu Leipzig bezog, um sich der Medizin zu widmen, welche er mit ernstem Fleiße studirte.

Mit eben solchem Ernste und wohl auch mit noch größerer Liebe pflegte er aber der Poesie, in der er sich schon früh versuchte hatte; und seine Dichtungen fanden bald solchen Beifall, daß er schon als Student die Würde eines „Kaiserlichen gekrönten Poeten" erhielt. Im Jahre 1635 reiste er mit der Gesandtschaft, welche der Herzog von Schleswig-Holstein nach Persien schickte, um mit diesem fernen Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen. Auf der Rückreise verlobte er sich in Reval mit der Tochter des angesehenen Kaufmanns Niehusen.

In Leiden erwarb er sich die medizinische Doktorwürde und ging dann nach Hamburg, wo er sich als praktischer Arzt niederzulassen und mit seiner schönen Braut zu vermählen gedachte. Aber er sollte des so sehr ersehnten Glückes nicht theilhaftig werden; es ergriff ihn nicht lange nachher eine heftige Krankheit, welcher er am 2. April im 31. Jahre seines Lebens erlag.

Sein Lied „In allen meinen Thaten" hat in alle Gesangbücher Aufnahme gefunden. Ueber das Ableben von Martin Opitz dichtet er:

So zeuch auch du denn hin in dein Elysefeld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
Und untermenge dich mit diesen grossen Leuten,
Die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.
Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
Der itzt nichts gleiches hat Du Herzog deutscher Saiten,
O Erbe durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt!
Germania ist tod, die Herrliche, die Freye,
Ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue;
Die Mutter, die ist hin; hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Recher und sein Arm. Last, last nur alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig seyd, und macht euch nur davon:
Die Welt hat warlich mehr nichts würdigs zu beschreiben.

Von unübertrefflicher Schönheit sind seine Sonetten:

Auf ihr Bildnüß.

Wie darff ein frecher Kiehl sich dieses unterfangen,
Daß er die gantze Zier, die an der Liebsten scheint,
In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeynt?
Wahr ist es! Dieses Haar, die Stirne, diese Wangen
Sind denen ähnlich gantz, die an derselben prangen;
Die Augen seh' ich da, um die ich offt geweint,
und diß hier ist der Mund, der meinen nennet freund.
Gantz diß! Das ist gantz das, nach dem ich muß verlangen.
Die Zucht, dieß freundlich sehn, die Sitten, diese Tracht,
und alles steht vor mir, was sie so trefflich macht,
nur daß es sich nicht regt und und nicht will Antwort geben.
Sey drum nicht halb so stolz, du kühner Pinsel du,
das schönste, das man wünscht, gehöret noch hinzu:
Entwirffstu ihren Leib, so mahl' auch drein sein Leben!

53. Heinrich Albert (Alberti).

Heinrich Albert wurde 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren. Er bezog nach vollendeten Schuljahren die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, widmete sich aber ganz ausschließlich der Musik, die er endlich zu seinem Lebensberufe wählte. Im Jahre 1631 erhielt er in Königsberg die Stelle eines Organisten. Von den einflußreichsten Personen geachtet und innigem Freundesverbande mit den gleichgestimmten Simon Dach, Roberthin und Georg Mylius, die sich gewöhnlich in seinem Garten versammelten, lebte er bis zu seinem Tode (1688) in angenehmen, nur selten durch den Neid getrübten Verhältnissen.

Seine musikalischen Sammlungen sind, abgesehen von ihrem musikalischen Werthe, der zu ihrer Zeit sehr hoch geschätzt wurde, für die Geschichte der Literatur äußerst wichtig, da sie nicht nur die einzigen Quellen für Albert's und Roberthin's Dichtungen sind, sondern auch die meisten und schönsten Lieder Simon Dach's, sowie viele zum Theil recht gute Gesänge anderer Dichter enthalten, z. B. von A. Aderßbach, M. Bahn, Christoph Kaldenbach, Georg Mylius, Peter Titz u. a. m., die zum Theil nur aus diesen Sammlungen bekannt geworden sind.

Seine eigenen Lieder sind meist geistlichen Inhalts, aber belebt von seelenvoller Freudigkeit. Mehrere dieser Lieder sind, jedoch nicht ohne Entstellung, in die Gesangbücher übergegangen. Zu den bekanntesten gehören: „Gott des Himmels und der Erden" und „Daß alle Menschen sterblich seyn."

---o---

54. Simon Dach

Der bedeutendste und fruchtbarste unter den Königsberger Dichtern ist Simon Dach (1605 zu Memel geboren.) Er zeigte schon früh seltene Fähigkeiten, namentlich auch großes Talent für Musik. Im Jahre 1626 bezog er die Universität Königsberg, um sich der Theologie und Philosophie zu widmen. 1630 wurde er daselbst Professor der Poesie. Die Gunst des „großen Kurfürsten" verschaffte ihm gemächlichen Wohlstand und die Freundschaft Roberthin's war ihm stets eine treue und feste Stütze. Von seinen geistlichen Liedern sind ebenfalls mehrere in die Gesangbücher übergegangen, von seinen weltlichen aber viele beliebte Volkslieder geworden. Er starb 1659.

Lob der Freundschaft.

1. DEr Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht jhm nichts an,
Als daß er Trew erzeigen,
Vnd Freundschafft halten kan;
Wenn er mit seines gleichen
Sol treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen
Mit Hertzen, Mund vnd Hand.

2. Die Red ist vns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor vns nur sollen leben,
Vnd fern von Leuten seyn;
Wir sollen vns befragen
Vnd sehn auf guten Raht,
Das Leid einander klagen,
So vns betreten hat.

3. Was kann die Frewde machen,
Die Einsamkeit verheelt?
Das gibt ein duppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt;
Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Hertzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der in geheim sich nagt. u. s. w.

Aennchen von Tharau.

(In niederdeutscher Sprache gedichtet.)

Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Freude und Schmerz.

Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.

Käm' alles Wetter gleich auf uns geschlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,

Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.

Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt,
Je mehr ihn Regen und Hagel anfeucht;

So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Leid und Freuden und allerlei Noth.

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest du wo man die Sonne kaum kennt,

Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.
u. s. w.

Dach ist eine poetische Natur, aber nicht so bedeutend, als wie er selbst wohl glaubte und in einem Gedichte an den Kurfürsten, in dem er ihn um ein Stück Land bittet, zu erkennen gibt:

„Phöbus ist bei mir daheime;
Diese Kunst der deutschen Reime
Lernet Preußen erst von mir;
Meine sind die ersten Saiten:
Zwar man sang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geschick und Zier."

55. Paul Gerhardt.

Unter den Dichtern von Kirchenliedern nimmt Paul Gerhardt, aus Sachsen (von 1606—1676) einen hervorragenden Platz ein. Er folgte Luther's Vorbilde und bewahrte in seinem frommen Gemüthe die Heiterkeit, die Zuversicht und das Gottvertrauen, welche den älteren Liedern eigen sind. 1657 wurde er als Diakonus nach Berlin berufen. Als aber daselbst ein heftiger Streit zwischen den lutherischen und den reformirten Geistlichen entbrannte, und er einem Edicte des Kurfürsten, das den Feindseligkeiten derselben ein Ziel setzen sollte, seine Unterschrift versagte, wurde er entsetzt. Seitdem hatte er mit vielen häuslichen Sorgen und Unglücksfällen zu kämpfen, bis er im Mai 1669 als Archidiakonus in Lübben Amt und Brot erhielt. Von seinen 120 Liedern gingen die meisten in die Gesangbücher über und wurden Eigenthum des Volkes. Die bekanntesten sind:

„Befiehl du deine Wege,"
„Wach' auf mein Herz und singe,"
„Sollt' ich meinem Gott nicht singen,"

„O Haupt voll Blut und Wunden,"
„Auf, auf, mein Herz mit Freuden,"
„Ich weiß, das mein Erlöser lebt,"
„Ich singe dir mit Herz und Mund,"
„Zeuch ein zu deinen Thoren,"
„Gott Vater, sende deinen Geist."

Gerhardt stand noch fest auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses; deshalb athmen seine Lieder noch den Luther'schen Geist. Aber schon finden wir in ihnen Spuren des Uebergangscharakters seiner Zeit, in welchem neben dem christlichen Gemeindebewußtsein sich das persönliche Gefühlsleben geltend macht. Mit ihm schließt die Reihe der streng kirchlichen Dichter. Diejenigen, welche nach ihm sangen, und von denen

Georg Neumark aus Thüringen, 1621—1681, („Wer nur den lieben Gott läßt walten"),

Johann Frank aus der Niederlausitz, 1618—1677, („Schmücke dich, o liebe Seele", „Jesu, meine Freude", „Du, o schönes Weltgebäude"),

Louise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, 1627—1667, („Jesus, meine Zuversicht),

Samuel Rodigast, 1649—1708. („Was Gott thut, das ist wohlgethan"),

Johann Georg Albinus, 1624—1679, („Alle Menschen müssen sterben", „Straf mich nicht in deinem Zorn") und

Joh. Rist, 1606—1667, („O Ewigkeit, du Donnerwort", „Werde munter, mein Gemüthe"), die vorzüglichsten sind, singen nicht mehr mit dem Munde der Kirche, sondern im Namen ihrer eigenen Person, und ihre Lieder betreffen nun weniger Lebensäußerungen der Kirche, als vielmehr persönliche Herzenszustände und Lebensereignisse im Privatleben.

Zu den Letzteren gehören der katholische Liederdichter Friedrich von Spee und der von ihm angeregte Johann Scheffler, Angelus Silesius, der später zur katholischen Kirche übergetretene Verfasser des „Cherubimischen Wandersmann", einer Sammlung geistlicher Sprüche und Sinngedichte, nicht ohne Tiefe des Gefühls und dichterischen Schwung.

Die späteren schlesischen Dichter strebten eine vollendetere Kunstform an, entbehrten aber dabei entweder, wie Opitz, des tieferen religiösen Gefühls und des frommen Sinnes der älteren Zeit, oder ließen, wie der schwermüthige, von harten Schicksalsschlägen heimgesuchte Andr. Gryphius (1616—1664) die Heiterkeit und Zuversicht eines Luther und Gerhardt fallen, indem sie die Erde als ein Jammerthal ansahen und ihre Phantasie mit Grab- und Kirchhofsbetrachtungen füllten („Die Herrlichkeit auf Erden muß Staub und Asche werden").

56. Zweite schlesische Schule.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau aus Schlesien (1618—1679) gab der deutschen Poesie eine neue, ein-

flußreiche Wendung, die jedoch mehr durch den mächtigen Gegensatz wirkte, den sie hervorrief, und aus welchem sich die spätere Blüthe der Poesie entwickelte, als durch ihre eigene Bedeutsamkeit.

Daniel Kaspar von Lohenstein aus Schlesien (1635—1683), von bedeutenden Talenten, verkümmerte durch Nachahmung des vorhergehenden Dichters, der als Begründer der zweiten schlesischen Schule zu betrachten ist.

Es gelang, der Poesie durch Bilder, lebensvolle Schilderungen, sinnlich anschauliche Gleichnisse und Beiwörter einen farbenreichen Glanz zu verleihen; aber, weil man alle Wirkung nur darin suchte, so mußte man fortwährend nach neuen Bildern und Beiwörtern haschen, was bald zur Uebertreibung, Schwulst, Unwahrheit und Geschmacklosigkeit führte. Auch in Bezug auf den Inhalt herrschte das Sinnliche vor, woraus nicht selten Lüsternheit und Gemeinheit erwuchsen.

Im Anfang des 18. Jahrh. erlitt die schlesische Dichterschule von drei Seiten heftige Angriffe. Christian Weise (1642—1708) ging wie im Drama, so auch in der Lyrik zur Natur und Volksdichtung zurück und stellte das Naturgemäße als Grundsatz dem „Galanten", Feinen des Hoffmannswaldau entgegen. Allein sein niederer Begriff von der Dichtkunst, die er nur als Dienerin der Redekunst ansah und aus der er alles Heroische und Erhabene verbannte, raubte der Poesie alle Bedeutung und bewirkte, daß Flachheit und persönliche Nüchternheit in die nur als Nebensache betrachtete Dichtkunst einkehrte.

Ein zweiter Angriff ging von den Hofpoeten aus, welche die französischen Dichter zum Vorbild nahmen und in Oden, Fest- und Gelegenheitsgedichten, Satiren u. s. w. die glatte Form und gebildete Gesellschaftssprache der Franzosen nachahmten. Ihre Dichtungen fanden um so mehr günstige Aufnahme, als damals gerade die französische Sprache und Bildung an den Höfen und beim Adel vorherrschend zu werden anfing und der französische Geschmack als maßgebend galt. Die bedeutendsten unter diesen Dichtern sind Canitz (1654—1699), Neukirch (1665—1729) und Günther (1695—1723).

Ein weiterer Angriff gegen die schlesischen Dichter kam von den Hamburger Dichtern, namentlich Christian Wernike (gest. um 1720) und Barth. Hein. Brockes (1680—1774). Der Erstere war ein feingebildeter Weltmann, vertraut mit der Lebensphilosophie der Franzosen und Engländer, klug und witzig und mit Menschenkenntniß ausgerüstet. Brockes, der bedeutendste unter den Hamburger Dichtern, war nicht nur ein Gegner der schlesischen, sondern auch der neuen, den Franzosen nachgebildeten Dichtungsart, indem er auf die englischen Naturdichter hinwies und Gefühl und Sinnenreiz in die Poesie zurückführte, auf diese Weise aber die schildernde Naturpoesie begründete.

57. Schelmenromane.

Der dreißigjährige Krieg hatte bei Manchem einen großen Glückswechsel und eine Umkehrung seiner bisherigen Verhältnisse zur Folge; mancher Arme wurde reich, mancher Bauernsohn stieg durch Kriegsthaten

zu Rang und Reichthum auf, indeß mancher Edelmann zum Bettler wurde, und mancher Wohlhabende sein Vermögen verlor. Nach Beendigung des Krieges durchzogen Massen von Soldaten als Landstreicher, Vagabunden und Räuber das Land, führten ein ausschweifendes Leben und ergaben sich den rohesten Genüssen der Sinnlichkeit.

Diese Zustände der Wirklichkeit gaben Veranlassung zu den in Spanien zuerst ausgebildeten Picarischen oder Schelmenromanen, wobei ein Abenteurerleben, Uebergänge aus den niedrigsten Ständen in die höchsten, eine freie Mischung von Vornehm und Gering und ein vertrauter Verkehr zwischen Herrn und Knecht den Mittelpunkt bilden. Die Helden sind Glücks- oder Unglückskinder, die aus den unteren Ständen empor oder aus den obern herabkommen, in der Welt herumgeworfen werden, alle Lebensverhältnisse durchmachen,, sich durch Schelmereien aus bedrängten Lagen helfen, durch die Noth klug und gewürfelt, aber selten weise werden.

Die „Denkwürdigkeiten" des Hans von Schweinichen, der am Ende des 16. Jahrhunderts als Abenteurer im Reiche umherzog, können als erstes Beispiel dieser Gattung gelten. Berühmter ist aber Christoph von Grimmelshausen (gest. zwischen 1673 und 1683 als Amtmann zu Renchen im Schwarzwald) durch seinen „Simplicius Simplicissimus," in dem das ganze Leben jener Zeit mit Witz, Laune, Lebendigkeit und heiterer Gemüthlichkeit dargestellt ist.

58. Simplicius Simplicissimus.

Der Held, der seine Geschichte erzählt, wird in der tiefsten Abgeschiedenheit auf einem Bauernhofe im Spessart aufgezogen, als ein Bauern- und Hirtenjunge; und die Schilderung dieses einsamen Bauernlebens gehört mit zu dem Vortrefflichsten, was jemals geschrieben worden ist. Dieses friedliche Leben wird plötzlich durch den Einfall feindlicher Schweden unterbrochen, deren Plünderungen er also beschreibt:

„Das Erste, was diese Reiter thaten, und in den schwarz gemalten Zimmern meines Knans (Vaters) anfingen, war, daß sie ihre Pferde einstellten. Hernach hatte ein Jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn obzwar Etliche anfingen zu metzgern, sieden und zu braten, so daß es aussah, als sollte eine lustige Schmauserei gehalten werden, so waren hingegen Andere, die das Haus unten und oben durchstürmten. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrath große Packete zusammen, als ob sie einen Krempelmarkt anstellen wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen und zu Grunde gerichtet.

Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und sonstiges Geräth hinein, als ob alsdann besser darauf zu

schlafen wäre. Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam, als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkünden.

Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viele Klaftern dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüsseln mußten endlich alle entzwei, entweder weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, stellten ihm ein Sperrholz in den Mund und schütteten ihm ein Melktübel voll garstiges Mistlachenwasser in den Leib — das nannten sie einen schwedischen Trunk, der ihm aber gar nicht schmeckte, sondern in seinem Gesichte sehr wunderliche Mienen verursachte. Dadurch zwangen sie ihn, eine Partie anderwärts zu führen, allda sie Menschen und Vieh hinwegnahmen und in unsern Hof brachten, unter welchen mein Knan, meine Meuder (Mutter) und unsere Ursele auch waren.

Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen anstatt deren die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man Hexen brennen wolle; maßen (indem) sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in den Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, ungeachtet er noch Nichts bekannt hatte; einem Andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel (Knüppel) zusammen, so daß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren herausſprang.

Kurz, es hatte Jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen, und also auch jeder Bauer seine besondere Marter. Allein mein Knan war meinen damaligen Bedünken nach der Glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was Andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen mußten; und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Sie setzten ihn nämlich zu einem Feuer, banden ihn, so daß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtetem Salze, welches ihm unsere alte Geiße ablecken und also kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen. Mir kam das so artlich und anmuthig vor — weil ich meinen Knan niemals ein solches langwieriges Gelächter verführen gehört und gesehen — daß ich der Gesellschaft halber, oder weil ich's nicht besser verstand, von Herzen mitlachen mußte. In solchem Gelächter bekannte er seine Schuldigkeit und öffnete den verborgenen Schatz, welcher an Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter dem Bauern hätte suchen sollen.

Mitten in diesem Elende wandte ich Braten und war um nichts bekümmert, weil ich noch nicht verstand, wie dies Alles gemeint wäre. Ich half auch Nachmittags die Pferde tränken, durch welches Mittel ich zu unserm Knecht im Stalle kam, welcher zu mir mit kränklicher Stimme sprach: „O Bub, lauf weg, sonst werden dich die Reiter mitnehmen. Guck, daß du davon kommst; du siehst wohl, wie es so übel....“ Mehr konnte er nicht sagen.“

Den wohlgemeinten Rath befolgend, läuft nun Simplex davon, geräth immer tiefer in den Wald hinein und kommt endlich zu einem

Einsiedler. Dieser nimmt sich des Verlassenen liebreich an und sucht ihn zu einem „Christenmenschen“ zu machen. Seine Unterweisungen werden durch folgendes Gespräch eingeleitet:

Einsiedel. Wie heißest du? — Simplex. Ich heiße Bub'. — E. Ich sehe wohl, daß du kein Mägdlein bist. Wie hat dich aber dein Vater und Mutter gerufen? — S. Ich habe keinen Vater oder Mutter gehabt. — E. Wer hat dir denn das Hemd gegeben? — S. Ei, mein Meuder. — E. Wie hieß dich denn dein Meuder? — S. Sie hat mich Bub' geheißen, auch Schelm, langöhriger Esel, ungehobelter Rölz, ungeschickter Tölpel und Galgenvogel. — E. Wer ist denn deiner Mutter Mann gewesen? — S. Niemand. — E. Bei wem hat denn dein Meuder gewohnt? — Bei meinem Knan. — E. Wie hat dich denn dein Knan geheißen? — S. Er hat mich auch Bub' genannt. — E. Wie hieß aber dein Knan? — S. Er heißt Knan. — E. Wie hat ihn aber dein Meuder gerufen? — S. Knan und auch Meister. — E. Hat sie ihn niemals anders genannt? — S. Ja, sie hat.... — E. Wie denn? — S. Rülp, grober Bengel, volle Sau, altes Schwein, und noch wohl anders, wenn sie haderte. — E. Du bist wohl ein unwissender Tropf, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen weißt! — S. Eia, weißt du's doch auch nicht. — U. s. w.

Wie weit sich des Simplex Unwissenheit erstreckt, davon gibt auch folgendes Kapitel Zeugniß.

—o—

59. Fortsetzung.

„Als ich das erste Mal den Einsiedel in der Bibel lesen sah, konnte ich mir nicht einbilden, mit wem er doch solch ein heimliches und meinem Bedünken nach sehr ernstliches Gespräch haben müßte. Ich sah wohl die Bewegung seiner Lippen, hörte auch das Gebrummel, hingegen aber sah und hörte ich Niemanden, der mit ihm redete und ob ich zwar nichts vom Lesen und Schreiben gewußt, so merkte ich doch an seinen Augen, daß er es mit Etwas in selbigem Buche zu thun hatte.

Ich gab Achtung auf das Buch, und nachdem er dasselbe beigelegt, machte ich mich dahinter, schlug es auf und bekam im ersten Griff das erste Kapitel Hiob und die davor stehende Figur, welche ein feiner Holzschnitt und schön illuminirt war, in die Augen. Ich fragte diese Bilder nach seltsamen und meinem simpeln Verstande nach ganz ungereimten Sachen.

Weil mir aber keine Antwort widerfahren wollte, wurde ich ungeduldig und sagte eben, als der Einsiedler sich hinter mich schlich. „Ihr kleinen Hadler, habt ihr denn keine Mäuler mehr? habt ihr nicht allererst mit meinem Vater“ — denn also mußte ich den Einsiedler nennen — „lange genug schwätzen können? Ich sehe wohl, daß ihr auch dem armen Knan seine Schafe heimtreibt und das Haus angezündet habt. Halt, halt! ich will dies Feuer noch wohl löschen und euch Einhalt thun, daß es nicht weiter Schaden thue.“

Damit stand ich auf, um Wasser zu holen, weil mich die Noth vorhanden zu sein bedünkte. „Wohin, Simplicius?“ fragte der Einsiedel,

den ich hinter mir nicht wußte. „Ei, Vater!“ sagte ich, „da sind auch Krieger, die haben Schafe und wollen sie wegtreiben; sie haben's dem armen Manne genommen, mit dem du erst geredet hast. So brennt sein Haus auch schon lichterlohe, und wenn ich nicht bald lösche, so wird's verbrennen.“

Bei diesen Worten zeigte ich ihm mit dem Finger, was ich sah. „Bleib nur,“ sprach der Einsiedel, „es ist noch keine Gefahr vorhanden.“ Ich antwortete, meiner Höflichkeit nach: „Bist du denn blind? wehre du, daß sie die Schafe nicht forttreiben, so will ich Wasser holen!“ „Ei,“ sagte der Einsiedel, „diese Bilder leben nicht, sie sind nur gemacht, um uns vorlängst geschehene Dinge vor Augen zu stellen.“ Ich antwortete: „Du hast ja erst mit ihnen geredet, warum sollten sie denn nicht leben?“

Der Einsiedel mußte wider seinen Willen und seine Gewohnheit über diese meine kindische Einfalt und einfältige Kindheit lachen und sagte: „Liebes Kind, diese Bilder können nicht reden, was aber ihr Thun und Wesen sei, kann ich aus diesen schwarzen Linien sehen, welches man lesen nennt, und wenn ich dergestalt lese, so hältst du dafür, ich rede mit den Bildern, was aber nicht der Fall ist.“ Ich antwortete: „Wenn ich ein Mensch bin, wie du, so müßte ich auch an den schwarzen Zeilen sehen können, was du kannst; wie soll ich mich in dein Gespräch richten? Lieber Vater! berichte mich doch eigentlich, wie ich die Sache verstehen soll?“

Darauf sagte er: „Nun, wohlan, mein Sohn! ich will dich lehren, daß du sowohl als ich mit diesen Bildern wirst reden, und was sie bedeuten, wirst verstehen können; allein es wird Zeit brauchen, in welcher ich gewiß Geduld und du Fleiß anzulegen hast.“ Demnach schrieb er mir ein Alphabet auf birkene Rinden, nach dem Druck gebildet, und als ich die Buchstaben kannte, lernte ich buchstabiren, folgends lesen und endlich besser schreiben, als es der Einsiedel selbst konnte, weil ich Alles dem Druck nachmalte.“

60. Fortsetzung.

Allein der gute Einsiedel stirbt nach zwei Jahren, und Simplex wandert nun auf Glück in die Welt hinein, wird in Gelnhausen gefangen genommen, zum Gouverneur nach Hanau gebracht, von diesem in eine Kalbshaut gesteckt und zu seinem Leibnarren erhoben, in welcher Würde er mit den Lebensverhältnissen vertraut und ein eben so großer Schalk wird, als er früher ein unwissender Tropf war. Mitten in seinem Glück geräth er bei einer Eisfahrt in die Hände der Croaten, und von nun an beginnt sein wechselvolles Kriegerleben, das ihn von einem Ende Deutschlands und von einem Regimente zum andern wirft. Er ergiebt sich dem Raube und der Freibeuterei, hält sich prächtige Pferde und viele Diener und verschafft sich als Jäger von Soest durch seine listigen und verwegenen Streiche einen weit und breit gefürchteten Namen. Aber rast- und ruhelos treibt es ihn weiter und weiter. Er kommt nach Frankreich, lebt bald in den glänzendsten Verhältnissen, bald in tiefster drückendster

Armuth und versucht endlich, im Schwarzwalde einen häuslichen Herd zu gründen.

Aber eine unglückliche Ehe verleidet ihm vollends das ungewohnte thatenlose Leben und erst, nachdem er auf's Neue weite Reisen nach Rußland hinein gemacht und den Unbestand irdischen Glückes erkannt hat, wirft er alles Weltliche von sich ab und begibt sich als Einsiedler in die Einsamkeit eines Waldes, um durch ein frommes Büßerleben das wieder gut zu machen, was er durch ein hoffährtiges Weltleben verdorben.

Das ganze Werk bestand erst aus 5 Büchern; ein sechstes, später hinzugefügtes, in welchem Simplex abermals als abenteuerlicher Held zu Wasser und zu Lande vorgeführt wird, theilt alle Mängel der damaligen Literaturperiode und steht tief unter dem Werthe der früheren Bücher.

———o———

61. Prosaische Satyre.

„Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philanders von Sittewalt" ist der Titel eines für die Sittengeschichte des dreißigjährigen Krieges höchst wichtigen Buches, worin der Verfasser, Joh. Mich. Moscherosch, (geb. 1601 im Elsaß, gest. 1669) unter der Form von Visionen oder Träumen die Hauptgebrechen seiner Zeit lebendig darstellt.

Diese Gebrechen bestehen in einer falschen Bildung und in Verirrungen des Kopfes. Er kämpft daher nicht in der Sprache des Gemüthes gegen Unmoralität, sondern in der Sprache des Verstandes und Witzes gegen Verkehrtheiten und schlechte Sitten. In der Vision „Todtenheer" macht er die verkehrte Gelehrsamkeit der Rechtsgelehrten und ihr juristisches Rothwelsch, die Quacksalber, Astrologen u. a. lächerlich; in einer andern wird die französische Kleidertracht, Perrücken, Schminken u. dergl. und die deutsche Bastardsprache, woraus auch auf eine unpatriotische Bastardnatur geschlossen werden könne, mitgenommen. Auch gegen die Schelmenromane und die darin gelehrte Grundsatzlosigkeit, gegen die sogenannte Ehre oder „Reputation", die über Gewissen gehe und zu den verkehrtesten Handlungen führe, richtet er den Stachel seines Spottes. — Am Bekanntesten ist das Capitel vom Soldatenleben, das man oft als Gemälde der barbarischen Rohheit jener Kriegszeiten ausgezogen hat.

Auch Geistliche, protestantische wie katholische, schrieben im 17. Jahrhundert Satyren. Unter jenen ist am Bekanntesten Balth. Schupp, zuletzt Prediger in Hamburg, der in seinen in Gesprächsform geschriebenen lehrreichen Schriften als ein Mann von Witz, Menschenkenntniß und Verstand und als Feind jeder Pedanterie erscheint; unter diesen hat sich der Pater Abraham a Sancta Clara hervorgethan, seine Schriften und Predigten aber allzusehr mit Schnurren, komischen Gleichnissen, Anekdoten, Possen und Schwänken in der alten Volksmanier, eingestreuten lateinischen Brocken und andern drolligen Zuthaten ausgestattet.

Unter Abraham's zahlreichen Schriften wurden am Meisten bekannt: „Judas, der Erzschelm", in 4 Quartbänden, und „Merks Wien." Seine Manier ist in der Kapuzinerpredigt von Schiller in „Wallenstein's Lager" nachgebildet.

62. Dramatische Poesie.

Während das eigentliche Lehrgedicht in diesem Zeitraum fehlte und anstatt dessen nur das Epigramm bearbeitet wurde, die epische Poesie aber ganz zurücktrat, weil das Nationalgefühl mit dem unglücklichen Verfalle des Vaterlandes erstorben war, trieb die dramatische Poesie noch einige kümmerliche Zweige. Nach dem dreißigjährigen Kriege, während dessen Allen die Lust zu dramatischen Aufführungen und Dichtungen verleidet war, tauchte das volksmäßige Schauspiel in ziemlich reicher Fülle wieder auf, freilich nicht mehr in seiner reinen Form, sondern unter dem Einflusse fremder Vorbilder, nämlich der englischen Comödien. Opitz begründete das Trauerspiel, das A. Gryphius dann selbstständig behandelte. Der Letztere zeichnete sich auch als Lustspieldichter aus. Das von Opitz eingeführte Schäferspiel fand zahlreiche Nachahmungen, die jedoch in der Mehrzahl ziemlich werthlos sind.

63. Christian Thomasius.

Nachdem Gottfr. Wilh. v. Leibnitz (1646—1716), der vielseitigste Gelehrte und scharfsinnigste Denker aller Zeiten, über Verbesserung der deutschen Sprache vortreffliche Weisungen ertheilt (er selbst schrieb freilich fast ausschließlich lateinisch und französisch), und sein Schüler Christ. von Wolf die deutsche Sprache in wissenschaftlichen Werken wirklich angewandt, brachte Christian Thomasius (1655—1728) dieselbe für die verschiedensten Richtungen der Wissenschaften in allgemeinen Gebrauch und hatte dafür mancherlei Widerwärtigkeiten und Verfolgungen zu erfahren.

Thomasius (eigentlich Thomas) schrieb als Privatdozent in Leipzig ein deutsches Programm, in dem er die Nation aufforderte, im Gebrauch und in der Ausbildung der Muttersprache die Franzosen nachzuahmen und hielt dann philosophische Vorlesungen in deutscher Sprache. Unerschüttert durch das Geschrei der gelehrten Zunft, die in der Neuerung eine Minderung ihres Ruhmes erblickte, und der strenggläubigen Theologen, die in seiner freien Richtung Gefahr für ihre Glaubenssätze fürchteten, schritt Thomasius auf der betretenen Bahn ruhig fort.

Durch deutsche Vorträge weckte er den Geist der Jugend; durch populäre Werke über wissenschaftliche und philosophische Gegenstände bemühte er sich unter dem Volke Licht und Aufklärung zu verbreiten. Durch Begründung der ersten deutschen Zeitschrift „Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatgespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher" im Jahre 1688, worin mit Witz und Verstand die neuesten literarischen Erscheinungen gewürdigt wurden, suchte er eine neue Periode der Literatur zu begründen und das barbarische Schullatein, das bisher auf dem Katheder und in allen Lehrbüchern herrschte und dem er die Schuld beimaß, daß die Deutschen hinter anderen Nationen in der Bildung zurückständen, zu verdrängen.

Als der „Irrlehrer", wie ihn seine zornigen Gegner nannten, weichen und unter dem Geläute des Armensünderglöckleins die Stadt Leipzig verlassen mußte, begab er sich an der Spitze einer Schaar treu ergebener Studenten nach Halle und führte dadurch die Gründung einer neuen Universität herbei. Hier konnte er als Professor der Rechte mit weit mehr Nachdruck die Lehre verfolgen, die er in Leipzig eingeschlagen.

Alles, was einer freien Entwicklung hemmend im Wege stand, ward von ihm mit allen Waffen des Witzes und Verstandes bekämpft. Die schmachvollen Hexenprozesse wurden durch seine Schriften so mächtig verdammt, daß fortan die meisten Gerichtshöfe sich schämten, dergleichen vorzunehmen. Weniger erfolgreich waren seine Angriffe gegen die Folter, insofern dieselbe noch über ein halbes Jahrhundert in Anwendung blieb.

Verdienste um die deutsche Sprache erwarb sich neben ihm August Hermann Francke (1663—1727), der Stifter der berühmten Waisenanstalt in Halle.

—o—

64. Literarische Gesellschaften.

Das deutsche Reich befand sich im Zustande der Schwäche und Zerrissenheit, war also ein ungünstiger Boden für dichterische Bestrebungen. Die Erzeugnisse waren deßhalb auch, mit einigen Ausnahmen, nur Nachahmungen französischer, italienischer und englischer Werke. Es wurde jedoch mit großem Fleiße in allen Arten dichterischer Thätigkeit gearbeitet, so daß der Zeitraum als eine Vorbereitungs- und Uebergangsperiode erscheint, welche eine Blüthezeit der deutschen Literatur anzubahnen berufen war.

Die Fürsten freilich und der Adel verfielen immer mehr einer übermäßigen Prachtliebe, wobei sie zugleich die gemeinste Rohheit zeigten. Die Zunftgelehrten verachteten die Muttersprache, weil sie selbst dieselbe nicht zu handhaben verstanden. Der Bürgerstand mußte aber erst für die deutsche Poesie erzogen werden.

Um nun den Geschmack zu läutern und das Urtheil zu schärfen, unterwarf man die fremden Produkte wie deren Nachahmungen eingehender Kritik. Es bildeten sich Vereine und diese riefen kritische Journale in's Leben. Den ersten derartigen Verein gründeten 1721 Bodmer und Breitinger in Zürich; ein zweiter entstand in Leipzig, ein dritter in Halle, später wurde Gleim in Halberstadt ein Mittelpunkt poetischer Bestrebungen.

So bildete sich auf diese Weise eine Schweizerische, Sächsische und Preußische Dichterschule.

—o—

65. Albrecht von Haller.

Haller (geboren in Bern 1708, gestorben 1777 als Direktor der Salzwerke in Bex im Kanton Wallis) war einer der größten Gelehrten aller Zeiten und als wissenschaftlicher Schriftsteller nicht minder berühmt

wie als Dichter, Romanschreiber und Geschichtskenner. Er war ein ernster, ja zuweilen finsterer und schwermüthiger Mann, der in christlicher Strenggläubigkeit die Ruhe seiner Seele suchte und als warmer Verfechter der christlichen Lehre auftrat. Durch Kraft und Gewandtheit der Sprache übte er einen gewaltigen Einfluß auf seine Zeit, obgleich das Streben nach Kürze und Gedrungenheit seine Schreibweise zuweilen unklar machte. Sein berühmtestes Werk ist das weitverbreitete Lehrgedicht die „Alpen" in dem die Naturansichten jener großartigen Schweizergegend malerlich beschrieben, die schlichten Sitten des Volkes geschildert und das Glück eines einfachen Naturlebens gepriesen werden, kräftig und würdig, wenn auch in ungelenken Versen. Eine seiner frühesten Oden ist die folgende:

Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Beliebter Wald! beliebter Kranz von Büschen!
Der Hasels Höh' mit grünem Schatten schwärzt;
Wann werd' ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moß zum Teppich schenkt,
Wo alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen trenkt?

Ach Himmel, laß mich doch die Thäler küssen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht;
Und beim Geräusch von kleinen Wassergüssen
Auf einen Reim für Sylvien gedacht.
Wo schwaches Laub, belebt vom Westenwinde,
Die matte Seel in sanfte Wehmuth bringt,
Und in dem Frost noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muß ich mich mit stätem Kummer schlagen,
Die Ruh ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neuen Plagen,
Ich weiß noch nicht, wie Ruh und Freude thut.
Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Eltern bloß, und fremd für jedermann,
Dem blinden Raht der Jugend übergeben,
Gefährlich frey, eh ich mich führen kan.

Bald schleicht ein Weh durch meine matten Glieder,
Das selbst den Trieb nach Ruhm und Wahrheit dämpft;
Bald fällt der Bau der schwachen Hoffnung nieder,
Die athemloß mit Gram und Ohnmacht kämpft;
Bald bricht die Fluth den Schutt von mürben Dämmen,
Womit der Tod an unsre Wälle schwimmt;
Bald will uns Mars mit Flammen überschwemmen,
Davon der Tacht schon in der Asche glimmt.

Doch nur getrost, es kan nicht immer währen,
Des Wetters Macht nimmt ab bey jedem Streich:
Vergangnes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren,
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.
Ja, ja die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
Mein Unglück weg, und meine Ruh heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kan.

Ach daß ich dich schon itzund küssen könnte,
Beliebter Wald! und angenehmes Feld!
Ach daß das Glück die stille Luft mir gönnte,
Die sich bey euch in öder Ruh erhält:
Doch endlich kömmt, und kömmt vielleicht geschwinde
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh.
Ihr aber grünt indessen, holde Gründe!
Bis ich zu euch die letzte Reise thu.

66. Friedrich von Hagedorn.

Ebenso bedeutend für die neue Gestaltung der Dichtkunst wie Haller, wenn gleich an Charakter und Richtung der Gegensatz zu ihm, ist Friedrich von Hagedorn aus Hamburg (1708—1754). Stößt Haller durch seinen Ernst und seine Verschlossenheit zurück, so zieht Hagedorn durch seine gutmüthige, heitere und gesellige Natur und durch seine freisinnige Lebensansicht an, so daß sich Hagedorn ebenso viele Freunde erwarb, als Haller Anfechtungen und Kämpfe zu bestehen hatte. Haller hielt sich lediglich an die Engländer und an den Lateiner Virgil, der feine Weltmann Hagedorn dagegen ging auch bei den eleganten französischen Schriftstellern in die Schule; er nahm in der Fabel und poetischen Erzählung Lafontaine zum Vorbild, im heitern Lied und in der Epistel dagegen hatte er Horaz vor Augen. Hagedorn war Meister in der leichteren Poesie der Gracie:

Die Landluft.

Geschäfte, Zwang und Grillen
Entweiht nicht diese Trift:
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwätzer, die ich meide,
Vergeßt mir nachzuziehn:
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün.

Es webet, wallt und spielet
Das Land um jeden Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauten Zephyrs Hauch.
Was mir vor Augen schwebet,
Gefällt und hüpft und singt;
Und alles, alles lebet
Und alles ist verjüngt.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Luft und Sommer schmückt,
Euch, ungestört zu sehen,
Ist, was mein Herz erquickt.
Die Reizung freier Felder
Beschämt der Gärten Pracht,
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Die Saat ist aufgeschossen
Und reizt der Schnitter Hand,
Die blättervollen Sprossen
Beschatten Berg und Land;
Die Vögel, die wir hören,
Genießen ihre Zeit:
Nichts tönt in ihren Chören,
Als Scherz und Zärtlichkeit.

Wie thront auf Moß und Rasen
Der Hirt in stolzer Ruh!
Er sieht die Heerde grasen
Und spielt ein Lied dazu.
Sein muntres Lied ergetzet
Und scheut die Kenner nicht;
Natur und Lust ersetzet,
Was ihm an Kunst gebricht.

Aus Dorf und Büschen dringet
Der Jugend Kern hervor
Und tanzt und stimmt und singet,
Nach seinem Haber-Rohr.
Den Reichen-Tanz vollenden
Die Hirten auf der Hut,
Mit treu-vereinten Händen,
Mit Sprüngen voller Muth.

In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück
Und Freyheit und Ergetzen
Erheitern seinen Blick.
Verleumdung, Stolz und Sorgen,
Was Städte sklavisch macht,
Das schwärzt nicht seinen Morgen,
Das drückt nicht seine Nacht.

Nichts darf den Weisen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land und Feld umgibt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Lust und Freude,
Ihm malet die Natur.

„Johann der muntre Seifensieder" im 4. Leseb. S. 207.

67. Christian Fürchtegott Gellert.

Chr. F. Gellert geb. 1716 zu Hainichen bei Freiberg, hatte schon als Knabe mit der Kränklichkeit zu kämpfen, die ihn sein Lebenlang nicht verließ. Nachdem er seit 1729 sich auf der Fürstenschule in Meißen zur Universität vorbereitet hatte, ging er 1734 nach Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studiren.

Nach vier Jahren kehrte er mit den besten Zeugnissen versehen in die Heimath zurück, um seinen Vater, der daselbst Prediger war, in seinem Amte zu unterstützen. Allein der erste Versuch im Predigen mißlang und von nun an begleitete ihn eine so große Schüchternheit auf die Kanzel, daß er seine Vorträge nur mit Mühe und Anstrengung zu Ende bringen konnte. Im Jahr 1739 übernahm er eine Hofmeisterstelle und begleitete den Sohn seiner Schwester auf die Universität Leipzig, um die Aufsicht über ihn zu führen.

Damals lernte er die jüngeren Dichter Gärtner, Cramer, Rabener, Zachariä u. A. kennen, und nahm an der Herausgabe der „Bremer Beiträge" thätigen Antheil, welche an ihm eine Hauptstütze erhielten, da seine Fabeln und Erzählungen, die er schon in den ersten Stücken mittheilte, den allgemeinsten Beifall erhielten.

Im Jahre 1744 wurde er Privatdozent und 1751 außerordentlicher Professor, doch mit so geringem Gehalt (100 Thaler), daß er in sehr beschränkter Weise leben mußte. So groß sein Einfluß als Schriftsteller wurde, so wohlthätig wirkte er als Lehrer, indem er namentlich in seinen Vorträgen über Poesie und Beredsamkeit, später in seinen „moralischen Vorlesungen" in seinen Zuhörern „mit dem Geschmack am Schönen

zugleich die Neigung für das Gute" hervorzurufen sich bemühte und er durch sein mildes und freundliches Wesen, am meisten aber durch sein eigenes musterhaftes Leben die Liebe und Hochachtung der studirenden Jugend gewann.

Sein Ruf verbreitete sich bald über ganz Deutschland, selbst das katholische nicht ausgenommen, und er erhielt die unzweideutigsten Beweise der Anerkennung von Personen aus allen Ständen, von Hohen und Niederen, selbst von Friedrich II., dem preußischen Könige, dem er bei dessen Aufenthalte in Leipzig einen Besuch machen mußte.

Die Beförderung zum ordentlichen Professor schlug er 1761 aus Bescheidenheit aus und weil seine Kränklichkeit immer mehr zunahm, die ihm in seinen letzten Jahren so sehr allen Lebensmuth nahm, daß er oft von unüberwindlicher Niedergeschlagenheit ergriffen wurde. Er starb nach langen und schmerzhaften Leiden am 13. December 1769.

Die Bedeutsamkeit Gellert's liegt nicht sowohl in seinem poetischen Talent, denn es mangelte ihm an schaffender Kraft, als vielmehr in seinem schönen und liebenswürdigen Charakter, der sich in allen seinen Dichtungen ausspricht, und der nicht selten die Mängel derselben vergessen läßt. Er besaß weder Tiefe der Empfindung, noch einen großen Reichthum von Gedanken, aber sein Gefühl war rein und unverfälscht, und seine Gedanken wahr und edel und er besaß die Gabe, das, was er fühlte und dachte, in einer klaren, Allen verständlichen Sprache mit Leben und Mannigfaltigkeit darzustellen.

Er wurde namentlich durch seine Fabeln und Erzählungen, so wie durch seine geistlichen Lieder berühmt.

---

68. Gellert'sche Fabeln, Erzählungen und Lieder.

1. Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man", fing er an zu schreyen,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigall?" —
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder." —
„Und von der Lerche?" rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall." —
„Und von der Amsel?" fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort."
„Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was", rief er, „spricht man denn von mir?"
„Das", spricht der Staar, „das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir." —
„So will ich", fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen."

2. Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.

Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
„Sohn", fing er an, „mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon".
Der Sohn erschrak und stutzte lange.
„Ach Vater!" hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?"
„Er?" fiel der Vater ihm ins Wort,
„Für Görgen ist mir gar nicht bange!
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort."

Von seinen Erzählungen befinden sich „Der Blinde und der Lahme" im 2. Lesebuch S. 115, „Till Eulenspiegel" S. 134, „Die Gutthat" S. 133, „Die beiden Wächter" im 4. Lesebuch S. 189.

Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sey ewig meine höchste Pflicht!
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß mein Herz, auch seiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer gibt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau, o mein Geist! in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du konntest selig seyn.

Und diesen Gott sollt ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehn?

Er sollte rufen; ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt nicht gehn?
Sein Will ist mir in's Herz geschrieben,
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über alles lieben,
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dieß ist mein Dank, dieß ist mein Wille.
Ich soll vollkommen seyn, wie er.
So lang ich dies Gebot erfülle,
Stell ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb in meiner Seele:
So treibt sie mich zu jeder Pflicht,
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt und Liebe,
Mir immerdar vor Augen seyn!
Sie stärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und sie besieg in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

———o———

Zweite Periode (von 1720—1760).

69. Gottsched.

Johann Christoph Gottsched geb. 1700 zu Judenkirch bei Königsberg bezog bereits 1714 die Hochschule zu Königsberg und erwarb 1723 die Magisterwürde, entfernte sich jedoch 1724 von da, weil er fürchten mußte, wegen seiner Größe von den Werbern Friedrich Wilhelm I. aufgefangen zu werden. Er flüchtete nach Leipzig, wo er sich die Zuneigung des berühmten Mencke erwarb, der ihn in die 1728 von ihm gegründete „deutsche Gesellschaft" einführte. In dieser Gesellschaft wurde er bald maßgebend und übte durch sie mächtigen Einfluß auf die vielen ähnlichen Verbindungen in den sächsischen und preußischen Städten, die sich an die Leipziger Gesellschaft anlehnten.

Geleitet von der Idee einer deutschen Gesammtliteratur, gründete er in Leipzig eine deutsche kritische Zeitung, die unter verschiedenen Namen („die vernünftigen Tadlerinnen", „kritische Beiträge", „neuer Bücherſaal" u. s. w.) lange Jahre bestand und eine Menge Nachahmungen in den Provinzialstädten hervorrief, die Auszüge aus jener enthielten.

Als Verehrer von Opitz und den Schlesiern hatte er die zahlreichen Anhänger dieser Schule auf seiner Seite; als Lehrer der Poesie und Redekunst bildete er Schüler, die nach seinem Vorgang und Beispiel die

vaterländische Sprache aus ihrem Verfall zu heben bemüht waren und ihm Beifall und Anerkennung in reichlichem Maße zollten. Die Philosophen der Leibnitz-Wolf'schen Schule gewann er dadurch, daß er nach ihrem Systeme Lehrbücher für die sächsischen Schulen verfaßte, die allgemeine Geltung besaßen. Indem er die französischen Dichter und ihre Regeln als Muster aufstellte und ihre Werke in's Deutsche übersetzte, erlangte er die Gunst der vornehmen Welt, der er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit seine Huldigung darbrachte. Auch die Gunst der Frommen erwarb er sich dadurch, daß er seine Stimme gegen die hereinbrechende Freigeisterei erhob.

So wurde er der gefeierte Kunstrichter des Nordens; sein Urtheil galt als unfehlbares Gesetz des Geschmackes, so daß er die Dreistigkeit zeigen konnte, in seiner Redekunst seine eigenen Werke als Muster neben die der Alten zu stellen.

An die Stelle der frei wachsenden Poesie, in der dramatischen Dichtung setzte er nach französischem Muster bearbeitete Dramen, in deutsches Versmaß gekleidet, und verbannte den Hanswurst mit seinen gemeinen Späßen von der Bühne. Er selbst dichtete in französischem Geschmack, nach seinen aufgestellten Gesetzen und Regeln, die Tragödie „der sterbende Cato", die zwar einer höheren Bildung Rechnung trug, aber des volksthümlichen Sinnes entbehrte. Als Dichtung hatte sie geringen Werth.

—o—

70. Bodmer und die Schweizer.

Während Gottsched's Geschmacksrichtung im Norden Deutschlands ohne Widerspruch Geltung fand, erhob sich in der Schweiz gegen ihn eine feindselige Schule unter Bodmer (1698—1783) und Breitinger (1701—1776). Diese waren ebenso tiefe Bewunderer der englischen Literatur, wie Gottsched der französischen, daher bald Reibungen zwischen ihnen entstanden. Die Züricher gingen in ihren „Discursen der Maler" den Wochenschriften und Zeitungen, die in Gottsched's Diensten standen, zu Leibe. Dies ärgerte den Leipziger Professor, und er trat daher, als Bodmer Milton's „verlorenes Paradies" übersetzte, gegen den englischen Dichter und dessen religiöse Poesie mit scharfem Tadel auf. Dies war der Anfang eines folgereichen literarischen Kampfes, in dem man mit Ernst und Gelehrsamkeit, wie mit Spott und Satyre das Wesen und Ziel der Dichtung zu ergründen und festzustellen suchte.

Zu den Schweizern gesellte sich der kräftige, durch klassische und englische Literatur gebildete Chr. L. Liscow aus dem Schwerin'schen (1701—1760), der in einer bis dahin unerhörten Schärfe des Spottes und der Ironie und in einer musterhaften deutschen Prosa bald gegen die orthodoxen Theologen, bald gegen die pedantischen Gelehrten und Schulmänner, bald gegen die erbärmlichen Schriftsteller und kritischen Wochenschriften zu Felde zog. Seine herbe Satyre und sein beißender Witz, die anfangs nur Gottsched's Günstlinge trafen, verschonten bald auch den Meister selbst nicht und erschütterten gewaltig das Ansehen des gravitätischen Kunstrichters.

Gottsched, übermüthig und durch den lange genossenen Beifall verwöhnt, verkannte die Richtung der Zeit und glaubte durch Schmähungen und Verdächtigung seiner Gegner den Sturm beschwichtigen zu können. Aber er erlitt eine vollständige Niederlage; und als er sich nachher in thörichter Verblendung auch gegen Klopstock's Messiade erklärte und das von der Nation mit Begeisterung aufgenommene Gedicht zu verdunkeln meinte, verlor er so sehr alles Ansehen, daß er die letzten 20 Jahre seines Lebens in gänzlicher Vernachlässigung blieb. Sein Cato wurde verspottet, Oper und Volkslustspiel kehrten auf die Bühne wieder zurück und sogar seine unbestreitbaren Verdienste um die deutsche Sprache, deren Verbreituug und Veredlung er nach Kräften beförderte, wurden in Frage gestellt.

Bodmer hatte in seinen späteren Jahren ein ähnliches Schicksal, wie Gottsched, indem er seinen Einfluß schwinden sah; allein er fiel doch niemals in die Verachtung, die Jenem zu Theil wurde, hauptsächlich weil es ihm in seinen Kämpfen nicht sowohl um seine persönliche Geltung zu thun war, als vielmehr um die Sache selbst, die er verfocht. Die sinnlich heitere Dichtung erschien ihm als ein Verbrechen gegen die Kunst und die Menschheit, und er überhäufte diejenigen Dichter mit dem herbsten Tadel, welche nur sinnliche Ergötzung zum Zwecke hatten, sollte diese an sich auch noch so unschuldig sein. So vermerkte er es übel, daß Klopstock, bei seinem Aufenthalt in Zürich, gern in heiterer Gesellschaft sich bewegte und die spätere Richtung seines Schützlings Wieland schmerzte ihn tief.

Bodmer's literarische Thätigkeit war außerordentlich groß und er versuchte sich beinahe in allen poetischen Gattungen, doch hat er in keiner Etwas Bleibendes geschaffen. Dagegen hat er als Kritiker sich einen hohen, wohlverdienten Ruhm erworben.

—o—

71. Fabeln und Erzählungen.

Nach Gellert's Vorgang dichteten viele Andere Fabeln und Erzählungen. Unter diesen Dichtern sind am bekanntesten Magnus Gottfr. Lichtwer aus Sachsen, (1719—1783), Joh. Ludw. Gleim von Ermsleben am Harz, (1738—1863), und der blinde Gottl. Conr. Pfeffel aus Colmar im Elsaß (1736—1809).

Lichtner: „Der kleine Töffel" im 3. Leseb. S. 161.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehen
Kam endlich heim von seiner Reise,
Die Freunde liefen Schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund, so pflegt es zu geschehn.
Da hieß es allemal: „Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun erzähle!"
Was ward da nicht erzählt! „Hört," sprach er einst, „ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt zu den Huronen ist,

Eilf Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen,
Sie sitzen oft bis in die Nacht,
Beysammen fest auf einer Stelle.
Und denken nicht an Gott und Hölle,
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe stehn; sollt' auch des Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn,
Sie blieben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm; doch läßt sich dann und wann
Ein halb gebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammen hängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren,
Man sah mich oft erstaunt an ihrer Seite stehen,
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserey,
Boshafte Freud' und Angst dabey,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör ich euch,
An Wut den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich."
„Allein, was ist der Zweck?" so fragten hier die Freunde,
„Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?"
„Ach nein!" „So suchen sie der Weisen Stein?" „Ihr irrt."
„So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?"
„Nein!" So bereuen sie alte Sünden?"
„Das ist es alles nicht." „So sind sie gar verwirrt?
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn?" „Sie spielen."

Gleim: Das „Pferd" und der Esel im 2. Lesеb. S. 3. Die „Milchfrau" im 3. Lesеb. S. 159.

Der Hirsch.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
Am Spiegel einer klaren Quelle.
Wie prächtig! auf der selben Stelle,
Wo Königskronen stehn! und wie so stolz, so frei!
Auch ist mein ganzer Leib vollkommen, nur allein
Die Beine nicht, die sollten stärker sein!

Und als er sie besieht, mit ernstlichem Gesicht,
Hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,

Erschrickt und flieht! Nun aber hilft ihm nicht
Das prächtige Geweih dem nahen Tod entfliehn,
Nicht sein vollkommner Leib, die Beine retten ihn!
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
Mit sich durch's weite Feld und fliegen in den Wald!
Hier aber halten ihn, im vogelschnellen Lauf,
An starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los und flucht darauf,
Lobt seine Beine nun und lernet noch im Fliehn
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehn!

Die Gärtnerin.

Eine kleine Biene flog
Aemsig hin und her, und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen!" spricht die Gärtnerinn,
Die sie bei der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?"
„Ja," sagt sie zur Gärtnerinn,
Ja, das Gift laß ich darinn."

Pfeffel: „Die Tabakspfeife" im 2. Leseb. S. 156. „Die beiden Hunde" (Lerne in der Jugend) S. 148. „Die Stufenleiter" im 3. Leseb. S. 5.

Das Gebet.

Ein Eremit am Libanon,
Den man als einen Heil'gen ehrte,
Und welchen Gott zum Oeftern schon
Durch himmlische Gesichte lehrte,
Lag flehend einst vor seinem Thron.
Da nahte sich in stiller Feier
Eloah, Fürst der Seraphim,
Berührt sein Aug', und spricht zu ihm:
„Sieh jenes Weib im Nonnenschleier
Und schwarzen härnen Bußtalar;
Sie kniet am ernsten Sühnaltar,
Und ein Gebet des Isaiden
Strömt über ihre Lippen hin.
Und hier, wie sehr von ihr verschieden
Ist diese junge Städterin!
Die Freude lacht aus ihren Mienen,
Und mit erhitzter Emsigkeit
Wirkt sie ein buntes Feierkleid,
Sprich, welche betet unter ihnen?"
„Die am Altar," erwidert er,
Und fällt aufs Antlitz und erröthet.

„Du irrst: sie sagt Gebete her,"
Versetzt der Geist, „und diese betet."
„Sie?" rief der Klausner: „ihre Hand
Wirkt ja mit ärgerlichem Fleiße
Ein Kleid!" —
„Für eine arme Waise"
Sprach Gottes Herold und verschwand.

———o———

72. Rabener, Zachariä, Kästner.

Gottl. Wilh. Rabener aus Wurzen in Sachsen (1714—1771) wendete seine zahme Satyre gegen einige Thorheiten des geselligen Verkehrs der mittleren Klassen, und statt die Geißel über die höheren Stände zu schwingen und die Quelle des Verderbnisses dem Volke kenntlich zu machen, richtete der allzu vorsichtige Mann seine Angriffe gegen rohe Landjunker, gegen klatschende Frauen, gegen bürgerliche Beschränktheiten u. dergl. m., und zog, um ja jede persönliche Anspielung zu verhüten, Alles in's Breite und Allgemeine. Ohne Phantasie und Verstandestiefe, ohne Kühnheit und Schärfe, klebte Rabener an der langweiligen Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens. Dafür blieb er freilich auch unangefochten, während Liscow, der die Fehler und Gebrechen der Zeit, die den Entwickelungsgang der Nation hemmten, geißelte, im Gefängniß schmachten mußte.

Fr. W. Zachariä aus Frankenhausen (1726—1777) gehörte dem Leipziger Verein an. Er hat mehrere komische Epopäen (das sind Dichtungen, in denen ein kleiner Gegenstand in dem großen Style des ernsten Epos behandelt wird) verfaßt, z. B. „Renommist", „Phäeton", das „Schnupftuch", „Murner in der Hölle" u. a., die, so arm sie auch an Erfindung sind, doch als Zeit- und Sittenschilderung Bedeutung haben und eine Menge Nachahmungen hervorriefen, besonders als die feierliche Seraphendichtung in Klopstock's „Messiade" zu Parodien aufforderte.

Abrah. Gotth. Kästner aus Leipzig (1719—1800) war einer der geistreichsten Schüler Gottsched's. Seine Sinngedichte, voll treffenden Witzes sind dem Bedeutendsten zuzuzählen, was jene Zeit hervorbrachte. In dem literarischen Streite zwischen Gottsched und den Schweizern behauptete er eine unabhängige Stellung und richtete seine Pfeile nach beiden Seiten.

———o———

Dritte Periode (1760—1820.)

73. Deutschlands klassische Literatur.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. erfuhr die Literatur, die Dichtkunst, die Wissenschaft und das ganze geistige Leben der deutschen Nation einen mächtigen Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bahnen ein und begründeten theils durch Bekämpfung und Zerstörung verjährter Irrthümer, Vorurtheile und falscher Ansichten, theils durch geistvolle Schöpfungen im Gebiete

der Dichtung oder der Wissenschaft einen Höhegrad der Bildung, wie er in der neuern Geschichte kaum seines Gleichen hat.

Den größten Aufschwung nahm die Dichtung und der Kunstgeschmack, so daß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann. Der Dichtkunst wendeten die größten Geister der Nation ihre Talente zu.

Klopstock weckte Empfänglichkeit und Begeisterung im Volke, indem er sowohl in dem Epos „die Messiade" als in den „Oden" seinen christlichen Glauben, seine Gefühlswärme und seinen vaterländischen Freiheitssinn in würdiger, erhabener Sprache der strebsamen Jugend in's Herz legte.

Lessing schwang seine kritische Geißel über die französische Theaterliteratur und zeigte durch seine eigenen Bühnenstücke den Weg, auf dem man zu einer echten dramatischen Poesie gelangen könne. Seinen Spuren folgte der phantasievolle, geistreiche

Herder, der auf den Ursprung aller Sprache und Poesie zurückging, mit feinem Sinn die Schönheiten der morgenländischen Naturdichtung und den tiefen Gehalt des kunstlosen Volksgesanges bei den verschiedenen Völkern enthüllte und durch seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit eine mächtige Anregung zu weiteren Forschungen gab.

Wieland, der heitere Lebensphilosoph, lehrte in anmuthiger Sprache den weisen Genuß des Lebens, wodurch er der deutschen Literatur diejenigen Kreise öffnete, welche bisher nur französische Werke gelesen.

In kurzen Worten: Lessing verlieh der deutschen Prosa Kraft, Schärfe und Klarheit, Herder Schwung und Reichthum an Bildern, Wieland Leichtigkeit und Anmuth.

Auf dem von ihnen bestellten Boden führte der größte schöpferische Geist des Jahrhunderts, Göthe, seine Gebilde auf, in denen sich das Geistesleben der Nation und sein eigner Bildungsgang abspiegelt.

Mittlerweile hatte die politische Welt eine großartige Gestalt angenommen und die Blicke der Völker auf Geschichte und Staatswesen gerichtet. Da traf Schiller mit seinen historischen Dramen, die der Nation ähnliche Sturmperioden aus der einheimischen und fremden Geschichte vor die Seele führten, und mit seiner Begeisterung für Freiheit, Vaterland und Menschenbeglückung — die Saite, die beim Volke den stärksten Nachhall fand.

Durch die Lauterkeit seiner Gefühle und die Wahrheit seines Strebens erwarb Schiller die Freundschaft Göthe's, so verschieden auch ihre beiden Naturen waren, und ihre vereinte Thätigkeit bezeichnet den Höhepunkt der deutschen Poesie; denn durch ihren Bund waren die beiden ewigen Gegensätze, das Ideale und das Reale, die innere Gemüthswelt und das Außenleben in glücklicher Eintracht gepaart.

Die größte Thätigkeit zeigte sich auch auf dem Gebiete der Religion, deren alte starre Formen gebrochen wurden, um neueren Gestaltungen zu weichen. Rationalisten und Freidenker, Rechtgläubige und Schwärmer suchten wissenschaftlich ihr Zweifeln oder Glauben zu begründen. Immanuel Kant (1724—1804) von Königsberg wurde der

Schöpfer eines neuen philosophischen Systems, das anfangs wenig beachtet, bald eine gänzliche Umgestaltung aller Wissenschaften zur Folge hatte. In seinen Schriften bestimmte er genau die Beschaffenheit und nothwendigen Gränzen des menschlichen Erkennungsvermögens, stellte die Sittenlehre als wesentliche Grundlage aller vernünftigen Religion auf und gab der Rechtslehre und den Bestimmungen über das Schöne und Anmuthige einen festen einfachen Boden.

Sein großer scharfsinniger Schüler J. Gottl. Fichte setzte in seinem „System der Sittenlehre" Freiheit und Selbstthätigkeit als Ziel des sittlichen Strebens. Zu bedeutendem Rufe gelangten nach ihnen die Philosophen Schelling (1775—1854) und Hegel (1770—1831).

Im Erziehungswesen wirkte J. Bernhard Basedow aus Hamburg (1723—1790) für die Befreiung der Schule von der Herrschaft der Geistlichkeit und der Kirche; J. Heinr. Pestalozzi in der Schweiz (1746—1827) für anschaulichen Unterricht, während Campe und Salzmann die Jugend mit Kinderschriften versorgten.

Auch die Geschichtschreibung nahm einen mächtigen Umschwung. Justus Möser (1720—1794) zeigte in seiner Osnabrück'schen Geschichte, wie man nur durch Erforschung und Würdigung der einheimischen Lebensverhältnisse, Sitten und Einrichtungen zu einer wahren Volks- und Landesgeschichte gelangen könne. Herder's „Ideen" führten den Forscher auf die philosophische Höhe, von der das Auge die Völkermassen vieler Jahrhunderte überschaute. Schlözer (1735—1809) erfaßte mit praktischem Sinne zwar bloß die bestehenden Verhältnisse, suchte diese aber nach höherer philosophischer Anschauung der Geschichte zu bessern. Ludw. Tim. v. Spittler (1752—1810) schied zuerst mit ordnendem Sinne den Geist und das Wesen der Geschichte aus dem massenhaften Material der Kirchen- und Staatengeschichte, machte auf das Bedürfniß der menschlichen Natur nach Freiheit und auf die heiligen Rechte der Völker aufmerksam und verlieh der Geschichtsdarstellung Klarheit, Würde und Adel der Sprache. Dem Schweizer Johannes v. Müller (1752—1809) gelang es, die großartigen Erscheinungen der Weltgeschichte unparteiisch zu betrachten und in kunstvoller Sprache darzustellen, den geschichtlichen Stoff, den er sich durch unermeßliche Belesenheit zu eigen gemacht, mit dem Lichte des Geistes zu durchdringen und zu schöner Form zu gestalten. In der Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft pries er begeistert die Freiheitskämpfe und die republikanische Tugend seiner Landsleute, obwohl er selbst der männlichen Haltung und Festigkeit entbehrte (er endete als Minister der Napoleonischen Militär- und Willkürherrschaft in Kassel). Georg Forster (1754—1794) von Mainz, der im Strudel der französischen Revolution unterging, schwärmte für Freiheit und Weltbürgerthum und behauptete seinen Standpunkt charaktervoll, im ehrenvollen Gegensatz zu J. v. Müller, mit dem er im Uebrigen viele Aehnlichkeit besaß. (Siehe Weiteres in No. 164.)

In der Kunst und Alterthumskunde hatte mit Erfolg und mit höchst einflußreicher Bedeutung für die klassische Literatur des deutschen Volkes Joh. Winkelmann (1717—1768) neue Bahnen gebrochen. Er

wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, wußte sich aber durch den Uebertritt zur katholischen Kirche Ansehen und Mittel zu verschaffen, um seine Forschungen im Gebiete der Kunst verfolgen zu können. In Rom wurde er Bibliothekar des Cardinals Albani, dann Aufseher über alle Alterthümer in und um Rom. Während seines mehr als zwölfjährigen Aufenthaltes in Italien begründete er durch eine Reihe geistreicher Schriften die Wissenschaft der Archäologie oder Alterthumskunde und erschloß durch die erste trefflich geschriebene Kunstgeschichte das Reich des Schönen, für das er viele begeisterte Verehrer und Forscher warb, unter denen hier nur Lessing genannt sei, welcher nachwies, wie bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Kunst gewesen. Anregend und einflußreich auf unsere Dichterheroen wirkte auch J. G. Hamann (1730—1788), der sich in allen Wissenschaften versuchte, ob er auch in keiner Richtung Großes und Bleibendes leistete; denn seine Schriften sind nur Fragmente und Anmerkungen zu den literarischen Erscheinungen seiner Zeit. Der „Magnus des Nordens", wie man ihn nannte, beherrschte die Sprache mit der größten Meisterschaft, liebte aber das Bildliche, Dunkle, Geheimnißvolle so sehr, daß sein Ausdruck oft unklar selbst unverständlich ward. Er war Gegner aller Schulweisheit und bekämpfte alles Herkömmliche und Conventionelle. Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regel und Muster, geht Hamann auf die Urpoesie zurück, eifert wider alle moderne Dichtkunst, Erzeugnisse des Verstandes und Witzes und findet alles Heil in der alten orientalischen Poesie der Bibel.

74. Klopstock.

Friedr. Gottl. Klopstock wurde 1724 in Quedlinburg geboren. Schon als Knabe verband er mit einem frommen, gläubigen Gemüthe, das seine Mutter gepflegt, einen kräftigen, fröhlichen, von seinem rüstigen Vater und der freien Natur geweckten Sinn. Auf der guten Lehranstalt Schulpforta sog er Begeisterung für die klassische Literatur des Alterthums ein; ihr entnahm er die Kraft der Rede, die Mannigfaltigkeit des Versbaus, den Schwung und die Musik der poetischen Sprache und den Flug der Phantasie, die sich in seinen Oden finden. Dort entwickelte sich auch sein Hang zur Empfindsamkeit, der sich in der Liebe zur Natur und Einsamkeit äußerte und eine elegische Stimmung in ihm erzeugte.

Das Bedürfniß der Freundschaft, das mit aller Stärke in ihm erwachte, führte ihn dem Leipziger Bunde zu. Er stimmte in die heitere Geselligkeit, wie in die sehnsüchtige Schwermuth des Kreises ein und machte in den „Bremer Beiträgen" die drei ersten Gesänge der „Messiade" bekannt (1748), die in ganz Deutschland eine so enthusiastische Bewunderung erregten, daß er als der Schöpfer einer neuen Epoche der Literatur begrüßt wurde.

Von 1751 lebte er abwechselnd in Kopenhagen und Hamburg, wo er (1754) sich mit seiner „geliebten Meta" verheirathete, die ihm aber schon 1759 durch den Tod entrissen ward. Auch in Karlsruhe, wohin

ihn der hochherzige Markgraf Karl Friedrich berief, weilte er kurze Zeit, doch ohne innere Befriedigung.

Die letzten Jahre brachte er ausschließlich in Hamburg zu, und als er 1803 daselbst starb, wurde er in dem Dorf Ottensen bei Altona neben seiner Meta in königlichen Ehren beerdigt. Er war ein begeisterter Freund der Freiheit und bestrafte in der Ode „Fürstenlob" die Schmeichler der Regenten mit Strenge; darum begrüßte er auch mit Begeisterung die ersten Erscheinungen der französischen Revolution, wendete sich aber mit Unwillen ab, als sie in Schreckensherrschaft ausartete.

———o———

Klopstock.

75. „Psalm" (Ode).

1. Um Erden wandeln Monde
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um Eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"
2. Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister, an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name."
3. Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz sich denken,
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."
4. Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er
Ihr Jetziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehʼ,
Wie im Himmel, also auch auf Erden."
5. Er hebt mit dem Halme die Ährʼ empor,
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube,
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde:
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerschmettert es
Am Halme, am Zweigʼ, an dem Hügel und im Walde.
„Unser täglich Brot gieb uns heute!"
6. Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unsern Schuldigern."

7. Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit:
Einige krümmen sich durch Einöden;
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf
Und labet den Durstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel."
8. Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen und Erden und Monden umgab,
Der Geister erschuf,
Ihre Seligkeit ordnete,
Die Ähre hebt,
Der dem Tode ruft,
Zum Ziele durch Einöden führt und den Wandrer labt,
Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich und die Macht
Und die Herrlichkeit. Amen."

———o———

76. Die Messiade.

Klopstock versuchte, das Leiden Jesu dichterisch darzustellen und den alten Evangelienharmonien (Heliand und Krist) die weihevolle Vollendung zu geben. Die Idee der Dichtung bezeichnet er mit den ersten Versen:

Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —
— Er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Das Erlösungswerk liegt theils in der Lehre, die Christus den Menschen mitgetheilt hat, theils in seinem Opfertode, durch welchen er der göttlichen Gerechtigkeit zu Gunsten der Menschen Genüge geleistet. Der Opfertod ist der Kern der Dichtung, der in den ersten elf Gesängen zur Geltung kommt. Die neun übrigen Gesänge, welche nach der Zahl der Verse die volle Hälfte des Ganzen ausmachen, sind der Auferstehung und der Himmelfahrt gewidmet, die beide mit dem Erlösungswerke nur in so fern zusammenhängen, als sie die Göttlichkeit Jesu beurkunden sollen.

Die Messiade, oder der „Messias" ist ein Epos, aber ein solches, das von dem eigentlichen Begriffe des Epos abweicht, indem nicht Begebenheiten und Handlungen sich an einander reihen, sondern beständig Ideen entwickelt, oder Empfindungen geschildert werden, wobei die epische Grundlage nur die Anknüpfungspunkte gibt, selbst aber nicht zu ihrem selbstständigen Rechte kommt.

Es sind im Grunde fast nur die Gleichnisse, die im „Messias" an episches Leben erinnern. Am reichsten ist hieran die erste Hälfte, während sie in der zweiten immer seltener erscheinen und zugleich an Leben und und Beschaulichkeit verlieren.

In der That ist der „Messias" nichts weiter, als eine Reihe von lyrischen Gedichten, die den Stifter des Christenthums verherrlichen. Trotz aller Schwächen des „Messias" nennt Lessing in seiner Kritik desselben Klopstock „einen Dichter ersten Ranges". Hinsichtlich der Sprache urtheilt Friedr. Schlegel: „Mit der Messiade beginnt eigentlich der höhere Aufschwung der neueren deutschen Literatur; so unermeßlich ist das Verdienst des Gedichts in Sprache und Ausdruck." Bodmer war ganz entzückt, daß Deutschland einen Eposdichter besaß, der diese Gattung der Poesie so würdig vertrat.

Die Vollendung des Gedichts erfolgte erst ein Vierteljahrhundert nach der Erscheinung der ersten Gesänge (1773).

77. Lessing.

Indem der Dichter von Idyllen und anakreontischen Liedern, oder von lyrischen Werken überhaupt, die sich besonders um Gleim schaarten (Uz, Kleist, Ramler, Jakobi, Schmidt, Michaelis, Götz, Luise Karsch) später gedacht wird, wenden wir uns sofort zu einem der bedeutendsten Männer in der deutschen Literatur der Neuzeit, Gotthold Ephraim Lessing. Er ward den 22. Januar 1729 zu Camenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater Prediger war. Vom 12. bis 18. Jahre besuchte er die Fürstenschule in Meißen und zeichnete sich daselbst durch Fleiß und rasche Fortschritte dermaßen aus, daß er seine Lehrer selbst in Erstaunen setzte.

Im Jahre 1746 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren. Er konnte sich aber nicht mit der Theologie befreunden, sondern wendete sich mehr und mehr der Poesie zu. In Gemeinschaft mit Weiße und Mylius fing er an, kleine Theaterstücke zu schreiben, die von der Neuber'schen Truppe mit Beifall gegeben wurden. In Berlin, wohin er sich dann begab, veröffentlichte er seine „Kleinigkeiten", vortreffliche Gedichte, die ihm die Bekanntschaft von Nicolai, Moses Mendelsohn u. A. erwarben. Sein unruhiger Geist trieb ihn aber bald wieder fort; er wollte die Menschen und das Leben von allen Seiten kennen lernen.

Seinem Freiheitssinn widerstrebte jede feste Lage und bindende Anstellung; darum finden wir ihn bald in Wittenberg, bald in Breslau (1760—1765) als Sekretär des Generals von Tauenzien, bald wieder in Berlin, bald in Hamburg (1767—1770), immer mit neuen Plänen erfüllt, mit neuen Arbeiten beschäftigt, von neuen Menschen umgeben. Als er endlich zu Wolfenbüttel die Stelle eines Bibliothekars übernahm und nach seiner Verheirathung einen ruhigen Hausstand zu begründen hoffte, stieß ihn das Schicksal wieder auf die Wanderung, indem es ihm seine geliebte Gattin und sein einziges Kind durch raschen Tod raubte und ihn dadurch antrieb, den Schmerz in neuen Lebensplänen und Reiseunternehmungen zu ersticken. Die innern Kämpfe verkürzten seine Tage; er starb zu Braunschweig am 15. Febr. 1781.

So zerrissen, wechselvoll und unstät Lessing's Leben war, so vielseitig und verschiedenartig erscheint seine Beschäftigung. Unermüdlicher Forschungstrieb und rastloses Streben nach Wahrheit sind die Grundzüge seiner kräftigen, männlichen Natur. Er schrieb einst: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig inneren Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und zu mir spräche: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Er war ebenso entfernt von Klopstock'scher Empfindsamkeit und Gefühlsüberspannung, wie von Wieland'schem zum Lebensgenuß hinneigenden Sinn und weltkluger Lebensweisheit. Sein Charakter war derb und deutsch, sein Geist genährt an dem gesunden Sinn des klassischen Alterthums, das er an der Quelle studirte. Er buhlte nie um die Gunst der Hohen, trachtete nie nach Titeln und Würden, sein männlicher Stolz widerstrebte jeder Abhängigkeit und Unterordnung, und das Gefühl seines wahren Werthes ließ ihn jeden Schein, jede falsche Ehre verschmähen.

Lessing gehört zu den ersten Größen unserer Literatur, deren hohe Blüthe durch seine vielseitige und anregende Thätigkeit ganz besonders gefördert ward. Er war ausgezeichneter Kritiker, Schöpfer einer kräftigen, edlen Prosa, Reformator des Geschmacks, scharfsinniger Denker und großer Dichter.

Als Muster klarer und schlagender Kritik gilt die „Hamburger Dramaturgie." Seine Bedeutung für Sprache und Styl bekundete er in seinen theologischen und antiquarischen Streitschriften, in seinen philosophischen Abhandlungen und im „Laokoon." Reformator des Geschmacks und des ästhetischen Kunsturtheils wurde Lessing im Epigramme, in der Fabel, im Drama und in anderen Gebieten sprachlicher Darstellung. Seine „Minna von Barnhelm", seine „Emilie Galotti" und sein „Nathan der Weise" bezeugen, daß er in dramatischer Poesie seinen Zeitgenossen weit überlegen war.

78. Wolfenbüttler Fragmente.

Als Bibliothekar in Wolfenbüttel wagte er es, die „Fragmente eines Unbekannten" herauszugeben, worauf die Wuth der sogenannten „Rechtgläubigen" gegen ihn entbrannte. Der Unbekannte erwies sich später als der gelehrte Hamburger Arzt Reimarus, der sich schon vorher durch seine Schrift „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" als aufgeklärten Denker über religiöse Dinge bewährt hatte. Die „Fragmente" versetzten der christlichen Glaubenslehre heftige Schläge durch die Zweifel, die darin gegen die Echtheit und Wahrhaftigkeit der biblischen Urkunden und gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien, besonders über die Auferstehungsgeschichte aufgeworfen und mit großer Gelehrsamkeit und Belesenheit begründet wurden.

Trotz Lessing's Erklärung, daß er nicht in allen Dingen mit dem Ungenannten übereinstimme, und widerlegende Anmerkungen beifügte, erging eine Fluth von Schmähungen, Verdächtigungen und Angriffen über Lessing, als den Herausgeber. Gereizt brachte dieser jetzt durch seine Streitschriften gegen seinen Hauptgegner, den Pastor Melch. Göze von Hamburg, die Sache, die anfangs nur für Gelehrte bestimmt war, vor die Nation.

Die unter dem Titel „Antigöze" bekannten Streitschriften gehören durch Kraft der Sprache und siegende Beweisführung zu dem Vollendetsten, was in dieser Gattung je geschrieben worden. Sie bekämpften die alte Glaubenslehre, ohne dem Wesen der christlichen Religion wehe zu thun; Lessing ehrte den Kern des Christenthums, der ihm in der Liebe besteht; aber er betrachtete das Alte und Neue Testament nur als eine Vorschule, womit die Erziehung des Menschengeschlechts begonnen habe.

Die schönste Frucht jener theologischen Streitigkeiten ist Lessing's „Nathan der Weise", den er gleichsam als Vermächtniß kurz vor seinem Tode der Nation hinterlassen hat. In diesem durch Versbau, Sprache und Anlage vortrefflichen Drama zeigte Lessing an den Repräsentanten der drei Hauptreligionen, des Christenthums, des Judenthums und des Muhamedanismus und insbesondere in der bekannten, wohl dem Morgenlande entstammten Parabel von den „drei Ringen", welch ein himmelweiter Unterschied es sei zwischen wahrer Religiösität des Herzens und Lebens und der kirchlichen Rechtgläubigkeit mit äußerlichen und mechanischen Religionsgebräuchen.

———o———

79. Minna von Barnhelm.

Lustspiel in 5 Aufzügen.

Inhalt. Der preußische Major von Tellheim hatte in dem siebenjährigen Kriege, den er ein Jahr nach dem Beginn des Feldzugs an der Spitze eines Freibattaillons mitzumachen anfing, Befehl, in den sächsischen Aemtern die Contribution mit der äußersten Strenge beizutreiben. Er wollte sich die Strenge ersparen und schoß den Ständen die fehlende Summe (2000 Pistolen) selbst vor.

Um dieser edelmüthigen That willen hatte ihn Minna von Barnhelm, ein Fräulein in Thüringen, wo damals Tellheim im Winterquartiere stand, liebgewonnen, ohne ihn noch gesehen zu haben. Sie kam uneingeladen in die erste Gesellschaft, wo sie den Major zu finden glaubte; sie kam blos seinetwegen und mit dem festen Vorsatze, ihn zu lieben, ja sie liebte ihn schon.

Hieraus entwickelt sich ein Verlöbniß zwischen Beiden: sie wechselten Ringe. Diese Verlobung schloß Minna ohne Wissen ihres Oheims und Vormundes, des Grafen von Bruchsall (welchen die Unruhen nach Italien verscheucht hatten), trotzdem, daß sie von seiner Seite das stärkste Hinderniß ihrer Verbindung zu besorgen hatte, weil er den preußischen Offizieren abhold war. Desto mehr billigte das Verlöbniß Franziska

Willig, die Kammerjungfer Minna's, Tochter eines Müllers auf einem der Güter des Fräuleins, welche schon sehr jung auf den Hof gekommen war und mit Minna, der sie an Alter gleichstand, dieselbe Erziehung und denselben Unterricht erhalten hatte.

Der Major befand sich damals in glänzenden Verhältnissen: er hatte zahlreiche Dienerschaft und übte große Freigebigkeit. Doch beschränkte sich Tellheim's Edelmuth nicht auf äußerliche Gaben; er zeigte sich auch darin, daß er hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er in das Gedränge gekommen war, das Leben wagte. Mit seinen Soldaten stand er auf dem kameradschaftlichsten Fuße, und manchmal nahm er von seinem biedern Wachtmeister, Paul Werner, während des Krieges die Feldflasche. Werner benutzte aber auch jede Gelegenheit, um ihm dies zu vergelten; er fing einmal den Hieb auf, der seinem Herzensmajor den Kopf spalten sollte und hieb ein anderes Mal den Arm, der eben losdrücken und Tellheim die Kugel durch den Kopf jagen wollte, vom Rumpfe.

In Folge des Friedens (1763) wurden die Freibataillone entlassen und Tellheim verabschiedet, was für ihn eine empfindliche Kränkung war, obgleich er selbst seinen Abschied gefordert haben würde. Dazu kam, daß ihm der Wechsel, den ihm die sächsischen Stände auf sein Anleihen gegeben hatten, streitig gemacht wurde. Man erklärte ihn für eine Bestechung, weil Tellheim so bald mit ihnen auf die niedrigste Summe einig geworden war, mit der er sich nur im äußersten Nothfalle zu begnügen Vollmacht hatte.

Da seine Geldverhältnisse sich so ungünstig gestalteten, schrieb er nicht mehr an Minna und wollte sie vergessen; denn er wollte sie nicht an sein Schicksal ketten, da ihm seine Zukunft so trostlos erschien. Seine Dienerschaft hatte er theils entlassen, theils war sie ihm davongelaufen; nur sein treuer Just war bei ihm geblieben. Im Gasthause, in dem er zu Berlin längere Zeit gewohnt, liefen die Schulden auf, weshalb der Wirth in seiner Abwesenheit seine bisherige Wohnung räumte und ihn in ein elendes Quartier brachte, um Platz für eine reiche, junge Dame mit ihrer Kammerjungfer zu machen. Tellheim wollte nun nicht länger in dem Gasthofe wohnen, auch Just schwur dem vermaledeieten Wirthe schreckliche Rache.

Hier beginnt das eigentliche Stück.

—o—

80. Fortsetzung.

1. Aufzug. Just, der einzige Diener Tellheims, sitzt in einem Winkel und schimpft und schlägt im Traume auf den schurkischen Wirth los, der seines Herrn Wohnung ohne dessen Einwilligung einer fremden Dame übergeben hat. Nachdem er erwacht ist, tritt der Wirth zu ihm und sucht seinen Zorn durch einige Gläser guten „Danziger" zu beschwichtigen, muß sich aber doch gefallen lassen, wiederholt als „Grobian" von ihm bezeichnet zu werden.

Tellheim macht der Unterredung ein Ende und eröffnet dem Wirth, daß er ausziehen werde, worüber dieser erschrickt, zumal da er beim Aus-

räumen im Pulte ein Beutelchen mit 500 Thalern in Gold gefunden hat. Tellheim bewahrte dieses Geld für seinen früheren Wachtmeister Werner.

Das Gespräch wird durch den Eintritt einer Dame in Trauer, der Wittwe des Stabrittmeisters Marloff unterbrochen. Sie ist im Begriff, einen stillen Landaufenthalt, den eine gute Freundin ihr angeboten, mit der theuren Stadt zu vertauschen, will aber vorher die 400 Thaler zurückzahlen, welche ihr verstorbener Mann einst von diesen geborgt hatte. Tellheim ist von Mitleid ergriffen und versichert, daß Marloff ihm durchaus nichts schuldig sei, und bedauert nur, daß er ihm die Treue, die er ihm in Glück und Unglück erwiesen, nicht habe vergelten können, will dafür aber einst dem hinterlassenen Sohne Vater sein. Tief ergriffen dankt die Wittwe mit Thränen. Nachdem sie sich entfernt hat, vernichtet Tellheim den Schuldschein, „damit nicht eigener Mangel ihn einmal verleite, Gebrauch davon zu machen."

Tellheim hat sich entschlossen, auch seinen letzten Diener, den Just, zu entlassen und ihn zu diesem Zwecke veranlaßt, seine Forderungen aufzusetzen. Just hat das mit thränenden Augen gethan, aber zugleich auch aufgeschrieben, was Tellheim für ihn und seinen im Kriege verarmten Vater hingegeben hat. Daraus erweist der treue und dankbare Diener, daß er seinem Herrn viel schuldig sei und bei ihm bleiben müsse, um diese Schuld abzuverdienen. Tellheim's Einwendungen weiß er durch die Geschichte seines Pudels geschickt zu entkräften und bleibt daher im Dienste.

Just erhält nun von Tellheim den kostbaren Verlobungsring zum Versetzen und den Auftrag, alle Gasthausschulden zu bezahlen und dann den Umzug zu besorgen. Nach Tellheim's Weggang kommt der Wachtmeister Werner, um dem Major 100 Dukaten, die er als erste Zahlung für sein verkauftes Gut erhalten hat, zu bringen. Just lehnt die Gabe mit der Großmuth seines Herrn ab, fordert aber Werner auf, mit ihm dem Wirthe für die schlechte Behandlung des Majors einen Possen zu spielen.

2. Aufzug. Schon am nächsten Morgen nach der Ankunft in Berlin erhält Minna (denn das ist die fremde Dame) Kunde von Tellheim. Der geschwätzige Wirth zeigt ihr nämlich einen kostbaren Ring, in dem sie sofort den Verlobungsring erkennt, den sie Tellheim einst gegeben hatte; er hatte ihn aus Noth für 80 Pistolen versetzt. Minna drängt nun in den Wirth, den früheren Besitzer des Ringes zu schaffen und erbietet sich, alle Schulden desselben sofort zu bezahlen. Der Gedanke, sich bald wieder in dem Besitz ihres geliebten Tellheim zu sehen, macht sie ganz glücklich.

Auf des Wirths Ersuchen entschließt sich Tellheim, der ihm noch fremden Dame den gewünschten Besuch zu machen. Sein Erstaunen erreicht aber den höchsten Grad, als er sich auf einmal seiner Minna gegenüber sieht. Nachdem er sich gefaßt, drückt er sein Befremden aus, sie hier zu finden und tritt gemessen zurück. Auf Minna's Befragen gesteht er nach einigem Zögern, daß er unglücklich sei und sich freiwillig den Zwang auferlegt habe, sie zu vergessen. Zu seiner Rechtfertigung fügt er hinzu, daß er von dem Tellheim, mit dem sie sich verlobt habe, nur noch den Namen führe, nicht mehr derselbe sei, sie daher meiden müsse. Dann reißt er sich trotz der dringendsten Bitten Minna's los.

81. Fortsetzung.

Im dritten Aufzuge trifft Werner mit Franziska zusammen. Dann kommt Tellheim, dem Werner unter passendem Vorwande Geld zum Bezahlen seiner Schulden anzubieten beabsichtigte, erreicht aber seinen Zweck nicht. Tellheim will nicht borgen, ohne Aussicht, zurückzahlen zu können. Franziska, die darauf zu Beiden tritt, bestimmt Tellheim, das Fräulein nach Tische zu einer Spazierfahrt durch die Stadt abholen zu wollen.

4. Aufzug. Minna hat während der Mittagsmahlzeit mit Franziska verabredet, sich dem Major als unglücklich und verlassen, vom Oheim enterbt, darzustellen, weil sie sicher glaubt, daß seine Ehrenhaftigkeit unter solchen Umständen nicht zulassen würde, sich von ihr zurückzuziehen. Franziska soll die Ausführung des Planes vermitteln helfen.

Mittlerweile tritt der verabschiedete Lieutenant Riccaut ein. Er will vom Kriegsminister erfahren haben, daß Tellheim's Angelegenheiten günstig entschieden seien, und möchte nun der Erste sein, der ihm diese angenehme Nachricht bringt. Im Laufe des Gesprächs erzählt Riccaut, daß es ihm schlecht gehe und er in letzter Zeit viel Unglück beim Spiel gehabt habe. Um ihn nicht zu verletzen, gibt Minna ihm unter dem Vorwande, daß er für sie spielen möge, zehn Pistolen, sehr zu Franziska's Verdruß, denn diese hat die gemeine Gesinnung des französischen Offiziers bald erkannt. Nach des Letzteren Entfernung tritt Tellheim ein.

Minna versucht es, ihn zu überzeugen, daß es ein „häßlicher Streich" sei, wenn er sie verlasse, und sucht die von ihm vorgebrachten Gründe für seine Handlungsweise, daß er nämlich ein „abgedankter, in seiner Ehre gekränkter Offizier, ein Krüppel, ein Bettler" sei, zu entkräften, vermag aber Nichts über ihn. Da gibt sie ihm den von ihm empfangenen Verlobungsring (es ist jedoch der von Tellheim versetzte), deutet ihm im Abgehen an, daß sie unglücklich sei, und läßt das durch Franziska weiter ausführen.

Sobald Tellheim hört, daß sie von ihrem Oheim enterbt worden, weil sie keinen Mann von seiner Hand habe nehmen wollen, und daß sie entflohen sei, um ihn aufzusuchen, ändert er sofort seinen Entschluß, bereut sein Benehmen und will nun der Unglücklichen treu zur Seite stehen, „Alles für sie unternehmen."

5. Aufzug. Tellheim begehrt nun von Werner Geld und erhält was dieser besitzt. Franziska muß vermitteln, daß Tellheim das Fräulein wieder sprechen kann; Minna bleibt aber kalt gegen ihn und verweigert die Zurücknahme des Ringes standhaft, hinzufügend, daß sie sein Unglück durch das ihrige nicht vergrößern dürfe. Dies peinliche Gespräch wird durch das Eintreten eines Feldjägers unterbrochen, der ein Schreiben des Königs bringt, durch welches Tellheim volle Genugthuung und auch sein in Sachsen vorgeschossenes Geld wieder erhält. Er ist über diese Nachricht ganz glücklich und nimmt von Minna an, daß auch sie es sei.

Diese bleibt aber in der angenommenen Rolle und schlägt Tellheim Zug für Zug mit den Waffen, die er aus falschem Ehrgefühl früher gegen sie angewandt hat; sie erklärt, daß sie als Unglückliche sein nunmehriges

Glück nicht theilen könne, da nach seinem eigenen Ausspruche „Gleichheit allein das feste Band der Liebe sei," es „nicht würdig erscheine, ihr ganzes Glück der blinden Zärtlichkeit eines Mannes zu verdanken."

Durch den versetzten, von Minna aber bereits wieder eingelösten Verlobungsring entsteht in Tellheim der Verdacht, Minna sei untreu geworden und nur gekommen, sich durch List ganz von ihm loszumachen. Tellheim geräth darüber in so hohe Aufregung, daß er ernstlich das Band zerreißen will.

Die Nachricht von der Ankunft des Oheims, von dem er noch immer glaubt, daß er Minna in's Unglück gestürzt habe, bringt ihn aber wieder zur Besinnung; er bietet sich zu ihrem Schutz an. Nun endlich erfährt er, daß ihr Unglück nur erdichtet, der Oheim ihr und sein bester Freund sei. Es entwickelt sich Alles zur vollsten Befriedigung. Außer den Hauptpersonen verheirathen sich auch Werner und Franziska.

—o—

82. Achter Auftritt des Ersten Aufzugs aus „Minna v. Barnhelm."

Tellheim. Bist du da?

Just (indem er sich die Augen wischt). Ja!

T. Du hast geweint?

J. Ich habe in der Küche meine Rechnung geschrieben, und die Küche ist voll Rauch. Hier ist sie, mein Herr.

T. Gieb her.

J. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr. Ich weiß wohl, daß die Menschen mit Ihnen keine haben; aber —

T. Was willst du?

J. Ich hätte mir eher den Tod, als meinen Abschied vermuthet.

T. Ich kann dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und liest.) „Was der Herr Major mir schuldig: Drei und einen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, macht 21 Thaler. Seit dem ersten dieses an Kleinigkeiten ausgelegt 1 Thaler 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf." — Gut, und es ist billig, daß ich diesen laufenden Monat ganz bezahle.

J. Die andere Seite, Herr Major —

T. Noch mehr? (Liest.) „Was dem Herrn Major ich schuldig: An den Feldscheerer für mich bezahlt 25 Thlr. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater auf meine Bitte vorgeschossen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geschenkt, 50 Thlr. Summa Summarum 114 Thlr. Davon abgezogen vorstehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major schuldig 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, du bist toll!

J. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koste. Aber es wäre verlorene Tinte, es dazu zu schreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Liverei nehmen, die ich auch

noch nicht verdient habe, — so wollte ich lieber, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiren lassen.

T. Wofür siehst du mich an? Du bist mir nichts schuldig, und ich will dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bei dem du es besser haben sollst, als bei mir.

J. Ich bin Ihnen nichts schuldig und doch wollen Sie mich verstoßen?

T. Weil ich dir nichts schuldig werden will.

J. Darum, nur darum? — So gewiß ich Ihnen schuldig bin, so gewiß Sie mir Nichts schuldig werden können, so gewiß sollen Sie mich nun nicht verstoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen; ich muß bei Ihnen bleiben.

T. Und deine Hartnäckigkeit, dein Trotz, dein wildes ungestümes Wesen gegen Alle, von denen du meinst, daß sie dir nichts zu sagen haben, deine tückische Schadenfreude, deine Rachsucht — —

J. Machen Sie mich so schlimm, wie Sie wollen, ich will darum doch nicht schlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale und hörte Etwas winseln. Ich stieg hinab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Wasser. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach, aber ich bin kein Freund von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umsonst; ich prügelte ihn von mir, umsonst. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, stieß ich ihn mit dem Fuße: er schrie, sah mich an und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Bissen Brot aus meiner Hand bekommen, und doch bin in der Einzige, dem er hört und der ihn anrühren darf. Er springt vor mir her und macht mir seine Künste unbefohlen vor. Es ist ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu guter Hund. Wenn er es länger so treibt, so höre ich endlich auf, den Pudeln gram zu sein.

T. (bei Seite.) So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völligen Unmenschen! — — Just, wir bleiben zusammen.

J. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihre Blessuren, und daß Sie nur Eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich, und bin, — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — ich bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

———o———

83. Aus „Nathan der Weise".

Saladin. — Da du nun
So weise bist; so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am Meisten eingeleuchtet?

Nathan. Sultan,
Ich bin ein Jud'

S. Und ich ein Muſelmann.
Der Chriſt iſt zwiſchen uns. — Von dieſen drei
Religionen kann doch eine nur
Die wahre ſein. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht ſtehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen; oder, wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einſicht, Gründen, Wahl des Beſſern.
Wohlan! ſo theile Einſicht mir
Denn mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die dieſe Gründe
Beſtimmt, — verſteht ſich, im Vertrauen — wiſſen,
Damit ich ſie zu meiner mache. — Wie?
Du ſtutzeſt? wägſt mich mit dem Auge? — Kann
Wohl ſein, daß ich der erſte Sultan bin,
Der eine ſolche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht ſo ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willſt du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut, ich geb' ihn dir. —

N. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth'
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann im Oſten darum nie
Vom Finger ließ, und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei ſeinem Hauſe zu
Erhalten? Nämlich ſo. Er ließ den Ring
Von ſeinen Söhnen dem Geliebteſten
Und ſetzte feſt, daß dieſer wiederum
Den Ring von ſeinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebſte ſei; und ſtets der Liebſte,
Ohn Anſehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürſt des Hauſes werde —
Verſteh' mich, Sultan.
S. Ich verſteh' dich. Weiter!
N. So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte, — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergießend' Herz
Die andern zwei nicht theilten, — würdiger

Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun?
Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine beiden Söhne, jeden insbesondre;
Gibt jedem insbesondre seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?

S. (Der sich betroffen von ihm gewandt)
Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Märchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

N. Ich bin zu Ende.
Denn was nun folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kommt ein jeder
Mit seinem Ring, und jeder will der Fürst
Des Hauses sein. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —
(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)
Fast so unerweislich, als
Uns jetzt — der rechte Glaube.

S. Wie? das soll
Die Antwort sein auf meine Frage?

N. Soll
Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

S. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis' und Trank!

N. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht?

Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? Doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? Die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt:
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht?

S. (Bei dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

N. Laß auf unsern Ring
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben — wie auch wahr! — nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheur'te jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwöhnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.

S. Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

N. Der Richter sprach: „Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne?
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O, so seid ihr alle drei
Betrogene Betrüger? Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der erste Ring

Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen.

S. Herrlich! Herrlich!

N. Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestoch'nen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebung in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen: Geht! — So sagte der
Bescheidene Richter.

S. Gott! Gott!

N. Saladin
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochene Mann zu sein.

S. (Der auf ihn zustürzt und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt)
Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

N. Was ist dir, Sultan?

S. Nathan, lieber Nathan!
Die tausend, tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sei mein Freund!

84. Wieland.

Christoph Martin Wieland (1733—1813), der Sohn eines schwäbischen Geistlichen in Biberach, war ein frühreifes Talent.

Die strenge, altgläubige Frömmigkeit im elterlichen Hause, seine Erziehung in einer pietistischen Schulanstalt, und die herrschende religiöse Empfindsamkeit wirkten mächtig auf ihn ein. Er knüpfte als Knabe den Bund schöngeistiger Liebe mit der nachmaligen Sophie von Laroche und versuchte sich als schwermüthiger, von Gefühlsschwärmerei erfüllter Jüngling auf der Universität Tübingen an Gedichten im Geiste Klopstock's und seiner frommen Nachahmer in der Schweiz.

Darum lud ihn Bodmer als neuen Genossen nach Zürich ein und nahm ihn in sein Haus auf. Hier verlebte Wieland etliche Jahre und verfaßte mehrere dichterische Werke, die seine gänzliche Befangenheit in der Gefühlspoesie und seinen Abscheu gegen die Dichter der heiteren Lebensphilosophie beurkunden.

Diese religiös-empfindsame Richtung verschwand allmählich, als durch Wieland's Anstellung in seiner Vaterstadt Bodmer's Einfluß auf den jungen Dichter abnahm und dieser im Hause des Grafen Stadion feinere Weltbildung, französische Philosophie und weisen Lebensgenuß kennen lernte. Theils der persönliche Umgang des durch Lebenserfahrung und Menschenkenntniß gebildeten Grafen, theils die Bekanntschaft mit englischer und französischer Literatur hoben Wieland über den beschränkten Gesichtskreis, in dem er bisher geweilt, und öffneten seine Seele einer freieren und heiterern Weltanschauung.

Er versuchte sich zuerst im Drama, wendete sich aber, als Lessing ihn hart anließ und ihm nachwies, daß dies kein Feld für ihn sei, dem Romane und der scherzhaften Erzählung zu. In dieser Art der Dichtung nun lehrte er seine Lebensansichten, seine heitere Weltanschauung, in leichte, liebliche Sprache gekleidet, und wurde nun ein eben so eifriger Gegner der Klopstock'schen Dichtung, als er früher ein Verehrer derselben gewesen. Bis 1769, wo er als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften an die Kurmainzer Universität berufen ward, erschienen „Don Silvio von Rosalva", „Agathon", „Musarion", die „Grazien".

Durch diese und andere Schriften in dem leichtfertigen Tone der Franzosen wurde Wieland „der gesellschaftliche Schriftsteller der Nation" und verschaffte der deutschen Dichtkunst Eingang in die höheren, gebildeten Kreise, wohin früher nur französische Literatur gedrungen. Aber die Zahl seiner Gegner war groß. Die Frommen verdammten seine Schriften, die Anhänger Klopstock's vergalten dem Abtrünnigen mit ihrem Hasse, der Göttinger Dichterbund verbrannte seine Werke; selbst mildere Beurtheiler fürchteten von dem schlüpferigen Inhalte und der sinnlich üppigen Darstellung Gefahr für deutsche Sittsamkeit und Tugend.

In Erfurt befaßte sich Wieland neben Horaz und Lucian mit Rousseau, Voltaire und den kirchenfeindlichen Schriftstellern der Franzosen. Als Prinzenerzieher in Weimar legte er seine Ansichten über Staatsformen in dem Lehr-Roman „der goldene Spiegel oder die Könige von Schechian" nieder.

Seine deutsche Gemüthlichkeit und seine große Nachsicht mit den Fehlern, Vorurtheilen und Schwächen der Menschen, die er, statt zu geißeln, nur fein verspottet, hielten ihn von Voltaire's Zerstörungstrieb fern, und gegen Rousseau suchte er den Grundsatz aufrecht zu halten, daß

die Wohlfahrt der Menschheit nicht in einem auf Unkenntniß des Bösen beruhenden Zustande der Unschuld, sondern in Selbsterkenntniß und d'r dadurch erlangten Beherrschung der zum Bösen führenden Leidenschaften besteht.

Er gründete mit Fr. H. Jakobi u. A. die literarische Zeitschrift „der deutsche Merkur" und wendete sich zugleich dem reichen Felde der Romantik zu, wo er durch sein Heldengedicht „Oberon", dessen nebelhafte Gebilde er aus Shakespeare's „Sommernachtstraum" entlehnte, den größten und dauerndsten Ruhm erlangte.

Doch blieb der geschichtlich-philosophische Roman mit satyrischer und ironischer Färbung das eigentliche Feld seines fruchtbringenden Geistes.

—o—

85. Aus den „Abderiten" von Wieland.

Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, so schlugen sie aus der Art. Nicht, daß sie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verloren und sich in Schöpse verwandelt hätten, wie Juvenal sie ungerechter Weise beschuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; denn ihre Einbildung gewann einen so großen Vorsprung über ihre Vernunft, daß es dieser niemals wieder möglich war, sie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen: aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo sie angebracht wurden; oder kamen erst, wenn die Gelegenheit vorbei war.

Sie sprachen viel, aber immer, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas Albernes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich diese schlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich schlossen sie den Käfig erst, wenn der Vogel entflogen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht besser ging, wenn sie sich besannen.

Machten sie (welches sich ziemlich oft zutrug) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernstliche Berathungen hielten, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sie unter allen möglichen Entschließungen die schlechtesten ergreifen würden.

Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein abderitischer Einfall, ein Abderitenstückchen war bei diesen ungefähr, was bei uns ein Schildbürger-, oder bei den Helveziern ein Lalleburgerstreich ist; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit sinnreichen Zügen dieser Art zu versehen. Für itzt mögen davon nur ein paar Beispiele zur Probe dienen.

Einsmals fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera einen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht.

Sie ließen einen berühmten Bildhauer aus Athen kommen, um eine Gruppe von Statüen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres aus einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymfen, Tritonen und Delfinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delfinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nachen hervor spritzen. Aber wie Alles fertig stand, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delfins zu befeuchten; und als man das Werk spielen ließ, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delfine den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in den Tempel des Neptun bringen; und so oft man sie einem Fremden wies, bedauerte der Küster sehr ernsthaft, im Namen der löblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein andermal erhandelten sie eine sehr schöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für feine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. „Sie ist zu schön (riefen sie einhellig), um auf einem niedrigen Platze zu stehen; ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht und so viel Geld gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste sein, was dem Fremden beim Eintritt in die Stadt in die Augen fällt." Diesem glücklichen Gedanken zu Folge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisken von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Austernnymfe vorstellen sollte, so nöthigten sie doch alle Fremden zu gestehen, daß man nichts Vollkommeneres sehen könne.

Uns dünkt, diese Beispiele beweisen schon hinlänglich, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifelu, ob sich ein Zug denken läßt, der ihren Karakter stärker zeichnen könnte, als dieser, daß sie (nach dem Zeugnisse des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen ließen, daß sie endlich selbst genöthigt wurden, ihren quäkenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander von Macedonien an einen dritten Ort zu begeben.

86. Der Hallische oder preußische Dichterkreis.

Um Johann Wilh. Ludw. Gleim gruppirt sich eine Anzahl Dichter, die noch zu der Zeit, als der Kampf zwischen Bodmer und Gottsched ausbrach, in Halle studirten und zu einem Freundschaftsbunde, welcher durch das ganze Leben dauerte, sich an einander schlossen.

Sie kultivirten das heitere Gesellschaftslied, die sogenannte anakreontische Dichtung, aber auch die ernstere Odenpoesie. Kleist (1715—1759), Gleim (1719—1803) und Ramler (1725—1798) haben aber insbesondere das Eigenthümliche, nicht blos im Allgemeinen das deutsche Vaterland in ihren Gesängen zu feiern wie Klopstock, son-

dern spezielle Vaterlandsdichter, preußische Dichter zu sein, indem sie den großen König, Friedrich II., besangen, der ihrer freilich nicht achtete, ja kaum von ihrem Dasein Notiz nahm. Gleim's Kriegslieder aus den Feldzügen von 1756 und 1757 erregten das größte Aufsehen. Kleist ist hauptsächlich bekannt durch sein Gedicht: der Frühling, in welchem die Natur meistens in sehr einfacher Weise und mit wahrhaft dichterischem Sinne gefaßt wird.

Demselben Dichter gehört auch der Ansbachische Dichter Uz (1720—1796) an, der sich einerseits an die heitere anakreontische Dichtung Gleim's anschloß, andererseits an die Klopstock'sche Richtung, indem er die ernste, das Göttliche schildernde Odenpoesie pflegte. Zu nennen sind hier ferner J. G. Jakobi (1740—1814), Cronegk (1731—1758) Willanow (1736—1777), Anna Louise Karsch (1722—1791), K. W. Ramler (1725—1798, der sich auch als Odendichter (nach Horaz), Uebersetzer und feiner Kritiker verdient gemacht. Als letzte Ausläufer dieser Schule sind der erst 1841 (geb. 1752) verstorbene Christoph Aug. Tiedge zu betrachten, der auch noch als Romantiker zu erwähnen ist, und v. Stägemann (1763—1841), der die Ramler'sche Poesie fortsetzte.

87. Sturm- und Drangperiode.

Die Umwälzung in Wissenschaft, Kunst und Denkart, die sich allmählich vollzogen, brachte vor Allem der Poesie zur Zeit der Siebenziger Jahre einen gewaltigen Umschwung. In dem Bestreben, zur Natur und Einfachheit zurückzugehen, streifte man alle bisher giltigen Gesetze und Kunstregeln ab, kehrte zur Urdichtung einfacher Zeiten, zum Volkslied, zu Homer und Ossian und zu dem reichen Shakespeare zurück und suchte im Gebiete der Dichtung und Kunst jene Fähigkeit, die nicht nach Vorschrift und Regel mühsame Werke baute, sondern auf Einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Gesetze in sich trugen. Diese Fähigkeit nannte man Genie; ihre Schöpfung sollte wie sie selbst naturwüchsig, originell sein. Genialität und Originalität war die Losung der Zeit; und während man früher den freien Flug des Geistes und der Fantasie durch enge Begränzung der Sitte hemmte und nur das als Dichtung gelten ließ, was sich in den herkömmlichen Formen und Gesetzen bewegte, so gerieth man in dieser Periode des „Sturms und Drangs" auf den Gegensatz, indem man an dem Regellosen Gefallen fand, auf Verachtung herkömmlicher Sitte einen Werth legte, und oft in den Ausgeburten einer zügellosen Phantasie Erzeugnisse des Genies erblickte.

Manche aufstrebende Talente gingen unter den Stürmen dieser „kraftgenialischen" Zeit zu Grunde, aber die kräftigeren kämpften sich empor und erreichten das Ziel der Vollendung. Als Durchgangsperiode von steifer Form und Regel zur Freiheit war die ungestüme Umwälzung des Herkömmlichen und die Rückkehr zur Natur und Einfachheit höchst wohlthätig. Die Kraftgenies strebten im Reiche der Dichtung an, was Rousseau im geselligen Leben und in der Politik.

88. Herder.

Johann Gottfr. Herder wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren. Seine Wißbegierde war außerordentlich, aber die Schwierigkeiten, die sich seinen Studien entgegen setzten, konnte er nur mühselig überwinden, bis der Arzt eines russischen Regimentes, Schwarzerloh mit Namen, ihn im Sommer des Jahres 1762 mit nach Königsberg nahm, um ihm dort die Chirurgie zu lehren. Noch im späten Alter gedachte er des edlen Mannes nie anders, als mit Rührung und Dank, jedoch vorerst mußte er ihn betrüben, indem er die Chirurgie verließ und dafür Theologie studirte. Bei diesem Studienwechsel stand ihm sein ehemaliger Schulfreund, der Cantor Emmerich freundschaftlich zur Seite.

Er hörte nun die kenntnißreichsten Professoren der Universität, unter ihnen namentlich auch den weltberühmten Philosophen Kant, arbeitete die gehörten Vorträge zu Hause schriftlich durch, studirte die einschlägigen Schriften und unterhielt sich darüber mit gleichgesinnten Freunden, die er sich bald erwarb. Sehr förderlich wurde ihm auch der Buchhändler Kanter, dem er durch sein erstes Gedicht bereits vortheilhaft bekannt war. Dieser gestattete ihm den Gebrauch der Bücher seines Buchladens, erzeigte ihm Aufmerksamkeit und Freundschaft, verschaffte ihm Freunde und Gönner und ermunterte ihn zu kleinen Aufsätzen für die Königsberger Zeitung, die bei ihm erschien.

Allmählich verbesserte sich seine Lage immer mehr. Auf seine dichterische Entwicklung übten nebst Lessing zwei Männer, die vollständige Gegensätze bildeten, Winkelmann und Hamann, großen Einfluß; jener durch lebensfrohe Heiterkeit und Freundschaftsbedürfniß, sowie durch heidnische Religionsanschauung; dieser durch finstern Ernst, tiefsinnige Schwermuth und christliche und orientalische Schwärmerei.

Herder wurde nach vollendeten theologischen Studien Lehrer in Riga, hielt sich, zum Reiseprediger des Herzogs von Holstein-Eutin berufen, einige Zeit in Frankreich auf, wo er in Straßburg Goethe's Bekanntschaft machte; 1770 erlangte er die Stelle eines Hofpredigers bei dem militärischen, für Bildung und Volksbeglückung empfänglichen Grafen von Bückeburg und zuletzt die eines Oberkonsistorialraths und Superintendenten in Weimar, wo er 1801 in den Adelstand erhoben wurde.

Er war ein großer Genius, der durch Ehrgeiz zu früher Entfaltung seines hohen Talents und seiner reichen Kenntnisse getrieben ward und dessen vielseitiger Geist das Fremdartigste erfaßte und neu gestaltete. Gleich groß als geistreicher Theolog, schöpferischer Philosoph und ideenreicher Kritiker hat er in allen diesen Gebieten unsterbliche Werke geschaffen, über denen der Hauch dichterischer Anschauung und phantasievoller Bildungskraft ausgegossen ist, und die durch ihre bilderreiche poetische Sprache beweisen, daß in ihm der Dichter mit dem Philosophen verschmolzen war.

Begabt mit wunderbarem Verständniß der Zeiten und Völker, erfaßte er mit offenem, empfänglichem Sinne Alles, was fremde Nationen echt Poetisches und Großes geschaffen, und wußte es mit genialem Takt nach

eigenem Geiste dichterisch umzugestalten. Diese Empfänglichkeit für fremde Natur und Poesie eröffnete sein Herz der Idee von einem Weltbürgerthum, das höher stehe als Patriotismus und beschränkende Nationalität, und seine Bewunderung des schaffenden Menschengeistes, der wahre Menschenbildung begründet, führte ihn zum Humanismus, als dem höchsten Zweck der Menschennatur.

Allgemein menschliche Kultur galt ihm für die höchste Vollendung der Religion, weshalb er die Glaubenssätze möglichst allgemein und einfach, die Kirche möglichst umfassend wünschte und Duldung und Menschenliebe als die erste christliche Tugend pries. „Licht, Liebe, Leben" ward die treffende Aufschrift auf seinem Grabdenkmal, nachdem er am 18. Dec. 1803 im noch nicht vollendeten 60. Lebensjahre sanft verschied.

———o———

Herder.

89. Das Kind der Sorge.

(Allegorie.)

1. Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes 1) Bild.

2. „Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zeus 2), der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet;
Beleb's, ich bitte dich, Gott."

3. „Wohlan denn: lebe! — Es lebet!
Und mein sei dieses Geschöpf!" —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr!

4. Mein Finger hat es gebildet."
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus 3) hinan.

5. „Mein ist's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind."
„Wohlan," sprach Jupiter, „wartet,
Dort kommt ein Entscheider: Saturn" 4)

6. Saturn sprach: „Habet es Alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist;

7. Du, Tellus, seine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

8. Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich, wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab."

9. Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf;
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott,

1) Aus Lehm. 2) Der Schöpfer. 3) Die Erde. 4) Die Zeit.

———o———

Ganz denselben Gedanken drückt das folgende Gedicht aus:

90. Das menschliche Herz.

In ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz,
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz:

Du armes Herz, gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet?
Ist's Freude, ist es Leid?

Die Göttin selbst der Liebe 1)
Sah es bedauernd an;
O zweifelhafte Triebe,
Die dieses Herz gewann!
In Wünschen nur und Sehnen
Wohnt seine Seligkeit,
Und selbst der Freude Thränen
Verkündigen ihm Leid.

Schnell trat ihr holder Knabe 2)
Hinzu mit seinem Pfeil;
Auf, meine beste Gabe
Sie werde ihm zu Theil;
Ein unbezwingbar Streben
Sei Liebe dir, o Herz,
Und Liebe sei dein Leben,
Und Freude sei dein Schmerz.

1) Aphrodite oder Venus. 2) Amor.

91. Aus Cid.

(Nach spanischen Romanzen.)

1. Trauernd tief saß Don Diego,
Wohl war keiner je so traurig;
Gramvoll dacht' er Tag und Nächte
Nur an seines Hauses Schmach,
An die Schmach des edlen, alten,
Tapfern Hauses der von Lainez
Das die Inigos an Ruhme,
Die Abarcos übertraf.
Tief gekränket, schwach vor Alter,
Fühlt er nahe sich dem Grabe,
Da indeß sein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.
Sonder Schlaf und sonder Speise,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über seine Schwelle,
Spricht mit seinen Freunden nicht,
Höret nicht der Freunde Zuspruch,
Wenn sie kommen, ihn zu trösten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt er, schände seinen Freund.
Endlich schüttelt er die Bürde
Los, des grausam-stummen Grames,
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;
Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden,
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.
Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,
Don Rodrigo, seinem Muthe
Freud' und Hoffnung wiedergab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er von dem Vater rückwärts:
„Vater," spricht er, „Ihr vergesset,
Wer Ihr seid, und wer ich bin.
„Hätt' ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebot'ne Schmach."
Strömend flossen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen;
„Du," sprach er den Sohn umarmend,
„Du Rodrigo, bist mein Sohn.
„Ruhe giebt dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt ein Unmuth!
Gegen mich nicht, deinen Vater,
Gegen unsers Hauses Feind
Hebe sich dein Arm!" — „Wo ist er?"
Rief Rodrigo, „wer entehret
Unser Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

2. Angehört den Schimpf des Hauses
Geht gedankenvoll Rodrigo,
Denkt an seine jungen Jahre,
Denkt an seines Feindes Macht.
„In Asturiens Gebirgen
Zählet Gormaz tausend Freunde,
Er in Königs Rath der Erste,
Er der Erste in der Schlacht."
Aber, wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet alles Andre?
Recht will er vom Himmel nur.
Bravheit ist er seiner Ehre
Schuldig; schadet der die Jugend?
Für sie stirbt aus ächtem Stamme
Selbst das neugeborne Kind.
Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einst Mudarda
Führte, jener tapfre Bastard
(Traurig hing der Degen da,
Als ob er, vor Alter rostend,
Seines Herren Tod betraure.)
Eh' er noch ihn an sich gürtet,
Redet er den Degen an:
„Dir gesagt sei es, du edler
Degen, daß ein Arm dich fasset,
Gleich des Bastards Arm! und fühlest
Du, daß ihm noch Stärke fehlt;
Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er dich im Kampfe führet;
Edler, du, von gutem Stahle,
Doch von besserm ist sein Herz.
„Werth wird dessen, dem du dientest,
Der sein, dem fortan du dienest,
Würd' er jemals unwerth deiner,
Nun, so dienst du keinem mehr.
„Tief in seine Eingeweide
Birgt er dich — Hinaus in's Freie!
(Rief er) denn die Stund' ist kommen,
Der gerecht'sten Rache Zeit."
Heimlich, daß es niemand wußte,
Ging er aus des Vaters Hause;
Und noch war es keine Stunde,
Traf er seinen stolzen Feind.

3. Auf dem Platze des Palastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz
Einzeln, Niemand war zugegen,
Redet er den Grafen an:
„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?

Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Layn Calvo stamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als sein Blut ist und sein Schild?
Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich, sein Sohn, kein Mensch auf Erden,
Kaum der mächt'ge Herr des Himmels,
Dies ihm thäte, ungestraft?" —

„Weißt du," sprach der stolze Gormaz
„Was wohl sei des Lebens Hälfte? —
Jüngling!" „Ja," sprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es sehr genau.
Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmüthigen zu strafen;
Mit dem letzten Tropfen Bluts
Abzuthun die angethane
Schande." — Als er dies gesagt,
Sah er an den stolzen Grafen,
Der ihm diese Worte sprach:

„Nun, was willst du, rascher Jüngling?" —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz,"
Sprach der Cid, „ich hab's gelobet!" —
„Streiche willst du, gutes Kind,"
Sprach Don Gormaz, „eines Pagen
Streiche hättest du verdient."
O ihr Heiligen des Himmels!
Wie ward Cid auf dieses Wort!

4. Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß,
Denkend an die Schmach des Hauses
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohn's Gefahren
Und an seines Feindes Macht.
Den Entehrten flieht die Freude
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.
Noch versenkt in dieser Sorge
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unter'm Arme
Und die Händ' auf seiner Brust,
Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd. „Iß, o guter Greis!"
Spricht er, weisend auf die Tafel;
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst Du, sprichst Du mir dies Wort?"
„Ja, mein Vater! und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz!" —
„Ist gerettet unsre Ehre?"
„Edler Vater, er ist todt."
„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir speisen,
Wer den Mann erlegen konnte
Ist der Erste seines Stamms."
Weinend kniete Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände:
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

92. Epigramme.

1. Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit seinen Gestalten,
Schmerz und Freude verrauscht, Bitt'res und Süßes entflieht.
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
Unsere Qualen entfliehn, seine begleiten ihn fort.

2. Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegst, bewahre den Fuß und den Flügel
Vor dem Honig der Lust, oder du klebest daran.

3. Die Dornen am Wege.

Viel sind der Dornen am Lebenswege doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand Eines Mitwanderers Herz.

4. Macht des Gesanges.

Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kamel;
Tulpen entschließen sich, es entknospet die Rose dem Dornbusch,
Wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt:
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde Kamele
Wäre des Menschen Gemüth, das der Gesang nicht rührt.

5. Das Schicksal.

Träget das Schicksal dich, so trage wieder das Schicksal:
Folg' ihm willig und froh; willst du nicht folgen — du mußt!

6. Zwei Gattungen Epigramme.

Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene
Die auf Blumen umher flieget und sauset und sticht.
Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
Die aus Dornengebüsch Nektar-Erfrischungen haucht.
Laß uns beide sie dann in Einen Garten versammeln,
Hier sind Blumen, o Freund, sende die Bienen dazu.

———o———

93. Göthe.

Joh. Wolfgang Göthe wurde den 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Sein Vater, Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath, war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, wenig gesellig, aber gerade und rechtschaffen. Wurde das Herrische seines Wesens nicht selten hart und drückend, so wirkte hingegen die lebendige Natürlichkeit der Mutter, die mit einem reichen Gemüthe begabt war, anregend und belebend auf die Kinder. Seinen ersten Unterricht empfing Wolfgang im Hause der Eltern von seinem Vater selbst.

Der siebenjährige Krieg brachte jedoch mancherlei Störungen in das Göthe'sche Haus, zumal seitdem Frankfurt im Januar 1759 von den Franzosen besetzt und der militärische Oberrichter Graf Thorane darin einquartirt wurde; denn der kaiserliche Rath machte aus seiner preußischen Gesinnung kein Hehl.

Nach dieser unruhigen Zeit wurde der Unterricht um so eifriger wieder fortgesetzt; und nun erwachte seine Lust zum Versemachen und Märchenerzählen. Der Umgang aber mit einer Anzahl junger Leute, die verbrecherische Handlungen verübten, bei denen er unbewußt benutzt wurde, brachte ihn in große Gefahren. Sein Vater nahm in Folge dessen einen Erzieher in's Haus, der ihn auf's Strengste bewachen mußte.

Im Jahre 1765 bezog er die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Sein Sinn war aber auf Kunst, Literatur und geselliges Leben gerichtet. Er schrieb hier seine kleinen Gedichte und machte seine ersten dramatischen Versuche.

Mehr als die akademischen Vorlesungen war auch die bildende Kunst sein Hauptaugenmerk, in die er durch Oeser, den Leiter der Malerakademie in Leipzig, eingeführt wurde und Lessing's „Laokoon" und Winkelmann's Kunstgeschichte waren Gegenstand seines eifrigen Studiums.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Frankfurt, wo er mit Pietisten und Herrenhutern verkehrte (Fräul. v. Klettenberg, aus deren Unterhaltung „die Bekenntnisse einer schönen Seele" in Wilh. Meister entstanden), begab er sich nach Straßburg, wo die anregende Einwirkung Herder's seinen Blick auf die Natur und Volksdichtung richtete. Das ehrwürdige Münster flößte ihm Bewunderung für die gothische Bauart ein und sein Liebesverhältniß zu Friederiken, der Pfarrerstochter zu Sesenheim, füllte sein Herz mit zarten Gefühlen und hauchte seiner Lyrik jenen seelenvollen, empfindungsreichen Ton ein, der in seinen schwunghaften Liedern so ergreifend nachklingt.

Das dramatische Gemälde „Götz von Berlichingen", worin sich das Freiheitsgefühl, das damals über den deutschen Boden zog, Luft machte, ist als eine Frucht der Straßburger Eindrücke und der Bewunderung für Shakespeare zu betrachten. Die männlich deutsche Natur des Ritters mit der eisernen Hand athmet den kühnen, derben Geist der Sturm- und Drangperiode, die mit der bewegten Zeit der beginnenden Reformation manche Aehnlichkeit hatte. Trefflich verfaßte und zeichnete Göthe diese mächtige Zeit mit ihren gewaltigen Charakteren und lebendigen Leidenschaften, mit ihrer Liebe und ihrem Hasse; das scheidende Mittelalter mit seiner ritterlichen Tugend und Treue in „Götz" und seiner Umgebung und die neu hereinbrechende Culturwelt mit ihrer sinnlichen Lust und höfischen Tücke in dem „Bamberger Hof".

In dem poetischen Roman „Leiden des jungen Werther" schildert er einen von den Ideen der kraftgenialischen Zeit durchdrungenen Jüngling, der mit der Wirklichkeit zerfallen, endlich ein Raub der Empfindung wird, indem er sich aus Liebesgram das Leben nimmt.

Göthe, der damals in voller Kraft und männlicher Schönheit stand und mit Leichtigkeit sich in jede fremde Natur zu finden wußte, lenkte die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Sein heiterer Lebensmuth gewann ihm Aller Herzen. Er stand brieflich und persönlich mit den bedeutendsten Männern der Zeit im Verkehr. Eine Berufung nach Weimar (1775) führte ihn zum Sammelplatz der größten Geister seiner Zeit.

Die im Jahre 1786 unternommene italienische Reise gab seinem Schöpfungstriebe neue Schwungkraft. Das seiner empfänglichen Natur sosehr zusagende südländische Treiben, Italien's Reichthum an Naturerzeugnissen und Kunstschätzen, das freie zwanglose Leben und der ganze über dies Land ausgegossene Zauber wirkten wunderbar anregend auf ihn. Das Wohlgefallen an der klassischen Vollendung des Alten verdrängte die kraftgeniale Formlosigkeit; die nordisch-düstere Poesie, die im Werther vorwaltete, wich dem Geschmack an der klaren, harmonischen Schönheit der Griechen; griechische Kunst und helenisches Wesen erstickten sein früheres Wohlgefallen an christlich-gothischer Baukunst.

In dem herrlichen Drama „Iphigenia“ legte Göthe die Eindrücke der alten Welt nieder, in dem gemüthvollen Drama „Torquato Tasso“ seine italienischen Eindrücke. In dem Tagebuche der italienischen Reise und der Beschreibung des römischen Carnevals zeigt sich sein zur Vollendung geführter prosaischer Styl. Sein Trauerspiel „Egmont“ vereinigt die Hauptzüge seiner früheren Richtung mit der neugewonnenen.

Das dramatische Werk „Faust“, dessen Grundzüge er schon in der frühesten Jugend entwarf und dessen Abschluß erst ein Jahr vor seinem Tode erfolgte, also durch sein langes Leben sich hindurchzog, bietet das Schönste, was poetische Darstellung geben kann. Er zeichnet darin sein eigenes inneres Leben und seine menschliche und dichterische Entwickelung.

In Faust ist ein geisteskräftiger Mensch dargestellt, der alle Tiefen des Wissens durchdrungen hat, ohne die innere Befriedigung zu finden, und mit dem Gedanken umgeht, sich von den Banden des Körpers, die das Eindringen in das Innere der Natur und die Erkenntniß des Wesens der Dinge verhindern, durch Selbstmord zu befreien. Da weckt der Ostergesang die süße Erinnerung an die glücklichen Jahre der Jugend, wo seine Seele im Glauben Beruhigung gefunden und die Befriedigung der innerlichen Bedürfnisse reiner Natur das Ziel seiner Wünsche und seines Strebens war, und hält ihn von seinem Vorhaben ab. Dieser Glauben an die göttliche Offenbarung in seinem Innern neu zu begründen, ist sein ernstes Trachten.

Da ihm dies bei seiner schon erlangten Aufklärung nicht gelingen will und „der Böse“, in Gestalt des Mephistopheles, ihn treibt, dem sinnlichen Genuß in allen seinen Erscheinungen nachzujagen, so fällt Faust sittlich immer tiefer und zerstört auch das reine Glück eines unschuldigen Mädchens, Gretchen, die aber zum Schluß durch die Buße gerettet wird. Auch Faust ist noch nicht unrettbar verloren, da er im Gegensatz zu dem rohen Treiben der vorgeführten Studenten nicht an der gemeinen Lust als solcher seine Freude findet, sondern auch in sinnlichen Vergnügungen einen Ausdruck der höheren Menschheit sucht. Er spricht nicht das verhängnißvolle Wort zum Augenblick: „Verweile doch, du bist so schön“, sondern beginnt (im zweiten Theil der Dichtung) von Neuem den Kampf gegen das böse Prinzip, den er zuletzt siegreich besteht. Denn: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Uebrigens bleibt der zweite Theil hinter dem ersten weit zurück. Göthe selbst schrieb darüber an seinen Freund Zelter: „Ich habe gar zu vieles Bauwerk angelegt, welches zu vollführen doch am Ende Kraft und Vermögen fehlen!“

—o—

Göthe.

94. Aus „Götz von Berlichingen.“

Götz, Weislingen, Karl.

Karl. (Kommt). Guten Morgen, Vater.

Götz. (Küßt ihn.) Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geschickt, Vater! Die Tante sagt: ich sei recht geschickt.

Götz. So!

Karl. Hast du mir was mitgebracht?

Götz. Diesmal nicht.

Karl. Ich habe viel gelernt.

Götz. Ei!

Karl. Soll ich dir vom frommen Kinde erzählen?

Götz. Nach Tische.

Karl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das sein?

Karl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört seit zweihundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst du den Herrn von Berlichingen?

Karl. (Sieht ihn starr an).

Götz' (Vor sich.) Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Karl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jaxt ꝛc.

Götz. Das frag ich nicht. Ich kannte alle Pfade, Weg und Furten, eh' ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Karl. Ja Vater, sie kocht weiße Rüben und Lammsbraten

Götz. Weißt du's auch, Hans Küchenmeister?

Karl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Karl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen, ich bin gleich wieder bei euch, ich muß meine Frau doch sehen. Komm mit, Karl.

Karl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß ihn. Bitt' ihn, er soll lustig sein.

Karl. Da, Mann, hast du eine Hand, sei lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen. (Hebt ihn in die Höhe und küßt ihn.) Glückliches Kind, das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freude am Knaben erleben, Berlichingen.

Götz. Wo viel Licht ist, ist starker Schatten — doch wär' mir's willkommen. Wollen sehen was es giebt.

Rathhaus zu Heilbronn.

Kaiserliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euren Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Nähe auf euren Wink, um sich Berlichingens zu bemächtigen.

Erster Rath. Wir werden Ihro kaiserlichen Majestät eure Bereitwilligkeit, Ihrem höchsten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter*), Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen (auf die Brust deutend).

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt).

Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laß ihn herein.

Götz (kommt).

Gott grüß' euch, ihr Herren, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerst, daß ihr bedenkt, wo ihr seid und vor wem.

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herren.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann stehen. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden; wollt', es wär' von jeher geschehen.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad' und Ungnad' in unsere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würde ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das Alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rath. Ihr waret in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers, Heilbronn, eine seiner geliebten Städte zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu stellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier, euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkünden. Sie verzeiht Euch eure Uebertretungen, spricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen und dagegen die Urfehde abschwören werdet, welche euch hiermit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, ehe ihr weiter geht: Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

*) Ablader.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch, wenn ihr in Noth steckt. Sie waren meine Gesellen, und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seid, was ihr versprecht, geschweige —

Rath. Unsere Commission ist, euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber, leset.

Schreiber. Ich, Götz von Berlichingen, bekenne öffentlich durch diesen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiser und Reich rebellischer Weise aufgelehnt —

Götz. Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf und zeuge! Hab' ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab' ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinen Regenten schuldig ist? und besonders, was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke sein, wenn ich mich könnte bereden lassen, das zu unterschreiben.

Rath. Und doch haben wir gemessene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entstehungsfalle euch in den Thurn*) zu werfen.

Götz. In Thurn? mich?

Rath. Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn? Ihr mißbraucht die Kaiserliche Gewalt. In Thurn! Das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle zu stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zusagen und die Zusage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudeltsten Conterfey verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd' begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher ich gefangen sitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle).

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnsts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien und mich meiner Haut zu wehren! Seht ihr was Unrechts dran? Kaiser und Reich hätten unsere Noth nicht in

*) Thurn und Thürner, oberdeutsch für Thurm und Thürmer.

ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe Gott sei Dank noch Eine Hand, und habe wohl gethan, sie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite).

Götz. Was soll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt!

Götz. Ist das die Meinung? Wer kein ungrischer Ochs ist, komm' mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren soll. (Sie machen sich an ihn, er schlägt den Einen zu Boden und reißt einem Andern die Wehre von der Seite, sie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapfersten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch!

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle diese Hasenjäger durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. — Ihr könnt nach Hause gehn, gute Leute. Für die Versäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen ist hier nichts als Beulen.

Rath. Greift ihn! Giebt euch eure Liebe zu euerm Kaiser nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster giebt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener (kommt).

Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als Zweihundert nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe vorgedrungen und drohen unsern Mauern.

Rathsherr. Weh' uns! was ist das?

Wache (kommt).

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag*) und läßt euch sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sei, wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz! — Was ist zu thun?

Rathsherr. Habe Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn, er ist Mann, es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

*) Schlagbaum.

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten, sie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur desto schlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laß Götzen herein.

Götz. Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Götz (sieht Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr): Geh hin! Sag' ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran, umzukommen, wenn sie nur Alle mit erstochen werden.

———o———

95. Wertherische Briefe.

1.

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn: dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund. — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

2.

Am 18. August.

Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und Alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das Alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wald und Gebirge erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannigfaltigen Geschöpfe. Alles, Alles, bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich anmaßen, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du Alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt.

96. Das Chamouni-Thal.

Wir ließen Salenche in einem schönen, offnen Thale hinter uns, der Himmel hatte sich während unsrer Mittagsrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner, an einem heitern Tag, von

den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites, trockenes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Serves liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden*), nur größer, unterhielt es lange unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfel aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängenden Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören, und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernd auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

*) Ein Nebelfleck im Sternbilde des Stieres, der durch ein Fernrohr als eine Gruppe van 50 bis 60 hellen Sternchen erscheint.

97. Gesang der Geister über den Wassern.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser;
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leisrauschend,
Zur Tiefe nieder.
Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.
Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen.
Seele des Menschen
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

„Erlkönig" im 2. Lesebuch S. 123. Das Blümlein (Gefunden) S. 78. Der Fischer (das Meerweib) im 3. Lesebuch S. 151.

98. Mignon.

1. Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin?
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter ziehn.

2. Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert sein Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

3. Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth.
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin!
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

99. Schäfer's Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde
Mein Hündchen bewahret mir sie,
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch selber nicht, wie.

Da stehet von schönen Blumen,
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter.
Vergess' ich unter dem Baum,
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer ist gar so weh!

100. Dauer im Wechsel.

Hielte diesen frühen Segen,
Ach nur Eine Stunde fest!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen,
Dem ich Schatten erst verdankt?
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es falb im Herbst geschwankt.

Willst du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen,
Und die andern keinem schon.
Gleich, mit jedem Regenguße,
Aendert sich dein holdes Thal;
Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern siehst du, siehst Paläste
Stets mit andern Augen an.

Weggeschwunden ist die Lippe
Die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemsenfreche maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles ist ein andres nun.
Und was sich an jener Stelle
Nur mit deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Selber dich vorübersliehn.
Denke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt!
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

———o———

101. Das Hufeisen.

(Legende.)

Als noch verkannt und sehr gering.
Unser Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger sich zu ihm fanden,
Die sehr selten sein Wort verstanden,
Liebt er sich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf den Straßen.
Weil unter des Himmels Angesicht
Man immer besser und freier spricht.
Er ließ sie da die höchsten Lehren
Aus seinem heil'gen Munde hören;
Besonders durch Gleichniß und Exempel
Macht er einen jeden Markt zum Tempel.

So schlendert' er in Geistes Ruh'
Mit ihnen einst einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,'
Das ein zerbrochen Hufeisen was.
Er sagte zu St. Peter d'rauf:
Heb' doch einmal das Eisen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte so eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt.

Was einem jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren so seine liebsten Gedanken,
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müssen Kron' und Zepter sein;
Aber wie sollt' er seinen Rücken
Nach einem halben Hufeisen bücken?
Er also sich zur Seite kehrt
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr nach seiner Langmuth d'rauf
Hebt selber das Hufeisen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als sie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drei Pfennig dafür.
Und als sie über den Markt nun gehen,
Sieht er daselbst schöne Kirschen stehen,
Kauft ihrer so wenig oder so viel,
Als man für einen Dreier geben will,
Die er sodann nach seiner Art,
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wies' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen blos,
Die Sonne schien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an solcher Stätt'
Für einen Trunk Wasser gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unversehens eine Kirsche fallen
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär';
Das Beerlein schmeckte seinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirschlein zur Erde schickt,
Wornach Sanct Peter schnell sich bückt;
So läßt der Herr ihn seinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirschen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit
Dann sprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'st du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'st du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

———o———

102. „Briefe aus Italien."

Neapel, den 6. März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geselligkeit, begleitete Tischbein mich heute auf den Vesuv.

Wir fuhren auf zwei Calessen, weil wir uns als Selbstführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende schreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Esel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegenrollende Calessen, lastschleppende oder freiwandelnde Menschen, Kinder und Greise sich vorsehen, ausweichen, ungehindert aber der scharfe Trab fortgesetzt werde.

Der Weg durch die äußersten Vorstädte und Gärten sollte schon auf etwas Plutonisches 1) hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem und aschgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgesimse und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, so daß nur der herrlich blaue Himmel und die hereinscheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab, daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des steilen Hanges empfingen uns zwei Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erste schleppte mich, der zweite Tischbein den Berg hinauf. Sie schleppten, sage ich: denn ein solcher Führer umgürtet sich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reisende greift, und, hinaufwärts gezogen, sich an einem Stabe auf seinen eigenen Füßen desto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher sich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma 2).

Ein Blick westwärts über die Gegend nahm, wie ein heilsames Bad, alle Schmerzen der Anstrengung und alle Müdigkeit hinweg, und wir umkreis'ten nunmehr den immer qualmenden, Steine und Asche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum gestattete, in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes geisterhebendes Schauspiel. Erst ein gewaltsamer Donner, der aus dem tiefsten Schlunde hervortönte, sodann Steine, größere und kleinere, zu Tausenden in die Luft geschleudert, von Aschenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hüpften mit dumpfem Getön an die Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Dies Alles geschah in regelmäßigen Pausen, wie wir durch ein ruhiges Zählen sehr wohl abmessen konnten.

Zwischen der Somma und dem Kegelberge ward aber der Raum enge genug, schon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes

1) Was durch Gewalt des unterirdischen Feuers hervorgebracht wird.

2) Ein aus zerbrochenem Fels gebildeter Vulkan in der Nähe des Vesuvs.

hat und den Widerspruchsgeist im Menschen auffordert, ihr zu trotzen, so bedachte ich, daß es möglich sein müsse, in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen, und auch in diesem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathschlagte hierüber mit den Führern unter einem überhängenden Felsen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute sich, das Wagestück mit mir zu bestehen, unsere Hutköpfe fütterten wir mit leinenen und seidenen Tüchern, wir stellten uns breit, die Stäbe in der Hand, in seinen Gürtel fassend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieselte die Asche, als der rüstige Jüngling mich schon über das glühende Geröll hinaufriß. Hier standen wir an dem ungeheuren Rachen, dessen Rauch eine leise Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tausend Ritzen dampf'e. Durch einen Zwischenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborstene Felsenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich, aber eben deswegen, weil man nichts sah, verweilte man, um etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zählen war versäumt, wir standen auf einem scharfen Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei; wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken, daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein auf's freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen; neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen, daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Gluthströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt, verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die übereinander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche, angeschlagen, auf dem frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten, es seien alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

———o———

103. Iphigenie auf Tauris.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen dichtbelaubten Haines,

Wie in der Göttin stilles Heiligthum
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten fremd
Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Weh' dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.

Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Hauf' und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie enggebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.

O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir, meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet sein.
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.

Ja, Tochter Zeus', wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Trojas umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,

Die schönen Schätze, wohl erhalten hast;
So gieb auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten Tode!

Die historische Grundlage des Drama's ist folgende: Iphigenie ist die Tochter Agamemnon's, der mit den übrigen griechischen Helden zur Belagerung von Troja auszieht. Windstille hält die ganze griechische Flotte und die kampfesmuthigen Helden im Hafen von Aulis zurück, und als man, in diesem ungünstigen Zeichen den Zorn der Götter erkennend, den weisen Seher Kalchas um Rath fragt, fordert die Göttin Diana, tief gekränkt darüber, daß Agamemnon in ihrem heiligen Haine einen Hirsch geschossen, zur Sühnung dieses Frevels dessen Tochter als Opfer. Agamemnon, in dem die Vaterlandsliebe die Kindesliebe überwiegt, läßt Iphigenie unter dem Vorwande, daß er sie mit Achilles vermählen wolle, zum Griechenlager kommen.

Diana aber setzt unvermerkt eine Hirschkuh an die Stelle der Jungfrau und entrückt diese nach Tauris (Stadt auf der Insel Krim) wo im geheiligten Tempel das Bild der Göttin stand, das vom Himmel hernieder gefallen sein sollte. Dort wird Iphigenie Priesterin und muß als solche die Fremden opfern, welche der Sturm zum Lande verschlagen. Als aber ihr Bruder Orestes mit seinem Freunde Pylades nach Tauris kommt, um das heilige Bild nach Griechenland zurückzuführen, entflieht sie mit diesem zu dem in einer Bucht verborgenen Schiffe, das sie glücklich von dannen trägt.

———o———

104. Schiller.

Die Ideen der religiösen Aufklärung und politischen Freiheit hatten im südlichen Deutschland spät aber um so tiefer Wurzel geschlagen. Der Illuminatenorden und der Wieland'sche Kreis huldigten den durch die französische Literatur verbreiteten Ansichten und W. L. Weckherlin und Daniel Schubart (1739—1794) zwei ungewöhnliche Männer von übersprudelnder Kraft und regellosem Leben, verbreiteten, jener in kecken Zeitschriften, dieser in stürmischen Gedichten (die Fürstengruft u. a.) religiöse Aufklärung und politische Freiheitsideen mit kühnem Muthe. Der Erstere büßte zwar sein kirchenfeindliches Streben mit Verfolgung, Schubart seinen Tyrannenhaß mit zehnjähriger Gefangenschaft auf dem Asperg; aber der von ihnen gestreute Samen faßte Wurzel und nährte in der Jugend Freiheitsdrang und einen aufstrebenden Geist.

Unter solchen Eindrücken erwuchs Friedrich Schiller (1759—1805) aus Marbach in Schwaben, der Sohn einer frommen, sinnigen Mutter und eines strengen Vaters, der in würtembergischen Militär eine Hauptmannsstelle bekleidete. Früh zeigte sich in dem Knaben ein strebsamer, hochfliegender Sinn; die reiche Welt der Geschichte, die Reise des Columbus und die Thaten Alexander's füllten seine junge, phantasiereiche Seele mit kühnen Plänen; das wirkende, handelnde Leben, dem

sich Göthe entzog, hatte für Schiller einen hohen Reiz; er hätte später begierig nach einer praktischen Thätigkeit gegriffen, hätten nicht beschränkte enge Verhältnisse ihn gehemmt und genöthigt, sich in das Reich der Ideale zu flüchten.

Diese strebsame, freie Seele sollte ihr Feuer gedämpft fühlen. Ein pedantischer Lehrer machte ihn linkisch und ängstlich; die strenge, militärische Zucht in der herzoglichen Karlsschule, wo er Rechtswissenschaft studirte, erfüllte ihn mit Widerwillen; weder die Jurisprudenz noch die Medicin, der er sich nach der Verlegung der Akademie nach Stuttgart zuwendete, vermochte seinen hochfliegenden Geist zu fesseln. Er wandte sich von der vorgeschriebenen Wissenschaft weg nach der verbotenen Lectüre, die er und einige gleichgesinnte Freunde sich mit List zu verschaffen wußten. Sie lasen Klopstock, Göthe's „Götz" und „Werther" u. a., bewunderten und verbreiteten die Gedichte Schubart's und ergötzten sich an Rousseau's Naturleben und an den Helden des Alterthums.

Mehrere lyrische Gedichte von Schiller rühren aus dieser Zeit des Sturms und Drangs und fließen über von Freiheitseifer, Heldensinn und Männertrotz in Großrednerei. Der Zwang der Akademie und die Subordination, unter die Schiller als Militärarzt zu stehen kam, steigerten die verbitterte Stimmung in solchem Grade, daß er im Vertrauen auf die Unterstützung des Mannheimer Theater-Intendanten Dalberg, der Schiller's Räuber unter großem Beifall zur Aufführung gebracht, aus Stuttgart entfloh, um sich ein freies Leben, wenn auch unter Noth und Sorgen, zu gründen. Die Räuber sind die Frucht seiner tiefen Mißstimmung über die verschrobenen Zustände der Welt und dieses Drama wirkte mit seinen Schauder und Entsetzen erregenden Scenen und durch die Kühnheit der Sprache gleich einem Blitzstrahl.

Dalberg benahm sich gegen den Dichter, der sich ihm begeistert in die Arme warf, klein und unedel. — Mit dem republikanischen Trauerspiel „Fiasko" eröffnete Schiller die Reihe der geschichtlichen Dramen, wo er an der Tugend der Vorgeschlechter die Folgezeit zu entzünden begann, und worin er mit sicherem Griff das Höchste der tragischen Dichtkunst geleistet hat. Hier weht schon jener Hauch der politischen Freisinnigkeit, die seit den nordamerikanischen Befreiungskriegen in der Brust der Gebildeten lebte, und deren Erfassung den schwäbischen Dichter zum Dolmetscher des deutschen Volks, zum hochgefeierten Sänger der Freiheit gemacht hat. Auf dem Gute der Frau v. Wolzogen, der Mutter eines seiner Freunde, unweit Meiningen, vollendete er im Kreise wohlwollender Freunde, deren Theilnahme dem weichen Herzen des Dichters unendlich wohlthat, das Trauerspiel „Kabale und Liebe."

Von Dalberg nach Mannheim als Theaterdichter zurückberufen, stießen seine Pläne wiederum auf allerlei Hindernisse, so daß er bewogen wurde, auf eigene Hand die Zeitschrift Thalia herauszugeben und sich der Nation in die Arme zu werfen. Sein Vertrauen betrog ihn nicht. Das begeisterte Hochgefühl für Freiheit und Männerwürde schlug warm an

die Herzen des Volks; freundliche Einladungen riefen ihn nach Sachsen wo er in Leipzig und Dresden an Huber und an dem edlen, hochgebildeten Körner warme Verehrer fand.

Später wechselte sein Aufenthalt zwischen Weimar und Rudolstadt bis zu seiner Verheirathung und Berufung nach Jena als Professor der Geschichte (1789). Diese Jahre waren für Schiller eine ähnliche Läuterungsperiode aus dem wilden Sturm und Drang, wie für Göthe der Aufenthalt in Italien. In beiden wurde innere Umbildung durch tieferes Eindringen in den Geist des klassischen Alterthums bewirkt. Seine „Hymne an die Freude" war der Vorklang einer reineren Dichtung. Sein „Don Carlos" erlitt eine gänzliche Umgestaltung in Form und Anlagen.

Als Frucht seiner historischen Studien erschienen gegen Ende der Achtziger Jahre die „Geschichte des Abfalls der Niederlande," ein mit vieler Wärme ausgeführtes Gemälde jenes großartigen Freiheitskampfes, dessen Entstehung und Bedeutung er dem lebenden Geschlechte, das ähnlichen Erschütterungen entgegenging, mit hinreißender Darstellung vorhielt. Sein berühmtes Geschichtswerk, „der dreißigjährige Krieg" ist durch die Wärme und fesselnde Darstellung, die dieses historische Gemälde kennzeichnen, ein Lieblingsbuch der Nation geworden und hat mit ihm seinen Zweck, das Interesse des Volks für die Geschichte zu wecken, erreicht.

Durch eine Reihe philosophischer Abhandlungen, Vorträge und Aufsätze gab er vollständige Anweisungen und Lehren über den Begriff des Schönen, über das Aesthetische im Schaffen und Handeln, über die Grundlagen aller Kunst und über die Kunst selbst, so daß Kunstkritik und Literaturgeschichte eine neue Gestalt erlangten. Indem er mit tiefer Einsicht der modernen Poesie, ihre Berechtigung und Stellung neben der antiken anwies und dadurch die Gegensätze der romantischen und klassischen Dichtung zum Bewußtsein brachte, in edler Selbstverleugnung aber der antiken Gattung, der Göthe huldigte, theoretisch den Vorzug gab, und der modernen Praktik sich widmete, so wurde eine Verständigung zwischen den beiden Dichterhelden und ein gemeinsames Wirken ermöglicht, aus welchem dem deutschen Volke die herrlichsten Früchte erwuchsen.

Von der einflußreichsten Wirkung sind seine philosophischen Gedichte, die durch Lebendigkeit der Darstellung, durch den Klang und Glanz der Sprache und durch Stärke und Tiefe der Empfindung die ganze Nation begeisterten und veredelten.

—o—

Schiller.

105. Hektors Abschied.

(1780.)

Andromache und Hektor.

A. Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen

Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus 1) dich verschlingt?

H. Theures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen!
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen 2) Fluß.

A. Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingeh'n, wo kein Tag mehr scheinet,
Der Cocytus 3) durch die Wüsten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe 4) stirbt.

H. All' mein Sehnen will ich, all' mein Denken
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

---

1) Reich des Pluto, der unterirdische Aufenthalt der Todten.
2) Styx, ein Fluß der Unterwelt.
3) Schlammiger Zufluß des Styx.
4) Fluß der Unterwelt, aus dem zufolge nachhomerischer Dichtung die Seelen Vergessenheit des irdischen Daseins trinken.

—o—

106. Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborene Fürstin von Hennenberg, einen Sauvegardebrief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte man dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung

über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; Seine Excellenz möchte kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Saubegarde noch einmal zu gedenken, und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben an's Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, das dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte: „Fürstenblut für Ochsenblut! Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Bei'm Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben: was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang in's Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf

der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich auf's Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

—o—

107. Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther geschwankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige, feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in allen Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückwechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen, und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er nach der Weise des Hofs seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerspruch ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es in der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung, aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souveränen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens beim Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf

er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender, fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen; kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freiern Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Grenze noch wandelt.

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oesterreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmont's Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Utrecht zum Ritter des goldnen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmont's war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben: in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kinden hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem Spiegel einer verschönernden Phan-

tasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein wie in einer lieblichen Traumwelt dahin. Er fürchtete Nichts, weil er dem unsicheren Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen.

108. Die Eroberung Magdeburgs 1631.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolfs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch sein möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er der Uebergabe wegen einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben, als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sei, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, sowie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen*) bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien auf's heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz ein-

*) Laufgräben.

gestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt sein, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt auf's höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolf hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sei. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seine Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafes sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf, und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm, und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sei. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9. und 10. wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um 5 Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, als der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts strecken die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige

Musketenfeuer, das Läuten der Sturmglocken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder zu brechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringenden Gefahr in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Kapitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt ist in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil des Fußvolks einmarschiren. Er besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seiner Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden eines viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Eine Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt und das wehrlose Geschlecht hat blos das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen, — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Offiziere, von diesem grauenvollen Anblicke empört unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder," war

seine Antwort; „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Grenzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Gluth zwang endlich die Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Offiziere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Offiziere von der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemildert, als die kaiserlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf, Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüstrn ihrer Mütter saugten! Mehr als sechstausend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14. erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brot unter sie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Abfeuerung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sei. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

———o———

109. Göthe's und Schiller's gemeinsame Wirksamkeit.

Nach Göthe's Zurückkunft aus Italien kam er mit Schiller in persönliche Bekanntschaft, aus der im Laufe der Zeit die innigste Freundschaft erwuchs. Sie verbanden sich zur Herausgabe der „Horen", einer periodischen Schrift, der sich später der „Musenalmanach" anschloß. Dieser Bund der beiden großen Dichter, die, jeder in seiner Eigenart, das Ziel allgemeiner Menschenbildung erstrebten und sich gegenseitig in ihren Erzeugnissen ergänzten, bezeichnet die höchste Blüthe der deutschen Poesie.

Die genannten Zeitschriften, an denen die bedeutendsten Kräfte der Nation sich betheiligten, wurden selbst durch ernste und würdige Haltung der Kunst gerecht und bildeten ein Gegengewicht gegen die Masse des Mittelmäßigen, das in der Literatur auftauchte. Fortan gelten sie als Muster und Vorbild einer eleganten Prosa und eines guten Styles. In den Xenien, Epigrammen, die im Musenalmanach niedergelegt wurden, unterwarfen sie die gesammte Tagesliteratur einer scharfen Kritik und schwangen die Geißel der Satyre gegen alle Beschränktheit und Schwärmerei, gegen das Leere und Abgeschmackte, gegen die nüchternen Zeitschriften, gegen die veralteten Kunstregeln, gegen die humoristischen Romane, gegen Frömmler und wässerige Erziehungsmeister, unbeirrt durch die Schmähungen und die zornigen Ausfälle der Beleidigten.

In diese Zeit fallen die lyrischen Gedichte Schiller's, die „Ideale und das Leben", „die Würde der Frauen," „der Spaziergang" und „die Glocke" (die Tonleiter aller Empfindungen des menschlichen Lebens) und von Göthe „die römischen Elegien", „venetianische Epigramme", „Alexis u. Dora", die in ihrer leichten Anmuth zu den genannten ernsten didaktischen Poesien Schiller's den reinsten Gegensatz bilden.

Als am Ende der Neunziger Jahre die Dichter ihre Thätigkeit mehr dem Epos und dem Drama zu widmen begannen, entstanden zunächst die Balladen (Dichtungen, welche zwischen jenen genannten in der Mitte liegen). Von Schiller erschien: „der Gang nach dem Eisenhammer", „die Bürgschaft", „der Kampf mit dem Drachen," „der Handschuh", „der Taucher", „die Kraniche des Ibykus"; von Göthe: „die Braut von Korinth," „der Erlkönig". Dann ergriff Göthe diejenige Gattung des Epos, für welche die Zeit empfänglich schien, den Roman und schilderte in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" das bürgerliche Leben nach den verschiedenen Ständen und Berufsarten und namentlich das Schauspielwesen und Theaterleben nach seinem ganzen Umfange mit solcher Anmuth und treffenden Zeichnung der Charaktere, daß das Werk allgemeine Bewunderung fand und als Musterroman angesehen wurde. „Hermann und Dorothea" ist ein kleines Epos, in welchem die griechische Form mit deutscher Natur auf's Innigste verbunden ist. Die „Wahlverwandtschaften", Göthe's letztes Werk in dieser Gattung und unter seinen Romanen einer der vorzüglichsten, erschienen später. Schiller aber schuf seine großen Dramen: „Wallenstein's Lager", „die Piccolomini und Wallenstein's Tod" und nach seiner Uebersiedelung von Jena nach Weimar, „Maria Stuart", „die Jungfrau von Orleans", „die Braut von Messina" und endlich sein beliebtestes Drama „Wilhelm Tell", das er vor seinem

frühen Hinscheiden der deutschen Nation als eine ernste Mahnung in schweren Zeiten an's Herz legte; an der Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, die es durchdringt, sollte sich die deutsche Jugend begeistern zum Kampfe gegen Zwingherrschaft und Unterdrückung. Unter großen Entwürfen zu weiteren Dramen starb Schiller am 9. Mai 1803.

———o———

Schiller.

109. Das Lied von der Glocke. (1799.)

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben!
Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.
Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es sein,
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brei,
Schnell das Zinn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.
Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut,
Noch dauern wird's in späten Tagen,
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne

Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen;
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.

Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,

Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschoße
Die schwarzen und die heitern Loose;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n:
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht süßes Hoffen,
Der ersten Liebe gold'ne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglas't erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig sein.

Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.
Denn, wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben;
Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,

Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick,
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume,
Und die Speicher vom Segen gebogen,
Und des Korns bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.
Wohl! nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch,
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.
Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft 1);
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eig'nen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.
Hört ihr's Wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel;

1) Prometheus entwendete das Feuer vom Himmel.

Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch' Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet;
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht;
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuerswuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:

Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.
Zu die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.
Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde,
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach, die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten,
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwais'ter Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruh'n.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht:
Ledig aller Pflicht,

Hört der Burſch' die Vesper ſchlagen;
Meiſter muß ſich immer plagen.
Munter fördert ſeine Schritte
Fern im wilden Forſt der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe.
Und der Rinder
Breitgeſtirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden ſtiller;
Um des Lichts geſell'ge Flamme
Sammeln ſich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor ſchließt ſich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den ſichern Bürger ſchrecket
Nicht die Nacht,
Die den Böſen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Geſetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, ſegensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſell'gen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten,
Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!
Tauſend fleiß'ge Hände regen
Helfen ſich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meiſter rührt ſich und Geſelle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut ſich ſeiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit iſt des Bürgers Zierde,

Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.
Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!
Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücke gehen.
Der Meister kann die Form zerbrechen,
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborst'ne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh', wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen,
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.

Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr: es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch das schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet, wie ein gold'ner Stern,
Aus der Hülse blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.

Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahr'nen Bilder.
Herein! Herein!

Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Concordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf:
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben,
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von Oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben,
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,

Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.
Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.

—o—

111. Das Mädchen in der Fremde.

(Allegorie.)

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr.
Sobald die ersten Lerchen schwirr en,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht woher sie kam,
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur!

Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus.
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar.

Räthsel: Funke im 2. Lesebuch S. 134, Schiff, S. 83, Regenbogen S. 83, Mond und Sterne S. 92, Auge S. 113. Der Alpenjäger im 4. Lesebuch S. 25.

112. Die Kraniche des Ibykus.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund, Apoll 1)
So wandert er am leichten Stabe
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohen Bergesrücken
Akrokorinth 2) des Wandrers Blicken,
Und in Poseidon's Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts reg sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin, nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

„Seid mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
Die mir zur See Begleiter waren!
Zum guten Zeichen nehm' ich euch:
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach:
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!"

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte;
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwei Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand;
Sie hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!"

Und schwer getroffen sinkt er nieder;
Da rauscht der Kraniche Gefieder;

1) Gott des Gesanges. 2) Burg von Korinth. 3) Neptun, Gott des Meeres.

Er hört, — schon kann er nicht mehr sehn. —
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund von Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wiederfinden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen 1)
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlag'nen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber die ihn feig erschlagen?
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios 2) vermag's zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen.
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau

1) Die höchsten obrigkeitlichen Personen in Korinth.
2) Gott der Sonne.

In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
Von Cekrops 1) Stadt, von Aulis' Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie, —

Der, streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber!
Die zeugete kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Gluth;
In ihren Wangen fließt kein Blut;
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Frevler schlingt.
Besinnungraubend, herzbethörend,
Schallt der Erinnyen 2) Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leyer Klang:

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

1) Athen; es bestand zuerst nur aus der Burg Cekropia.
2) Furien, Eumeniden, Plagegöttinnen, Rachegöttinnen.

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt über'm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh' da! Sieh' da, Thimotheus,
D e Kraniche des Ibykus!" —
Und finster plötzlich wird der Himmel.
Und über dem Theater hin
Sieht man in schwärzlichem Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibykus!" — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well'
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit dem, was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?" —

Und immer lauter wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!

Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!"

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

———o———

113. Die Bürgschaft.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!"
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!"
„Das sollst du am Kreuze bereuen."

„Ich bin," spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben, —
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen."

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andre ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab',
Da reißet die Brücke den Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößt kein Nachen vom sichern Strand',
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht

Und ich kann die Stadt nicht erreichen.
So muß der Freund mir erbleichen."

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibet die Angst ihn, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Fluth
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hatErbarmen.

Er gewinnet das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte.
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort',
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?" ruft er, vor Schrecken bleich;
„Ich habe nichts, als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben."
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich;
„Um des Freundes Willen erbarmet euch!"
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee.
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom' mich gerettet an's heilige Land,
Und ich soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben?"

Und horch, da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er, zu lauschen;
Und sieh', aus dem Felsen geschwätzig schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Da sieht er zwei Wand'rer die Straße zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüber flieh'n,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen."

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen;
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syracus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter.

„Zurück! du rettest den Freund nicht mehr;
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben,
Von Stunde zu Stunde gewartet'er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr;
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben."

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht,
Ein Retter, willkommen erscheinen.
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht.
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue."

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,

Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor.
„Mich, Henker," ruft er, „erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Staunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich Beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer;
Und zum König bringt man die Wundermähr',
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an;
D'rauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein lerrer Wahn!
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte."

114. Der Taucher.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.

Der König spricht es und wirft von der Höh'
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will,
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunter waget?

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt.
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell. eh' die Brandung wieder kehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling fahre wohl!
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Der soll sie tragen und König sein!
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn,
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.
Und heller und heller, wie Sturmes Sausen,
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getose.
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schoß
Da hebet sich's schwanenweiß,

Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht,
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar:
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riß mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt mir aus felsigem Schacht,
Wildfluthend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstrom's wüthende Macht,
Und wie ein Kreisel mit schwindelndem Drehen
Triebs mich um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaßt ich behend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er in's Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lag's noch bergetief,
In purpurner Finsterniß da.
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hammers gräuliche Ungestalt,

Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht' ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Laß' ich los der Koralle umklammerten Zweig;
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelstein
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde
Was du sahst auf des Meer's tief unterstem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Tone sie fleht:
Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was Keiner besteht.
Und könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir sein,
Und sollst sie als Eh'gemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück.
Sie verkündet der donnernde Schall.
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick:
Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Göthe.

115. Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben;
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.
Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm, du alter Beſen!
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen;
Biſt ſchon lange Knecht geweſen,
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen ſtehe,
Oben ſei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Waſſertopf!
Walle, walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!
Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! –
Ach, ich merk' es! Wehe! Wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.

Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.
Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen!
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger,
Welche Miene, welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.
Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh' doch wieder still!
Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.

Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei.
Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! Ihr hohen Mächte!

Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch' entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Noth ist groß!

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.
„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen!
Denn als Geister,
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

———o———

116. Aus „Hermann und Dorothea."

Erster Gesang.

Schicksal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straße nodoch nie so einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgestorben! nicht fünfzig
Däucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie zieh'n, ist's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheinische Land, das schöne verlassend,
Zu uns herüberkommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und seiner Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit altem Linnen und etwas Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich zur Frau der Wirth zum goldnen Löwen.
Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gern verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich höre von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst du mir aber verzeih'n? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:

Ungern vermiß ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock
Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer geh'n im Sürtout1) und in der Pekesche2) sich zeigen,
Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.
Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon Einige wieder.
Die den Zug mit gesch'n; er muß doch wohl schon vorbei sein.
Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und Jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.
Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.
Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch an die andere Seite des Markts der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen; er war in Landau verfertigt.
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man sich da und manches Gewerbes.
Und so saß das trauliche Paar, sich unter dem Thorweg
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm; die sollen uns Alles erzählen,
Was sie draußen gesehen und was zu schauen nicht froh macht.
Freundlich kamen heran die beiden und grüßten das Eh'paar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst nach wechselseitigen Grüßen
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der and're,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu seh'n, die verderblich emporschlägt,
Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich3) zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und Niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst betreffen kann oder doch künftig.

1) (Französisch) Ueberrock.
2) Polnischer Ueberrock, mit aufrechtem Kragen und mit vielen Schnüren besetzt.
3) Durch Urtheilsspruch des peinlichen Gerichts.

Unverzeihlich sind' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.
Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilsam geschwinde die Spuren
Tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich er ist zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der gesetzte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück sich eifrig und thätig bestrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und ersetzet den Schaden.
Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was ihr gesehen! denn das begehrt' ich zu wissen.
Schwerlich, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich so bald mich freun nach dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigste Elend!
Schon von ferne sah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen
Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel
Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohl versehn und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn Alles ist nöthig und nützlich,
Nun zu sehen das Alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke,
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt und das Theure zurücklässt.
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,

Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gansestall und den Käfig
Auch so keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren der Eine
Wünschte langsam zu fahren, ein Anderer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber aus dem Geleise gedrängt nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weithin entstürzten im Schwunge die Menschen
Mit entsetzlichem Schrei'n in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränte zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hilflos die Menschen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Haus und im Bett schon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden beschädigt ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erstickt vom wogenden Staube.
Und es sagte darauf gerührt der menschliche Hauswirth:
Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden!
Ungern würd' ich sie seh'n: mich schmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem ersten Bericht so großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unserm Ueberfluß, daß nur
Einige würden gestärkt, und schienen uns selber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beschleichet die Furcht gar bald die Herzen des Menschen,
Und die Sorge, die mehr als selbst mir das Uebel verhaßt ist.
Tretet herein in den hinteen Raum, das kühlere Sälchen,
Nie scheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier ist nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umsummen die Gläser.
Und sie gingen dahin und freuten sich Alle der Kühlung.
Sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines
In geschliffener Flasche auf blankem zinnernen Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rheinweins. —

117. Der getreue Eckart.

„O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus

Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran, und sie finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."

So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Hulden, sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold, die Unholden."

Gesagt so geschehn! und da naht sich der Graus,
Und sehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampt es auf's Beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut.""
„Nein, keineswegs, Alles geht herrlich und gut;
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth, und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit den Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt;
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug,
Ein Jedes den Eltern bescheiden genug,
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe, man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder es dauert zum morgenden Tag;
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht,
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut:
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

———o———

Schiller.

118. Aus: Wallenstein's Lager.

(Scene im Wallenstein'schen Lager vor der Stadt Pilsen in Böhmen. Wachtmeister, zwei Jäger, Trompeter, dann Marketenderin u. s. w. Das 16. Jahr des Krieges.)

Erster Jäger.

Sieh! Sieh!
Da treffen wir lustige Compagnie.

Trompeter.

Was für Grünröck' mögen das sein?
Treten ganz schmuck und stattlich ein.

Wachtmeister.

Sind Holkische Jäger; die silbernen Tressen
Holten sie sich nicht auf der Leipziger Messen.

Marketenderin (kommt und bringt Wein).

Glück zur Ankunft, ihr Herr'n!

Erster Jäger.

Was? der Blitz!
Das ist ja die Gustel aus Blasewitz!

Marketenderin.

I freilich! Und er ist wohl gar der Mußjö,
Der lange Peter aus Itzehö?
Der seines Vaters goldne Füchse
Mit unserm Regiment hat durchgebracht
Zu Glückstadt in einer lustigen Nacht?

Erster Jäger.

Und die Feder vertauscht mit der Kugelbüchse.

Marketenderin.

Ei! da sind wir alte Bekannte!

Erster Jäger.

Und treffen uns hier im böhmischen Lande.

Marketenderin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort —
Wie einen der rauhe Kriegsbesen
Fegt und schüttelt von Ort zu Ort;
Bin indeß weit herum gewesen

Erster Jäger.

Will's ihr glauben! Das stellt sich dar.

Marketenderin.

Bin hinauf bis nach Temeswar
Gekommen mit dem Bagagewagen,
Als wir den Mansfelder thäten jagen.
Lag mit dem Friedländer vor Stralsund,
Ging mir dorten die Wirthschaft zu Grund.
Zog mit dem Succurs vor Mantua,
Kam wieder heraus mit dem Feria,
Mit einem spanischen Regiment
Hab' ich einen Abstecher gemacht nach Gent.

Jetzt will ich's im böhmischen Lande probiren,
Alte Schulden einkassiren —
Ob mir der Fürst hilft zu meinem Geld.
Und das dort ist mein Marketenderzelt.
(Die Soldaten trinken.)

Jäger (zum Wachtmeister und Trompeter).
Euch zur Gesundheit, meine Herr'n!
Laßt uns hier ein Plätzchen nehmen.
(Jäger, Wachtmeister, Trompeter beisammen.)

Wachtmeister.
Wir danken schön. Von Herzen gern.
Wir rücken zu. Willkommen in Böhmen!

Erster Jäger.
Ihr sitzt hier warm. Wir, in Feindes Land,
Mußten derweil uns schlecht bequemen.

Trompeter.
Man sollt's Euch nicht ansehn, Ihr seid galant.

Wachtmeister.
Ja, ja, im Saalkreis und auch in Meißen
Hört man Euch Herr'n nicht besonders preisen.

Zweiter Jäger.
Seid mir doch still! Was will das heißen?
Der Kroat es ganz anders trieb;
Uns nur die Nachlese' übrig blieb.

Trompeter.
Ihr habt da einen sauberen Spitzen
Am Kragen, und wie Euch die Hosen sitzen!
Die feine Wäsche, der Federhut!
Was das Alles für Wirkung thut!
Daß doch den Burschen das Glück soll scheinen!
Und so was kommt nie an unser Einen!

Wachtmeister.
Dafür sind wir des Friedländers Regiment;
Man muß uns ehren und respektiren.

Erster Jäger.
Das ist für uns Andre kein Kompliment,
Wir eben so gut seinen Namen führen.

Wachtmeister.
Ja, Ihr gehört auch so zur ganzen Masse.

Erster Jäger.
Ihr seid wohl von einer besondern Rasse?
Der ganze Unterschied ist in den Röcken,
Und ich ganz gern mag in meinem stecken.

Wachtmeister.
Herr Jäger, ich muß Euch nur bedauern,
Ihr lebt so draußen bei den Bauern;
Der feine Griff und der rechte Ton,
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person.

Erster Jäger.

Sie bekam Euch übel, die Lection.
Wie er räuspert, und wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist,
Sich nicht auf der Wachtparade weist.

Zweiter Jäger.

Wetter auch! Wo ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd,
Und machen dem Namen keine Schande —
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Querfeld ein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
Sie kennen das Holkische Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündfluth, so sind wir da —
Wie die Feuerflamme bei dunkler Nacht
In die Häuser fähret, wenn Niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Flucht,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Fragt nach, ich sag's nicht, um zu prahlen;
In Bayreuth, im Voigtland, in Westfalen,
Wo wir nur durchgekommen sind,
Erzählen Kind und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren.
Von dem Holk noch und seinen Scharen.

Wachtmeister.

Nun, da sieht man's! Der Saus und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der feine Blick.

Erster Jäger.

Die Freiheit macht ihn! Mit Euren Fratzen!
Daß ich mit Euch soll darüber schwatzen.
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Daß ich die Frohn und die Galeere,
Die Schreibstub' und ihre engen Wände
In dem Feldlager wiederfände?
Flott will ich leben und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
D'rum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.
Führt mich in's Feuer frisch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein,
Der dritte Mann soll verloren sein;
Werde mich nicht lange sperren und zieren. —

Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter inkommodiren.

Wachtmeister.

Nu, nu, verlangt Ihr sonst nichts mehr?
Das ließ sich unter dem Wamms da finden.

Erster Jäger.

Was war das nicht für ein Plagen und Schinden
Bei Gustav, dem Schweden, dem Leuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager,
Ließ Betstunde halten, des Morgens gleich
Bei der Reveille und beim Zapfenstreich.
Und wurden wir manchmal ein wenig munter,
Er kanzelt' uns selbst wohl vom Gaul herunter.

Wachtmeister.

Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

Erster Jäger.

So ritt ich hinüber zu den Liguisten,
Sie thäten sich just gegen Magdeburg rüsten.
Ja, das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, loser ging,
Wahrhaftig, der Spaß war nicht gering,
Denn der Tilly verstand sich auf's Commandiren.
Dem Soldaten ließ er Vieles passiren,
Und ging's nur nicht aus seiner Kassen,
Sein Spruch war: leben und leben lassen.
Aber das Glück blieb ihm nicht stät, —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles bei uns gerieth in's Stecken;
Wo wir erschienen und pochten an,
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.
Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Respekt war eben fort —
Da nahm ich Handgeld von den Sachsen,
Meinte, da müßte mein Glück recht wachsen.

Wachtmeister.

Nun, da kamt Ihr ja eben recht
Zur böhmischen Beute!

Erster Jäger.

Es ging mir schlecht.
Sollten da strenge Mannszucht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mußten des Kaisers Schlösser bewachen,
Viel Umständ' und Complimente machen,
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach nur ein halbes Herz,
Wollten's mit Niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben,

Und ich wär' bald vor Ungeduld
Wieder heimgelaufen zum Schreibepult,
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben lassen.

Wachtmeister.

Und wie lange denkt Ihr's hier auszuhalten?

Erster Jäger.

Spaßt nur! So lange Der thut walten,
Denk' ich Euch, mein Seel'! an kein Entlaufen.
Kann's der Soldat wo besser kaufen? —
Da geht Alles nach Kriegessitt',
Hat Alles 'nen großen Schnitt,
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untersten Reiter mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Darf über den Bürger kühn wegschreiten,
Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt.
Es ist hier wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch Alles thut bedeuten;
Da giebt's nur Ein Vergehn und Verbrechen:
Der Ordre fürwitzig widersprechen.
Was nicht verboten ist, das ist erlaubt;
Da fragt Niemand, was Einer glaubt.
Es giebt nur zwei Dinge überhaupt:
Was zur Armee gehört und nicht;
Und nur der Fahne bin ich verpflicht't.

Wachtmeister.

Jetzt gefallt Ihr mir, Jäger! Ihr sprecht
Wie ein Friedländischer Reiterknecht.

Erster Jäger.

Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt!
Es ist ihm nicht um des Kaisers Dienst;
Was bracht' er dem Kaiser für Gewinnst?
Was hat er mit seiner großen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt anstecken und entzünden,
Sich Alles vermessen und unterwinden —

Trompeter.

Still, wer wird solche Worte wagen!

Erster Jäger.

Was ich denke, das darf ich sagen.
Das Wort ist frei, sagt der General.

Wachtmeister.

So sagt' er, ich hört's wohl einige Mal,
Ich stand dabei. „Das Wort ist frei,

Die That ist stumm, der Gegorsam blind" —
Dies urkundlich seine Worte sind.

Erster Jäger.

Ob's just seine Wort' sind, weiß ich nicht;
Aber die Sach' ist so, wie er spricht.

Zweiter Jäger.

Ihm schlägt das Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bei Andern pflegt zu geschehen.
Der Tilly überlebte seinen Ruhm.
Doch unter des Friedländers Kriegspanieren
Da bin ich gewiß, zu victorisiren.
Er bannet das Glück, es muß ihm stehen.
Wer unter seinem Zeichen thut fechten,
Der steht unter besonderen Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält.

Wachtmeister.

Ja, daß er fest ist, das ist kein Zweifel.
Denn in der blut'gen Affair' bei Lützen
Ritt er Euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchgelöchert von Kugeln war sein Hut;
Durch den Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren;
Konnt' ihm Keiner die Haut nur ritzen,
Weil ihn die hölliſche Salbe thät schützen.

Erster Jäger.

Was wollt Ihr da für Wunder bringen?
Er trägt ein Koller von Eselshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeister.

Nein, es ist die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zauberſprüchen gekocht und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeister.

Sie sagen, er les' auch in den Sternen
Die künft'gen Ding', die nahen und fernen;
Ich weiß aber besser, wie's damit ist.
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Frist
Durch verschlossene Thüren bei ihm einzugehen,
Die Schildwachen haben's oft angeschrien,
Und immer was Großes ist drauf geschehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erschien.

Zweiter Jäger.

Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das lustige Leben!

119. Aus: „Wallenstein's Tod."

(Wallenstein mit sich selbst redend.)

Wär's möglich? Könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht,
Nicht die Versuchung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung hin die Mittel mir gespart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —
Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschloss'ne Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's Unrecht, an dem Gaukelbilde mich
Der königlichen Hoffnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh' ich plötzlich mich geführt?
Bahnlos liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend hemmt!

(Er bleibt tiefsinnig stehen.)

Strafbar erschein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag, nicht von mir wälzen:
Denn mich verklagt der Doppelsinn des Lebens,
Und — selbst der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, schlimmdeutend, mir vergiften.
War ich, wofür ich gelte, der Verräther:
Ich hätte mir den guten Schein gespart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie gelieh'n. Der Unschuld,
Des unverführten Willens mir bewußt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft —
Kühn war das Wort, weil es die That nicht war.
Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn,
Weitsehend, planvoll mir zusammenknüpfen
Und, was der Zorn, und was der frohe Muth
Mich sprechen ließ im Ueberfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe nun vereinen
Und eine Klage furchtbar draus bereiten,
Dagegen ich verstummen muß. So hab' ich
Mit eignem Netz verderblich mich verstrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reißend lösen.

(Wiederum stille stehend.)

Wie anders, da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die, rauh gebietend

Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heischt!
Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.
In meiner Brust war meine That noch mein;
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Boden,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tück'schen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

(Er macht heftige Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder sinnend stehen.)

Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's
Auch redlich selbst bekannt? Du wirst die Macht,
Die ruhig sicher thronende, erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit festbegründet ruht,
Die an der Völker frommen Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der Kraft;
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag ich's,
Den ich kann sehen und in's Auge fassen,
Der selbst voll Muth, auch mir den Muth entflammt.
Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschenbrust mir widersteht,
Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
Nicht, was lebendig, kraftvoll sich verkündigt,
Ist das gefährlich Furchtbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
Was immer war und immer wiederkehrt.
Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' Dem, der an den würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das theure Erbstück seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze, und du wohnst im Recht,
Und heilig wird's die Menge dir bewahren.

(Zu dem Pagen, der hereintritt.)

Der schwed'sche Oberst? Ist er's? Nun, er komme!

(Page geht. Wallenstein hat den Blick nachdenkend auf die Thüre geheftet).

Noch ist sie rein — noch! Das Verbrechen kam
Nicht über diese Schwelle noch — So schmal ist
Die Gränze, die zwei Lebenspfade scheidet!

———o———

120. Aus „Maria Stuart."

(Maria tritt in schnellem Lauf hinter Bäumen hervor. Hanna Kennedy folgt langsam.)

Kennedy. Ihr eilet ja, als wenn ihr Flügel hättet:
So kann ich Euch nicht folgen, wartet doch!

Maria. Laß mich der neuen Freiheit genießen,
Laß mich ein Kind sein — sei es mit —
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten, geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniß entstiegen?
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen
Trinken die freie, die himmlische Luft.

Kennedy. O meine theure Lady! Euer Leben
Ist nur um ein klein Weniges erweitert.
Ihr seht nur nicht die Mauer, die uns einschließt,
Weil sie der Bäume dicht Gesträuch versteckt.

Maria. O Dank, Dank diesen freundlichgrünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen:
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsschoß?
Die Blicke, frei und fesselos,
Ergehen sich in ungemess'nen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen
Fängt meines Reiches Gränze an
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.
Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit Euch wanderte, mit Euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden:
Ach, ich hab' keinen andern Gesandten!
Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan.

Kennedy. Ach, theure Lady! Ihr seid außer Euch.
Die langersehnte Freiheit macht Euch schwärmen.

Maria. Dort legt ein Fischer den Nachen an.
Dies elende Werkzeug könnte mich retten,
Brächte mich schnell zu befreundeten Städten.
Spärlich nährt es den dürftigen Mann.
Beladen wollt ich ihn reich mit Schätzen,
Einen Zug sollt er thun, wie er keinen gethan,
Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen,
Nähm' er mich ein in den rettenden Kahn.

121. Aus dem Trauerspiel „Die Jungfrau von Orleans.“

Johanna (allein).

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stille Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf Euch wandeln,
Johanna sagt euch ew g Lebewohl!
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühle Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder.
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze allgemeiner stillen Freuden,
Euch lass' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer, auf der Haiden!
Ihr seid jetzt eine hirtenlose Schaar!
Denn eine andre Heerde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen,
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn, der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isais,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen,
Der stets den Hirten gnädig sich erwies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.“

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust!
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Dir blüht kein liebli h Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.“

„Denn, wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrein und deinen König krönen!“

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen :
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
In's Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm :
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen.

———o———

122. Chöre aus dem Trauerspiel: „Die Braut von Messina."

Durch die Straßen der Städte,
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück —
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen,
Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch Keinen hat es verschont;
Die unerwünschte,
Schmerzliche Botschaft,
Früher oder später
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.
(Veranger.)

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts, was den Menschen entsetze!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band.
In sein stygisches Boot
Rasset der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!
(Cajetan.)

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

Aber auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz!

Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!
Und auch der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle,
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in dem Lebensgewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;
Nimmer in seinem stillen Asyle
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Pest die erhabenen Orte fliehet;
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach.

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

---

123. Aus „Wilhelm Tell."

Gertrud. Dir grollt der Landvogt, möchte gern dir schaden,
Denn du bist ihm ein Hinderniß, daß sich
Der Schwyzer nicht dem neuen Fürstenhaus
Will unterwerfen, sondern treu und fest
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —

Er ist dir neidisch, weil du glücklich wohnst,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erbe,
— Denn er hat keins. Vom Kaiser selbst und Reich
Trägst du dies Haus zu Lehn; du darfst es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt.
Er ist ein jüngrer Sohn nur seines Hauses;
Nichts nennt er sein als seinen Rittermantel:
Drum sieht er jedes Biedermannes Glück
Mit scheelen Augen gift'ger Mißgunst an.
Dir hat er längst den Untergang geschworen —
Noch stehst du unversehrt. — Willst du erwarten,
Bis er die böse Lust an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher. Was ist zu thun?

Gertrud. So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwyz sich alle Redlichen beklagen
Ob dieses Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß sie dort drüben auch
In Unterwalden und im Urner Land
Des Dranges müd' sind und des harten Jochs —
Denn, wie der Geßler hier, so schafft es frech
Der Landenberger drüben überm See —
Es kommt kein Fischerkahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Vögten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß euer Etliche,
Die's redlich meinen, still zu Rathe gingen
Wie man des Drucks sich möcht' erledigen:
So acht' ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen
Und der gerechten Sache gnädig sein —
Hast du in Uri keinen Gastfreund, sprich,
Dem du dein Herz magst redlich offenbaren?

Stauffacher. Der wackern Männer kenn' ich viele dort
Und angesehen große Herrenleute,
Die mir geheim sind und gar wohl vertraut.
(Er steht auf.)
Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckst du mir in der stillen Brust! Mein Innerstes
Kehrst du an's Licht des Tages mir entgegen,
Und was ich mir zu denken still verbot,
Du sprichst's mit leichter Zunge kecklich aus.
— Hast du auch wohl bedacht, was du mir räthst?
Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen
Rufst du in dieses friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein schwaches Volk von Hirten,
In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur ist's, worauf sie warten
Um loszulassen auf dies arme Land

Die wilden Horden ihrer Kriegesmacht,
Darin zu schalten mit des Siegers Rechten
Und unterm Schein gerechter Züchtigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud. Ihr seid auch Männer, wisset eure Art
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher. O Weib! Ein furchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg: die Heerde schlägt er und den Hirten.

Gertrud. Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher. Dies Haus erfreut dich, das wir neu erbauten;
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud. Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand würf' ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher. Du glaubst an Menschlichkeit. Es schont der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud. Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher. Wir Männer können tapfer fechtend sterben;
Welch Schicksal aber wird das eure sein?

Gertrud. Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen:
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

Stauffacher (stürzt in ihre Arme). Wer solch ein Herz an seinen Busen drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freuden fechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich stehnden Fußes gleich.
Dort lebt ein Gastfreund mir, Herr Walter Fürst,
Der über diese Zeiten denkt wie ich.
Auch find' ich dort den edlen Bannerherrn
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen Beiden pfleg' ich Rath, wie man
Der Landesfeinde muthig sich erwehrt.

124. Monolog aus „Wilhelm Tell."

Tell (mit der Armbrust.)

Durch diese hohle Gasse muß er kommen:
Es führt kein and'rer Weg nach Küßnacht — Hier
Vollend' ich's — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach' deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — das Geschoß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt:
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt. —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Beschützen, Landvogt! — Da, als ich den Bogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teuflischer Lust
Mich zwangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich unmächtig flehend rang vor dir:
Damals gelobt' ich mir in meinem Innern
Mit furchtbar'm Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines n ä c h s t e n Schusses e r s t e s Ziel
Dein Herz sein sollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllenqualen,
Ist eine heil'ge Schuld: ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Greuels straflos zu erfrechen:
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod, jetzt mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch d i r soll es nicht widerstehn — Und du,
Vertraute Bogensehne, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlass' mich nicht im fürchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil beflügelt —
Entränn' er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

(Wanderer ziehen über die Scene.)

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet —
Denn hier ist keine Heimath — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz — Hier geht

Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
Der Säumer mit dem schwerbeladnen Roß,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt an's End' der Welt. —
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!
(Setzt sich.)
Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wiederkam:
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch Etwas
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wandrer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Waidwerk nach:
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
— Und doch an e u ch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheidigen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.
(Steht auf.)
Ich laure auf ein edles Wild — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrießen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Wagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich anleimt mit dem eignen Blut,
— Um ein armselig Gratthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.
Mein ganzes Leben lang hab' ich den Bogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschießen — Aber heute will ich
Den M e i s t e r s c h u ß thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen.

———o———

125. Göthe's Alter.

Die sogenannten Romantiker, die im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich herrschten, erkannten in Göthe ihren Meister und dichteten nach seinem Vorbild. Dieser aber mißbilligte ihre zu große Hinneigung zur Alterthümelei und Frömmelei und widmete sich nun mehr der Kunst und Wissenschaft. Seine darauf bezüglichen Ansichten

und Forschungen legte er in den „Propyläen“ und in der Zeitschrift „Kunst und Alterthum“ und in seinen Aufsätzen über Naturkunde nieder. Er versetzte sich in die schöne Zeit der Vergangenheit und lieferte in seiner mit unübertrefflicher Kunstvollendung verfaßten Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“ vortreffliche Beiträge zur Erkenntniß der Sitten- und Literaturgeschichte, der Personen und Zustände der früheren Jahre. Dieses interessante Werk führt uns hauptsächlich den Bildungsgang der Göthe'schen Jugendzeit vor die Seele.

In dem durch Vollendung der Form und durch Plan und Regelmäßigkeit in Anlage und Ausführung ausgezeichneten Roman die „Wahlverwandtschaften“ lieferte Göthe ein Meisterstück der neuen Novellenliteratur. Dagegen huldigte er in den kleinen Erzählungen, die als „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ erschienen und harmonische Einrichtungen in der menschlichen Gesellschaft anstrebten, dem Märchengeschmack und dem Gefallen am Geheimnißvollen und unklar Empfundenen. Für die Freiheitsbestrebungen der deutschen Jugend während der Zeit seines betagten Alters fehlte ihm ebensowohl die Sympathie wie in früheren Jahren für die Revolutionsbegeisterung. Noch kurz zuvor, ehe er als drei und achtzigjähriger Greis in's Grab stieg (den 22. März 1832), übergab er der Nation den zweiten Theil des „Faust“, (dessen schon früher No. 93 Erwähnung geschah.)

126. Dichtergruppen.

An die besprochenen Bannerträger der deutschen Literatur der neuen Zeit reihen sich an als Nachfolger

1. Klopstock's: Lavater, Jung-Stilling, Kretschmann, v. Gerstenberg, Schubart, Geßner, Matthison, Gaudenz v. Salis, der Hainbund oder der Göttinger Dichterbund, als deren Mitglieder und Verwandte namentlich Bürger, Hölty, die beiden Stolberg, Voß, Claudius, Miller und Göckingk gelten;
2. Lessings: Nicolai, Engel, Iffland, Kotzebue.
3. Wieland's: Gotter, Alzinger, Müller, Blumauer, Heinse, Thümmel;
4. Herder's: v. Hippel, Lichtenberg; Jean Paul Fr. Richter, E. Th. W. Hoffmann, Langbein, E. Wagner, F. A. Krummacher;
5. Göthe's und Schiller's: Klinger, Maler Müller, die Romantiker, unter diesen namentlich die beiden Schlegel, Novalis (Friedr. v. Hardenberg), Tieck, Arnim, Brentano, Tiedge und Fouqué, Chamisso; und die Vaterlandsdichter M. v. Schenkendorf, Th. Körner und M. Arndt.

Klopstock's Nachfolger:

127. Lavater, Jung-Stilling.

J. Kaspar Lavater, geb. 1741 zu Zürich, zeigte schon früh große Neigung zu religiöser Beschaulichkeit und entschied sich daher schon

in seinem zehnten Jahre für den geistlichen Stand. Unter Bodmer's und Breitinger's Leitung entfaltete sich sein Talent überraschend schnell. Später wirkte er als Geistlicher in seiner Vaterstadt, schriftstellerte und correspondirte mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit. Bei dem zweiten Einzug der Franzosen daselbst 1799 wurde er von einem unbekannten Soldaten durch einen Flintenschuß verwundet, an dessen Folgen er 1801 starb.

Lavater, durch Klopstock zum christlichen Dichter angeregt, vereinigte in sich die merkwürdigsten Gegensätze, die in seiner schrankenlosen Phantasie und in seiner tiefen Gemüthlichkeit ihren Vereinigungspunkt und ihre Erklärung finden. Er war wahrhaft genial und besaß ein großes poetisches Talent, aber seine überwallende Phantasie riß ihn über alle Schranken der Schönheit und Wahrheit. Seine Schwärmerei ließ ihn an Wunder glauben und seine physiognomischen Beobachtungen, die er für unfehlbar hielt, waren absonderlich und unhaltbar. Natürlich konnte es ihm an Gegnern nicht fehlen, Wieland verspottete sein „Tagebuch", Lichtenberg seine Proselytenmacherei und sein berühmtestes Werk über Physiognomik. Doch war Lavater ein treuer Seelsorger, ein Wohlthäter der Armen und ein redlicher Freund seines Vaterlandes und der Freiheit. Ihm geistesverwandt war

J. H. Jung, genannt Stilling. Derselbe war in Verhältnissen geboren und aufgewachsen, die ihn zum Geheimnißvollen und zur Frommelei hinzogen. Die lateinische Schule, auf die ihn sein Vater (Schulmeister und Schneider) geschickt, mußte er wegen der Armuth seines Vaters wieder verlassen; er erlernte nun das Schneiderhandwerk ebenfalls und verwaltete nebenbei eine Schule. Im J. 1770 aber ging er, um Medizin zu studiren nach Straßburg, freilich ohne alle Mittel, aber im Vertrauen auf Gott. Dort lernte er Göthe und Herder kennen. Im J. 1772 ließ er sich in Elberfeld als Arzt nieder, wo er sich bald durch seine glücklichen Augenoperationen einen großen Ruf erwarb. Nachdem er sich in verschiedenen Stellungen befunden, berief ihn der Kurfürst von Baden nach Heidelberg, unter der alleinigen Anforderung, durch Briefwechsel und Schriftstellerei Religion und praktisches Christenthum zu befördern. Im J. 1806 zog er nach Karlsruhe, wo er im Jahre 1817 starb.

Seine Schriften sind sehr zahlreich und wurden seiner Zeit mit großem Beifall aufgenommen. Ihr mystischer Inhalt ist bereits in den Titeln „Scenen aus dem Geisterreiche", „Theorie der Geisterkunde" u. s. w. deutlich genug angezeigt. Seine besten Erzeugnisse sind die Romane, unter die auch seine Selbstbiographie, besonders soweit sie seine Jugend betrifft, füglich gerechnet werden kann.

128. Kretschmann. Schubart.

An den deutschen Elementen der Klopstock'schen Poesie entzündete sich der Geist oder Ungeist der sogenannten Barden, als deren Hauptrepräsentant Karl Friedrich Kretschmann (1738—1809) zu

betrachten ist. Kretschmann nannte sich den Barden Rhingulf und besang als solcher die Hermannsschlacht und Hermann's Tod in Liedern, die er nach Klopstock Bardieten nannte, und mit hohlen Phrasen und gewaltigen Kraftworten spickte. Der Jesuit Denis (1729—1800) drechselte nach Ossian und Klopstock seine Bardenlieder, die Kästner „rasende Prosa" titulirt. Außer den Genannten trat noch eine ziemliche Anzahl „Barden" auf, welche zusammen das sprichwörtlich gewordene „Bardengebrüll" anstimmten.

Eben zu diesem Heer gehört G. W. v. Gerstenberg (1737—1823), der in seiner Schauertragödie „Ugolino" wohl das Gräßlichste gab, was jemals die Dichtung aufgewiesen, und in seiner Cantate „Ariadne auf Naxos" den empfindsamen Seelen jener Zeit ein Lieblingsprodukt lieferte.

Christoph Daniel Fried. Schubart (1739—1794), seiner Zeit einer der populärsten Dichter, steht zwischen Klopstock und Wieland hinsichtlich der Darstellung und hatte durch seinen rücksichtslosen Freiheitssinn einen gewaltigen Einfluß auf die politische Erweckung des deutschen Volks. Er hatte dafür durch lange Gefangnißhaft zu büßen, wie auch sein Landsmann und Zeitgenosse, W. L. Weckherlin, der Verfasser des „grauen Ungeheuers", einer revolutionären Zeitschrift.

———o———

129. Geßner. Matthison. Salis.

Die Naturdichter, welche zunächst durch Bodmer angeregt wurden, nahmen die weichen Elemente der Klopstock'schen Poesie auf und stellten das Empfindsame, das Wehmüthige und Schwermüthige, dar. Bekannt ist vor allen der Idyllendichter Salomon Geßner (1736—1787), dessen Naturschilderungen lange Zeit für fast unerreichbare Muster galten, doch in der That zu süßlich und weich sind und der Wahrheit allzusehr entbehren.

Die Gedichte Friedr. Matthison's (1761—1831) sind Naturschilderungen von größerer Wahrheit und haben sich länger als Geßner's Idyllen des Beifalls erfreut. Ihre Kraft besteht besonders darin, daß sie in dem Leser dieselben Empfindungen erwecken, welche der Anblick der geschilderten Landschaft hervorruft.

Joh. Gaudenz Freiherr v. Salis-Seewis (1762—1834) ist ein Naturschilderer wie der Vorige, von gleicher Wahrheit, legt aber mehr Kraft als jener in seine Schilderungen.

———o———

(Matthison.)

Der Alpenwanderer.

1. Des Wandrers Tritte wanken
Auf schmaler Kieselbahn
Durch wildverschlungne Ranken
Den Fichtenberg hinan.

Wie bebt des Waldstrom's Brücke,
Der tosend sich ergeußt,
Und Bäum' und Felsenstücke
Jäh in die Tiefe reißt.

2. Jetzt flieht die Nacht der Wipfel;
Verklärt vom Sonnenstrahl
Gränzt an beschneite Gipfel
Ein grünes Zauberthal.
Hier bliebe wonnebebend,
Selbst Haller's Muse stumm,
Wie groß, wie seelenhebend!
Hier ist Elysium!

3. Hier, wo ein reiner Aether
Um Götterhaine fließt
Aurora's Licht sich röther
Auf hellres Grün ergießt;
Wo Freiheit in den Hütten
Bei frommer Einfalt wohnt;
Und Kraftgefühl die Sitten
Des goldnen Alters lohnt.

4. Hier, wo die Heerde läutend
Im Blumengraje geht,
Und, Wohlgeruch verbreitend,
Die Bergluft milder weht;
Wo, von der Genziane
Und Anemon' umblüht,
Auf seidnem Rasenplane
Die Alpenrose glüht;

5. Hier, wo die Seele stärker
Des Fittigs Hülle dehnt,
Hoch über Erd' und Kerker
Empor zu schweben wähnt;
Geläuterter und freier
Der Sinnenwelt entflieht,
Und schon im Aetherschleier
An Lethens Ufern kniet.

6. Doch, ach! der Zauber schwindet
Des Traumgotts Bildern gleich;
Der enge Steinpfad windet
Sich zwischen Felsgesträuch;
Wild starren, matt vom Schimmer
Der Abendsonn' erhellt,
Gestürzter Berge Trümmer,
Wie Trümmer einer Welt.

7. Im hohen Raum der Blitze
Wälzt die Lawine sich;
Es kreischt im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Durchdonnert, wie die Hölle
In Aetna's Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispalast.

8. Hier dämmern schwarze Gründe
Wo nie ein Blümchen lacht,
Dort bergen grause Schlünde
Des Chaos alte Nacht;
Und wilder, immer wilder
Schwingt sich der Pfad empor;
Bleich wallen Todesbilder
Aus jeder Kluft hervor.

9. Kalt wehn des Grabes Schrecken
Wo dräuend der Granit,
In kühn gethürmten Blöcken,
Den Abgrund übersieht.
Erzürnte Fluthen brausen
Tief unter morschem Steg
Und Grönlands Lüfte sausen
Am hochbeschneiten Weg.

10. Der Wandrer starrt vom Eise,
Sein Odem friert zu Schnee,
Ein Glöckchen, dumpf und leise,
Tönt fern am Alpensee.
Der Hohlweg senkt sich tiefer,
Durch Felsennacken blickt
Des Klosters dunkler Schiefer,
Mit weißem Kreuz geschmückt.

(Salis-Seewis.)

Lied zu einer Wasserfahrt.

1. Wir rufen vom Wasser gewiegt,
Im Kreise vertraulich und enge;
Durch Eintracht, wie Blumengehänge
Verknüpft und in Reihen gefügt
Uns sondert von lästiger Menge
Die Fluth, die den Nachen umschmiegt.

2. So gleiten, im Raume vereint,
Wir auf der Vergänglichkeit Wellen,
Wo Freunde sich innig gesellen
Zum Freunde, der redlich es meint!
Getrost, weil die dunkelsten Stellen
Ein Glanz aus der Höhe bescheint.

3. Ach! trüg' uns die fährliche Fluth
Des Lebens so friedlich und leise!
O drohte nie Trennung dem Kreise,
Der, sorglos um Zukunft, hier ruht!
O nähm' uns am Ziele der Reise
Elysiums Busen in Huth!

4. Verhallen mag unser Gesang,
Wie Flötenhauch schwinden das Leben;
Mit Jubel und Seufzern verschweben
Des Daseins zerfließender Klang!
Der Geist wird verklärt sich erheben,
Wenn Lethe sein Fahrzeug verschlang.

———o———

130. Der Hainbund.

Eine Anzahl begeisterter Jünglinge schlossen im Jahre 1772 auf der Universität Göttingen einen Bund der Freundschaft, Dichtung und Tugend. Mittelpunkt derselben war Joh. Heinr. Voß aus Mecklenburg. Sie bestrebten sich in Klopstock's Geiste und nach dem Vorbilde Shakespeare's und der Griechen eine neue Aera zu begründen, indem sie alles Alte, Abgelebte, Undeutsche, Schwächliche, Unwahre bekämpften. So waren sie auch Gegner der Gedichte Wieland's und seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit.

Die Bedeutung des Bundes an sich geht über eine gewöhnliche jugendliche Spielerei nicht hinaus, die Anregung aber, welche von demselben theils für die Mitglieder selbst, theils für die Poesie überhaupt ausging, war von nicht geringer Wichtigkeit. Der Hainbund läßt sich wohl als eine Pflanzschule Klopstock's betrachten, aus welcher der Same, den er ausgestreut, auf den verschiedensten Boden getragen wurde, so daß eine Fülle der mannigfaltigsten Blüthen aus diesem Sinne hervorwuchs.

Die Eigenthümlichkeiten der Klopstock'schen Sinnes- und Dichtungsweise legten sich hier in einer Reihe von sehr verschiedenen Individuen einzeln zu Tage und gleichsam auseinander, von der schwärmerischen Freundschaft und dem spielenden Bardenwesen bis zu der weichlichen Empfindelei auf der einen und dem strengen Studium der Griechen auf der andern Seite. Das Organ des Bundes war der Göttinger Musenalmanach, der übrigens nicht ausschließlich demselben diente, sondern auch Beiträge von Klopstock und Göthe in sich faßte.

———o———

131. Bürger.

Gottfried Aug. Bürger (1747—1794) aus dem Halberstädtischen, gehörte dem Hainbunde nur gleichsam als ein Verwandter an und stellte sich auch Wieland nicht so schroff entgegen, wie die übrigen Glieder desselben. Bürger besaß Alles, was zu einem Volksdichter gehört: Leichtigkeit der Darstellung, Gefügigkeit und Gefälligkeit der Erzählung, besonders aber einen Wohllaut der Sprache und einen Fluß der Verse, wie sie selbst in vielen Dichtungen unserer größten Meister nicht angetroffen werden. Daher wurde er bald einer der populärsten

Dichter, welche unsere gesammte Literaturgeschichte aufweisen kann. Seine Balladen und Romanzen waren sofort im Herzen des deutschen Volkes; besonders die „Lenore", das „Lied vom braven Mann", der „Kaiser und der Abt" und seine Sonetten sind noch immer trotz ihres hundertjährigen Alters bekannter, als die neueren. Leider zerstörten ein unsittliches Leben, gedrückte Verhältnisse, Armuth und Nahrungssorgen, drei durch Leidenschaft und Unbesonnenheit zerrüttete Ehebündnisse und Hang zu rohen Genüssen seine Anlagen und stürzten ihn kummervoll und frühe in's Grab.

———o———

Bürger:

Die Schatzgräber im 2. Lesebuch S. 62.

132. Das Lied vom braven Manne.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Heerde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf See'n und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
Der Sturz von tausend Wassern scholl;
Das Wiesenthal begrub ein See;
Des Landes Strom wuchs an und schwoll;
Hoch rollten die Wogen in ihrem Gleis,
Und wälzten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quadersteinen von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her;
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte ein Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner, o Zöllner! Entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' um's Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus.
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß;
Von beiden Ufern, hier und dort,
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler sammt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter, als Strom und Wind.

Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß
An beiden Enden, hier und dort,
Zerborsten und zertrümmert, schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich.
„Barmherziger Himmel! Erbarme dich!"

Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte Niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn' ihn, nenn ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! Braver Mann! Zeige dich!

Rasch galopirt ein Graf hervor,
Auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, der die Rettung der Armen wagt."

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann! Braver Mann! Zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

Und immer höher schwoll die Fluth,
Und immer lauter schnob der Wind;
Und immer tiefer sank der Muth.
O Retter! Retter! Komm geschwind!
Stets Pfeiler bei Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Halloh! Halloh! Frisch auf, gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.

Ein jeder hört's, doch jeder zagt;
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte, mit Weib und Kind,
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort,
Und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn, in Gottes Namen, sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an:
Doch wehe! der Nachen war allzuklein.
Der Retter von Allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum waren die Letzten im sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

Wer ist's, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

„Hier," rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch hab' ich satt.
Dem Zöllner werd' eu'r Gold zu Theil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"
So rief er, mit herzlichem Biederton,
Und wandte den Rücken, und ging davon.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solchen Muths sich rühmen kann,

Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

———o———

133. Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen gar schnurrig:
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade! sein Schäfer war klüger als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte:
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst;
Und öfter noch litt' er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er, mit reisigem Kriegesgeschwader,
In brennender Hitze des Sommers vorbei.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

„Ha!" dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde,
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's euch? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

Doch däucht mir daneben, euch plage viel Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile;
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit;
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid:

Zum ersten: Wenn hoch ich im fürstlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?

Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollt ihr, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So laß' ich euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'derf'täten,
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Facultäten,
Er bezahlte Gebühren und Sporteln vollauf;
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen, bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden, schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer am Felsenhang an.

„Herr Abt," sprach Hans Bendix, „was mögt ihr euch grämen?
Ihr schw.ndet ja wahrlich dah n, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sixchen! Es muß euch was angethan sein." —

„Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken,
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum er'ten: Wenn hoch er, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget im K.iser-Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel,

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen,
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

„Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen,
„Herr, gebt euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt er, mit Zepter und Kron', im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag sein?" —

„F r dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb ich, so sehr ihr auch pochet und prachert, —
Für euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt ihr doch wohl minder werth sein." —

„Hm," sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubt, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollt ihr berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran
In zwei Mal zwölf Stunden ist alles gethan.

„Ha," lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit W e n n und mit A b e r.
Der Mann, der das W e n n und das A b e r erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm' dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit W e n n und mit A b e r zu Haus!"

„Ihr denkt, ich sei der Abt von St. Gallen,"
„Ganz recht! Und das kann von der Wahrheit nicht fallen" —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer nur bin!" –

„Was Henker! du bist nicht der Abt von St. Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein:
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr' besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst q u i d J u r i s 1) verstehn!
Denn wenn man will ernten, so m$_{u}$ß man auch jä'n.

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen noch schreiben;
Auch kann ich kein sterbendes Wörtch$_{e}$n Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein."

„Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte demnach ein' andre Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

„Herr Kaiser, groß hab' ich soeben nichts nöthig:
Doch, seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, um ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.

„Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz wie den Kopf an der rechten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obendrein dir ein Panis=Brief 2) bescheert:

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod."

1) Was Rechtens ist. 2) Versorgung.

134. Hölty.

Eine ähnliche Beliebtheit beim Volke, wie Bürger, gewann Ludwig H. Christoph Hölty, (1748—1776) aus dem Hannöverischen, der frühverstorbene Dichter zarter Gefühle, süßer Träume und wehmüthiger Ahnungen. Die Sehnsucht nach reinem, ungetrübtem Naturgenuß, nach ländlicher Ruhe und Stille, nach einem ganz der Empfindung gewidmeten und in ihr aufgehenden Dasein und eine Melancholie der Todesahnung und Todessehnsucht finden in seinen Dichtungen den wahrsten Ausdruck. Allgemein bekannt ist sein „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" — und „Wer wollte sich mit Grillen plagen".

Der alte Landmann an seinen Sohn.

1. Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

2. Dann wirst du, wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben geh'n;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n,
Dem Tod in's Antlitz seh'n.

3. Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht ·
Dann singest d[illegible] bei'm Wasserkrug
Als wär' dir Wein gereicht.

4. Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh'.

5. Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht
Und wünscht sich nichts als Geld.

6. Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe kene Ruh',

7. Drum übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!

8. Dann suchen Enkel deine Gruft
Und weinen Thränen d'rauf;
Und Sonnenblumen, voll von Duft,
Blüh'n aus den Thränen auf!

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen
So lang' uns Lenz und Jugend blüh'n?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn in düstre Falten zieh'n?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben geh'n;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege steh'n.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!

135. Die beiden Stolberg. Voß.

Ein glückliches Bestreben, auf Klopstock's Spur weiter zu gehen und die antiken Formen noch inniger mit deutschem Geiste oder Gefühle zu vereinigen zeigte sich in den beiden Stolberg, nämlich Christian (1778—1821) und Friedrich Leopold (1750—1819), Grafen von Stolberg, sowie in Johann Heinr. Voß. Der jüngere, phantasiereichere Stolberg dichtete Oden und Hymnen, die den Klopstock'schen nicht nachstehen, schrieb aber später, als er im Widerwillen gegen „die religiöse Freigeisterei und den demokratischen Schwindel" 1800 mit seiner Familie zur katholischen Kirche übertrat, Werke religiösen Inhalts, die seinen beschränkten Glaubenseifer und seinen Hang zu geistiger Verfinsterung beurkunden. Bekannt sind die Gedichte „Süße, heilige Natur," „Sohn, hier hast du meinen Speer," die allgemein Anklang gefunden.

J. H. Voß (1751—1826), eine tüchtige, derb niederdeutsche Natur, war unter den Mitgliedern des Hainbundes mit der meisten Energie, wenn auch nicht mit dem bedeutendsten Dichtertalent ausgerüstet; er theilte mit seinen Genossen die Neigung zu ländlicher, das Stilleben schildernder Poesie und mit den meisten derselben die Richtung auf die klassischen Studien und deren Einführung in die deutsche Dichtkunst. Er drang in den Geist und das innere Wesen des antiken Lebens ein und erschloß durch seine meisterhafte Uebersetzung des Homer, Virgil und anderer griechischen und römischen Classiker der ganzen gebildeten Welt das Verständniß jener Dichter, in denen Kunst und Natur so harmonisch gepaart sind.

Seine Idyllen überragen weit die von Sal. Geßner, legen aber viel zu viel Gewicht auf die Schilderung der Behaglichkeit, eine gefährliche Tugend. Das höchste Entzücken der Lesewelt war längere Zeit die „Luise, ein ländliches Gedicht", das freilich ebenfalls den eben gerügten Tadel verdient.

Nach Heidelberg berufen, wo er bis zu seinem Tode lebte und wirkte, kämpfte er als ein Vorfechter für Licht, Wahrheit und echte Humanität ebensowohl gegen Alles, „was engherzig an Scholle, Zelle und Schule hängt, als was in's Weite ziellos ausschweift". Als nüchterner, besonnener Mann war er ein Feind aller Religionsschwärmerei und jeder Art von Fanatismus; darum brach er mit Stolberg, als dieser zur katholischen Kirche übertrat und schleuderte das schneidende Büchlein: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" gegen den Jugendfreund.

———o———

136. Aus „Luise", von Voß.

Als sie, das Linsenfeld und die bärtige Gerste durchwandelnd
Jetzo dem Hügel am See sich näherten, welcher mit dunkeln
Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken gekränzt war:
Blickte zum buschigen Ufer Luis' hinhorchend und sagte:
Still! es tönte mir dumpf, wie ein Ruderschlag, von dem Ufer!
Aber der muthige Karl, der voranlief, wandte sich rufend:
Hurtig! da seh' ich den Kahn! Nun gleitet er hinter das Schilfrohr!

Und mit geflügelten Schritten enteilten sie; kühlender Seewind
Hauchte zurück das Gewand, das die trippelnden Füße des Mägdleins
Rauschend umwallt', und es weht ihr geringeltes Haar von den Schultern.
Laut nun rief, und winkt' aus dem schwebenden Kahn der Pfarrer:
Ehrbar, Kinder, und sacht! Ihr lauft ja so rasch, wie die Hühnlein
Ueber den Hof, wenn die Magd an der Hausthür Futter umherstreut!
Heida! wie sauf't das Gesindel herab von dem höckrichten Abhang!
Töchterchen, geh' vorsichtig und strauchle mir nicht an den Wurzeln!
Also rief er, umsonst; sie entfloh'n unhemmbaren Schwunges.
Athmender harrten sie nun, bis der rauschende Kahn an dem Ufer
Landete; und: Willkommen! erscholl's, willkommen im Grünen!
Hinten hemmte der Knecht, an der Erl' im Wasser sich haltend.
Aber gestützt von der Hand des Jünglings, traten die Eltern
Ueber den wankenden Bord, auf den Sand voll Kiesel und Muscheln,
Wellig gestriemt von der Fluth, und umhüpft mit gehügeltem Seeschaum.
Hans auch entstieg, und knüpfte das hemmende Seil um den Baumstumpf.
Schmeichelnd küßte den Greis die blühende Tochter und fragte:
Vaterchen kommt ja so frühe vom Schlaf. Hat der häßliche Kater
Wieder gemaut? Ein Hühnchen beim Eierlegen gekakelt?
Oder Susanna zu laut mit dem Waffeleisen geklappert?
Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Soll ich dieses genau dir verkündigen, wie es gescheh'n ist?
Weder gemaut hat ein Kater, mein Kind, noch ein Hühnchen gekakelt,
Oder Susanna zu laut mit dem Waffeleisen geklappert.
Unser Gespräch und die Freude, mein Töchterchen, deines Geburtstags
Machte mein Herz unruhig. Wohlauf nun, Feuer gezündet!
Flink! und Kaffee gekocht! Die trautesten Kinder sind durstig!
Feuer sprach's; und in Eile gebot die verständige Hausfrau:
Trage mir, Hans, aus dem Kahne sogleich die Geräthe des Kochens
Neben den blühenden Genst. Dort zünden wir, denk' ich, das Feuer,
Daß uns nicht anwehe der Rauch. Hier aber am Vorland
Lagern wir uns im Schatten der alten Familienbuche,
Die vorlängst uns bekannt mit schon auswachsenden Namen.
Hier ist polsterndes Moos, hier sanft anathmende Kühlung.
Hier im Geräusche der Well' und des Schilfrohrs labt uns die Aussicht
Ueber den See nach dem Dorf und den Krümmungen fruchtbarer Ufer.
Holz nun, Kinder, gesucht! Wer fischen will, scheue kein Wasser!
Also die Frau; und sie selbst nicht thatlos, sammt dem Gemahle
Ging zum gepriesenen Quelle, der nachbarlich unten am Waldberg
Rieselte, lauter und frisch, wie am Lilienblatte der Frühthau:
Elfenborn in der Sag' umwohnender Hirten benamet;
Denn rings fabelte man, mit Elfinnen tanze der Bergelf
Dort nach leiser Musik im sprossenden Grase der Mainacht.
Doch seit Hans vor dem Jahre, das Fest der Luise zu feiern,
Heimlich den Sprudel getieft, und mit höherem Rasen umbordet,
Nennt ihn „Born der Luise" das Haus und die Freunde des Hauses.
Hierher kamen sie beid' und fülleten; diese des Kessels

Ehernen Bauch, und der Vater ein Glas mit erfrischendem Labsal.
Als nun jene den Hügel ereileten, welcher mit dunkeln
Tannen und hangendem Grün weißstämmiger Birken gekränzt war,
Fanden sie Kien und Reiser, und sammelten; dann zu dem Buchhain
Eilten sie, links im Thal, wo der Aest' ein unendlicher Abfall
Lag in Laub und Gesträuch, dem Hüttener Feu'rung des Winters.
Froh nun kehrten zum See die Beladenen. Aber der Hausknecht
Fing die sprühenden Funken des Stahls in schwammigen Zunder,
Faßt' ihn in trockenes Laub und schwang mit Gewalt, bis dem dickern
Qualm aufleuchtendes Feuer entloderte; häufte geschickt dann
Reiser und Kien, daß die Flamme das Holz durch, fröhlich des Harzes,
Knatterte, finstern Rauch seitwärts aufdampfend zum Himmel.
Jetzt, wo der Wind in die Gluth einsauste, stellt' er den Dreifuß,
Und den verschlossenen Kessel darauf, mit der Quelle des Waldes.
Wehend umleckt ihn die Loh', und es brauf't aussiedend der Kessel.
Aber das Mütterchen goß in die bräunliche Kanne den Kaffee
Aus der papiernen Tute, gemengt mit klärendem Hirschhorn,
Strömte die Quelle darauf, und stellt' auf Kohlen die Kanne,
Hingekniet, bis steigend die farbige Blase geplatzt war.
Schleunig anjetzt rief jene, das Haupt um die Achsel gewendet:
Setze die Tassen zurecht, mein Töchterchen; gleich ist der Kaffee
Gahr. Die Gesellschaft nimmt ja mit unserem täglichen Steinzeug
Gern im Grünen vorlieb, und ungetrichtertem Kaffee.
Vater verbot Umständ; und dem Weibe ziemt der Gehorsam.
Also Mama; doch Luise, die rasch mit dem Knaben sich umschwang,
Hörte den Ruf, und enthüllt' aus dem Deckelkorbe die Tassen,
Auch die Flasche mit Rahm, und die blecherne Dose voll Zucker,
Ordnend umher auf dem Rasen; und jetzt, da sie Alles durchwühlet,
Neigte das blühende Mädchen sich hold und lächelte schalkhaft:
Nehmen Sie mir's nicht übel, Mama hat die Löffel vergessen.
Also sagte Luis' und des Mütterchens lachten sie Alle,
Schadenfroh; auch lachte sie selbst, die gütige Mutter,
Welche die dampfende Kanne dahertrug. Aber der Jüngling
Sprang zu der Birke behende, der hangende, und von den Zweiglein
Glättet' er zierliche Stäb' und vertheilte sie rings der Gesellschaft.
Jetzo dem lieben Papa und dem Jünglinge reichte die Jungfrau
Pfeifen dar und Tabak in der fleckigen Hülle des Seehund's;
Und mit des Löschbrands Ende, dem glimmenden, zündete Hans an.
So auf Moose nunmehr die gelagerten: neben dem Vater
Rechts mit dem Knaben Mama, die den lauteren Trank in die Tassen
Rühmend goß; links aber Luis', und nahe der Jüngling.
Sie zwar kostete selten des hitzigen Mohrengetränkes;
Doch heut' nahm sie ein wenig, und russischen Thee mit dem Kleinen.
Nun war jegliches Auge verklärt, nun laut des Gespräches
Herzlichkeit, nun das Gesicht den leisesten Regungen folgsam;
Folgsamer noch war dein zartfühlendes Antlitz, o Jungfrau:
Wie wenn duftiges Schimmergewölk an der Bläue des Himmels
Immer veränderlich folgt der Zephyre launischem Anhauch,

Hell umsäumt vom Glanze des Abends oder des Vollmonds.
Als bei treffenden Worten nunmehr des gemüthlichen Vaters
Aufmerksam sich Luise mit trunkenen Blicken ihm anschloß;
Liebreich klopft ihr der Vater die rosige Wang' und begann so:
Kind, dir brennt ja die Wange wie Gluth! Zwar ist es nicht übel
Anzusehn; doch nimm dir, mein Töchterchen, wegen der Zugluft,
Etwas mehr um den Hals. Man erkältet sich leicht in der Hitze.
Jenem küßte die Hand und erwiderte freundlich die Tochter:
Zugluft nennst du die Kühlung, die sanft durch Erlen des Ufers
Athmet und mir kaum ein Bändchen bewegt? Scherz liebest du wahrlich!
Gar nicht brennt mich die Hitze; mit Fleiß ja gingen wir langsam,
Ruhten auch oft im Schatten. Ich bin nur so fröhlich, mein Vater!
Drauf antwortetest du, ehrwürdiger Pfarrer von Grünau:
Ja, du trautste Tochter, ich bin auch fröhlich! so fröhlich,
Als die singenden Vögel im Wald' hier, oder das Eichhorn,
Welches die lustigen Zweige durchhüpft um die Jungen im Lager!
Achtzehn Jahr sind es heut', da schenkte mir Gott mein geliebtes,
Jetzt mein einziges Kind, so verständig und fromm und gehorsam!
Wie doch die Zeiten entflieh'n! Zehn kommende Jahre, wie weithin
Dehnt sich der Raum vor uns, und wie schwindet er, wenn wir zurückseh'n!
Gestern war's, wie mir däucht, da ich unruhvoll in dem Garten
Irrete, Blätter zerpflückt' und betete; bis nun mit einmal
Fröhlich die Botschaft kam: Ein Töchterchen ist uns geboren!
Manches beschied seitdem der Allmächtige, Gutes und Böses.
Auch das Böse war gut; denn in Wohlfahrt lenkt er des Schicksals
Dunkeln Gang, und es blühet aus bitterer Wurzel das Heil auf.
Weißt du, Frau, wie es einst nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luis' auf dem Arme, mit dir in der Frische des Gartens
Athmend ging; wie das Kind nach dem farbigen Bogen emporgriff
Und mich küßte: Papa! da regnet es Blumen vom Himmel!

u. s. w.

———o———

137. Usteri. Hebel. Claudius. Miller. Göckingk.

Unter den Nachahmern von Voß ist der Schweizer Usteri (1763—1827) zu nennen, der ländliche Sittengemälde dichtete, zum Theil in der Mundart seines Volkes (im Allemannischen). Von ihm rührt das bekannte Volkslied her: „Freut euch des Lebens".

Mehr Nachfolger als Nachahmer von Voß ist Johann Peter Hebel (1760—1826), der in der Idylle sowohl Voß als Usteri übertrifft, auf dem Gebiete des Volksthümlichen aber die Meisterschaft erreichte. In seinen prosaischen Erzählungen ist der Volkston im höchsten und besten Sinne getroffen, der Volkston, welcher den Gebildeten und Ungebildeten der Jetztzeit befriedigt. Diese anspruchslosen Erzählungen, die Freude der Jugend und die Unterhaltung des Alters sind übrigens

meist dem Stoffe nach alt und aus den Scherz- und Anekdoten-Büchern des 16. Jahrhunderts entlehnt.

„Der Maulwurf" findet sich im 3. Lesebuch S. 21, „Das seltsame Recept" und das „Mittagessen im Hof" S. 165, „Kannitverstan" im 1. Lesebuch S. 10, „der geheilte Patient" S. 212, „Einmal ist keinmal" S. 222, „Unglück der Stadt Leyden" S. 262.

Matthias Claudius aus dem Holsteinischen (1740—1815) lebte größtentheils in Wandsbeck, weshalb er sich auch den „Wandsbecker Boten" nannte. Seine Schreib- und Dichtungsart war das Abbild der höchsten Einfachheit in Sitte und Denkweise, daher auch seine Lieder, aus denen Gemüthlichkeit, Treuherzigkeit und heitere Laune hervorleuchten, in dem Mund und in das Herz des Volkes kamen z. B. „Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher", „Warum sind die Thränen", „Der Mond ist aufgegangen".

„In stillem heitern Glanze", im 2. Lesebuch S. 95.

In den meisten seiner Lieder zeigt sich eine gewisse Empfindsamkeit und Schwermuth, die leider mit seinem zunehmenden Alter als religiöser Mysticismus allzusehr die Oberhand gewinnt.

Als Hauptrepräsentant aber der kränkelnden Empfindsamkeit mag nach Joh. Martin Miller (1750—1814) als Romanschreiber Erwähnung finden. Derselbe beschreibt in seinem Siegwart eine „tugendhafte" Liebe, welche mit einem Verschmachtungstode des Helden auf dem Grabe der Geliebten endigt. Seine Minnelieder zählen jedoch zu den besten seiner Zeit.

Ein mit Bürger und andern Mitgliedern des Göttinger Hainbundes befreundeter, übrigens auch Gleim und Nicolai persönlich nahe stehender Dichter ist Leopold Friedr. Günther Göckingk (1748—1828). Er wurde in der literarischen Welt bekannt durch Epigramme, poetische Episteln und durch seine „Lieder zweier Liebenden".

Fritz der „Näscher" im 2. Lesebuch S. 120.

———o———

Lessing's Nachfolger:

138. Nicolai.

Lessing's alter Freund und Geistesverwandter war der Buchhändler Fr. Christoph Nicolai in Berlin (von 1733—1811), Haupt- und Mittelpunkt der Freidenker, die in der Folge Rationalisten, auch Denkgläubige genannt wurden. Von ihm wurde die allgemeine deutsche Bibliothek begründet (1766), die er 30 Jahre lang fortführte und als ein Organ benutzte und benutzen ließ für religiöse Aufklärung gegen die Offenbarungsgläubigen und Frömmler. In dem satyrischen Roman „Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothanker" erhob er sich gegen das Treiben der „rechtgläubigen Eiferer", an deren Spitze der Hamburger Hauptpastor Melchior Göze stand, bis dieser durch Lessing's Flugblätter moralisch vernichtet worden war. Der Sebaldus Nothanker, ein in künstlerischer Hinsicht zwar unbedeutendes, doch für die Literatur und Culturgeschichte wichtiges Buch, nimmt zur Grundlage die Schicksale und Leiden des ehrlichen Philosophen Se-

baldus, der wegen seiner religiösen Ansichten von dem orthodoxen Superintendenten Stauzius (Götz in Hamburg) und seinen Glaubensgenossen verfolgt wird. Gelegentlich werden nun die heuchlerischen Geistlichen mit treffenden, derben Zügen dem Spott und Gelächter preisgegeben. Da darin auch Dichter und Schriftsteller, die Nicolai's Geschmack nicht zusagten, namentlich der süßliche, tändelnde J. G. Jakobi (Herr von Säugling) und sein in gespreizter Vornehmheit auftretender Bruder mit kenntlichen Zügen verspottet wurden, so erlangte das Werk solche Bedeutung, daß alle Getroffenen ihrem Zorn in heftigen Ausfällen gegen den „prosaischen Propheten des flachen Verstandes" Luft machten.

Nicolai wollte bei seinem unwandelbaren Bestreben, den Geschmack seiner Landsleute zu verbessern und zu veredeln, die Bildung auf freiere Anschauung und Klarheit des Denkens gründen und er bekämpfte daher alle die Erscheinungen der Zeit, welche dahin zielten, den Geist auf irgend eine Weise zu fesseln oder in die Dunkelheiten der religiösen, philosophischen oder poetischen Mystik zu führen, aus denen, wie er wohl wußte, der Ausgang schwer zu finden ist. In solchem Sinne verfaßte er auch als Gegenmittel gegen Göthe's „Werthers Leiden", das Schriftchen „Freuden und Leiden Werthers des Manns." Darin setzt Nicolai die Geschichte fort: Werther entleibt sich nicht, er heirathet, wird ein braver Hausvater und es wird zur Anschauung gebracht, daß die überreizte Spannung der Gemüthskräfte zum Verderben führt, die ruhige Anwendung derselben dagegen den Menschen glücklich macht. Ebenso entschieden macht er diejenigen jüngeren Dichter lächerlich, welche, auf ihr Talent pochend, alle Kunst und Kunstregeln für Pedanterie erklärten.

Der Esel und die drei Herren.

Ein armer Bauer wollte sterben.
Drei Söhne standen um ihn her.
„Ach, meine Kinder," seufzte er,
„Ich hinterlass' euch Nichts zu erben,
Als meinen Esel, der mir treu
Gedienet hat. Besitzt ihn alle drei;
Der brauch' ihn heute, jener morgen,
Und wer ihn braucht, mag ihn versorgen."
Der Vater stirbt. — Der älteste der Brüder muß
Den Esel wohl am ersten haben.
Von früh bis in die Nacht läßt er das Grauthier traben;
Von Futter Nichts, an Schlägen Ueberfluß.
„Mein Bruder", denkt er, „hat ihn morgen zu ernähren;
Der Esel kann die Kost auf heute wohl entbehren."
Der zweite kommt und holt den müden Gaul,
Da kaum die Nacht entwichen.
„Haha! das Fressen macht ihn faul;
Der Bruder hat ihn vollgestrichen:
Geduld! ein Tag ist bald vorbei;"
Und wieder Knüttel ohne Heu.
Den dritten Tag die alte Leier!
„Du ließest dir's zu wohl bei meinen Brüdern sein,
Ich halte dir die Krippe rein
Und spare mir den halben Dreier.
Ein wenig Fasten ist gesund;
Ich merke schon, du wirst zu rund."
Der Esel fällt vor Schwäche nieder,
Schnappt noch zum letzten Mal und reget sich nicht mehr;
Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder!

139. Engel.

Lessings lebhafter Styl war am Meisten vererbt auf Johann Jak. Engel (1741—1802) welcher besonders in seinem „Philosophen" Stücke geschrieben hat, deren sich Lessing nicht zu schämen gehabt hätte, z. B. „Tobias Witt"; unbedeutender ist „Lorenz Stark", der in Göthe- und Schiller's Horen erschien und eine Zeitlang als eine Art Musterroman gelten sollte.

Lebensweisheit des alten Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als Mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte dahier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! „einen Narren!" — Hui! dacht ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an —, wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein — In sich selbst hinein sehen: das taugt nicht. Sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. Denn da lief noch ein Anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt in's Gesicht und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf?

Beinahe! Sie hießen ihn — auch einen Narren. Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu

heißen? Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till! So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schoß und bleibe zu Hause. —

Ach, nicht doch! nicht doch! Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen; Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfenen Armen, in's Gelag hinein und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plump! lag er da, brach ein Bein und hinkt noch heutigen Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre? Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen!

Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Hausorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter und wie der Blitz vor ihm nieder. Vor Schreck fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? wie man's Gesicht tragen muß?

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umher wirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills: der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht herauskommen; das seh' ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände, Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach, nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas Anderes geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden.

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein!

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte! Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an, ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerotte verloren? — Ach was, sagte er wieder, es ist der Rede nicht werth: eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte damit zum Thore hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ei, um's Himmels willen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an, viel Geld — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann: aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäuden und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm besser?

Ei, das versteht sich: die letzte.

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm; denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein andrer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also?

Viel Geld! viel Geld! lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

———o———

140. Iffland. Kotzebue.

Das Nationale, das Lessing in „Minna von Barnhelm" der Bühne zuführte, und Göthe im „Götz von Berlichingen" zum wahrhaft Volksmäßigen steigerte, wurde von den Nachfolgern und Nachahmern nicht verstanden, ebenso wenig die scharfe, feine und gemessene Charakterschilderung, wie sie in „Emilia Galotti" zur Erscheinung kam und so wurde aus beiden Stücken das Bürgerliche, als eigentliches Element des Drama's, aufgegriffen und die glatte Alltäglichkeit in aller Nacktheit, in ihrer ganzen dürren nüchternen Wahrheit herrschte seitdem auf unseren Bühnen, ist selbst durch Schiller nicht verbannt worden und beherrscht die Bühne größtentheils bis auf diesen Tag. Statt der hohlen Redensarten und hohlen Puppen der Gryphius'schen Dramen, der Gottsched'schen, Schlegel'schen und Cronegk'schen Stücke kamen Wahrheit und Wirklichkeit vollauf in unzähligen Oberförstern und Förstern, Secretärs, Kriegs- und Justizräthen, in wirthschaftlichen Hausfrauen u. s. w., unter den alltäglichen Geschäfts- und Familienverhältnissen. Mit der Periode der Empfindsamkeit trat auch noch das rührende Element in die hausbackenen Dramen. Der Repräsentant dieser bürgerlichen Alltäglichkeit ist August Wilh. Iffland (1759—1814).

Alles, was in den bisherigen Richtungen im Einzelnen Tadelnswerthes lag, die nüchterne Darstellung der nüchternen Wirklichkeit, das Weinerlich-Rührende, das Prahlerisch-Aufgeschwellte und Unwahre, die bürgerliche Plattheit, die empfindsame Zimperlichkeit und der ritterliche Humpenspuck zusammenzufassen, gelang August von Kotzebue (1761—1819) aus Weimar, dessen Leben und Beruf fast ganz dem Theater gewidmet war, indem er bald als Direktor (in Petersburg), bald als Dichter (in Wien) wirkte. Seine Lebensschicksale theilt Kotzebue selbst mit in einer Reihe von Schriften z. B. „Flucht nach Paris", „das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (Verbannung nach Sibirien von Kaiser Paul wegen eines Pasquills), „Erinnerungen aus Paris" u. a. m., seinen Tod fand er in Mannheim durch den Studenten Sand, der ihn für einen Spion Rußlands hielt und als einen Verräther am deutschen Volke in überspannter Vaterlandsschwärmerei erdolchte.

Er versuchte sich in Erzählungen und Romanen, in Geschichte und Satyre, aber seinen größten Ruhm erlangte er durch seine Theaterstücke, deren Zahl 211 betrug. Unter diesen sind die rührenden, empfindsamen Stücke „Menschenhaß und Reue", „die Hussiten vor Naumburg," „der arme Poet" allgemein bekannt. Natürliche Leichtigkeit und bühnengerechte Anlage machten seine Schauspiele zur Aufführung sehr geeignet und

bewirkten, daß sie bald bei jedem Theater den wichtigsten Theil der Aufführungen bildeten, durch ihre innere Gehaltlosigkeit und Flachheit freilich den schnellen Verfall der Schauspielkunst herbeiführten.

—o—

Wieland's Nachfolger:

141. Gotter. Alxinger. Blumauer u. A.

Friedrich Wilh. Gotter, geb. 1746 zu Gotha, vertra. wie Wieland, wenn auch nicht in dem Umfange und mit dem Einflusse wie dieser, doch mit einem gewissen Geschick, mit Sicherheit und Selbstgefühl den französischen Geschmack nach jeder Richtung hin. Mit Boje hatte er sich 1770 verbunden zur Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs, dessen sich nachher der Göttinger Dichterbund bemächtigte. Er bearbeitete französische Theaterstücke für die deutsche Bühne, welcher er auf diese Weise die in den Augen der französisch gewöhnten Hofwelt gefährdete Feinheit und Vornehmheit zu retten suchte. Obwohl er einige Zeit in gewissen Kreisen in Ansehen blieb, wurde er doch schon bei seinen Lebzeiten unbeachtet gelassen und nach seinem Tode (1797) völlig vergessen.

Der Wiener Dichter Joh. Baptist von Alxinger, geb. 1753 gehört zu den Dichtern, die sich bestrebten, Oesterreich geistig mit dem übrigen Deutschland wieder zu verbinden. Das Wesen der Wielandischen Poesie entsprach den Verhältnissen vorzüglich, wenn sie aber zum Eigenthume des österreichischen Volkes werden sollte, so mußte aus den eigenen Reihen desselben ein Dichter sie annehmbar darbringen und diese Aufgabe verstand und erfüllte Alxinger mit Talent und Geist. Seine beiden großen Rittergedichte, „Doolin von Mainz" und „Bliomberis" stehen freilich unter den Meisterwerken seines Vorbildes Wieland, indem ihnen Mannigfaltigkeit fehlt, sowie lebenswarme Einheit, aber sie haben dennoch eine bleibende Bedeutung, durch mancherlei Vorzüge. Erwähnt sei besonders die reine, im Ganzen wohllautende, mit dem treuesten Fleiß ausgearbeitete Sprache, die um so mehr anzuerkennen ist, als der Dichter damals in seinem Vaterlande noch große Unbeholfenheit und sogar absichtliche Rohheit vorfand.

Friedrich Aug. Müller (1767 zu Wien geb., gest. 1807), der drei große epische Gedichte „Richard Löwenherz", „Alfonso" und „Adalbert der Wilde" verfaßte, erscheint als einer der talentvollsten Nachahmer Wieland's. Die Ironie, mit welcher der Letztere alle seine poetischen Schöpfungen behandelte, und durch welche er den Eindruck, den manche gute Schilderungen seiner Dichtungen machen könnten, bedauerlich schwächt, war auf den Wiener

Aloys Blumauer übergegangen. Derselbe (1755 in Steyer, Niederösterreich geboren) wurde in seinem 17. Jahre Jesuit, später aber, da der Orden aufgelöst worden war. Buchhändler. Am Meisten machte von seinen Arbeiten die Travestie „Aeneis" Aufsehen, in der der Versbau und Reim ungemein fließend sind, manche Witze aber auch allzu derb und ungeschlacht. Blumauer starb in Wien 1798.

Von denen, welche Wieland's Ueppigkeit nachahmten, zeichnete sich aus der Verfasser des „Ardinghello", Wilh. Heinse. Es soll der genannte Roman ein Kunstroman sein; die Kunst aber, welche im Ardinghello verkündet wird, ist die Rückkehr zur gemeinsten Sinnlichkeit, während doch in dem Bewußtsein der Schranken und in der Einhaltung derselben die letzte und einzige Bedingung einer schöpferischen Kunstfertigkeit liegt.

Auf Wieland'schem Boden steht, wenigstens mit seinen früheren Schriften Moritz Aug. v. Thümmel, während er mit seinen spätern Werken in den Kreis der Humoristen, der Hamann-Herder'schen Schule hinüberspielt. Sein einst vielgelesenes kleines Werkchen „Wilhelmine" zeigt die bedauerlichen Zustände des deutschen Volkes, den Uebermuth der Großen und die hündische Demuth der Kleinen. Berühmter wurde Thümmel durch sein Werk: „Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs", das durch Glätte und Eleganz der Darstellung sich auszeichnet, der Anlage nach freilich mangelhaft ist.

———o———

Herder's Nachfolger:

142. Hippel. Lichtenberg.

Die Humoristik, eine gewisse Form der poetischen Darstellung, bei welcher die Dinge nicht die Gestalt und die Beleuchtung annehmen, die ihrem Wesen zukommen, sondern solche, wie die besondere Eigenthümlichkeit des Dichters sie auffaßt, ergibt eine Mischung von Wehmuth und Muthwillen, von tiefen wahren Gefühlen und grillenhaften Einfällen, von Wahrheit und Einbildung, von unentschiedener Satyre und elegischer Gereiztheit, eine Mischung, welche in der poetischen Darstellung durch Einzelnes oft hinreißen, im Ganzen aber, wenigstens nicht auf die Dauer befriedigen kann, vielmehr ermüden und erkälten muß. Die Erzeugnisse dieser Art Dichtung bieten daher, obwohl deren eine zahllose Menge ist, wenig Bedeutendes.

Nach Hamann's Vorgang in dieser Richtung kommen zunächst die „Lebensläufe in aufsteigender Linie" und die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z" von Theodor Gottlieb von Hippel (1741—1796) in Betracht. In dem ersteren Werke, in welchem die elegische Stimmung die Oberhand hat, bringt er es mitunter zu vortrefflichen Darstellungen; in dem zweiten ist mehr der Spott herausgekehrt, mit dem er jedoch unvermögend ist, sich über die Gegenstände, die er bespricht, zu erheben.

Näher an den Satyriker gränzt Georg Christoph Lichtenberg (1752—1799). Er verspottete Lavater's hochtrabende orakelmäßige Sprache und dessen überspannte Physiognomik (die Anweisung, den Charakter der Menschen aus der Bildung des Kopfes und Gesichtes zu erkennen), machte sich aber am Berühmtesten durch seine geistreichen Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche, die seinen tiefen Blick in das Seelenleben der Menschen bekundeten. Allein seine sonderbare Natur ließ ihn bei keiner größeren Arbeit ausdauern; humorische und satyrische

Abhandlungen, fliegende Blätter und Fragmente, in denen er alle verkehrten Richtungen, die überspannten Kraftgenies, die prahlerischen Taschenspielkünstler verhöhnte, waren neben einigen wissenschaftlichen Schriften die einzige Frucht seines hohen Talentes und seines klaren, selbstbewußten Geistes.

143. Jean Paul.

Jean Paul Friedrich Richter aus Wunsiedel im Fichtelgebirge (1763—1825) nimmt den ersten Rang ein unter den Verfassern humoristischer Romane und war am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts der erklärte Liebling derjenigen Leserwelt, welche zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen wehmüthiger Stimmung und Spott schwebend, gern der eignen weichen Gefühlsseligkeit sich hingab. Darum ist Jean Paul zum Theil noch heute eine Lieblingsspeise der unfertigen Jugend, während das gereiftere Alter nach einer kräftigeren Nahrung verlangt. Da seine Werke ein getreues Abbild seines eigenen innern Lebens und seiner kleinen abgeschlossenen Empfindungswelt sind, so möge hier eine ausführlichere Darlegung seiner Lebensschicksale und seines Bildungsganges folgen.

Aufgewachsen in stiller, ländlicher Einsamkeit und unter den ärmlichen Verhältnissen eines Landpfarrers, ohne Umgang und Schule, blieb Jean Paul seiner regen Kinderphantasie und seiner reichen Gefühlswelt überlassen; dadurch wurde der Hang zum Klein- und Stillleben in ihm erzeugt, der ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete und der, verbunden mit der Empfindsamkeit und Gefühlswärme seiner Natur, die nie den Charakter der Jugendlichkeit verlor, den Grundton seiner Schriften bildet.

Auf der Schule zu Hof machte er sehr rasche Fortschritte und fing schon hier an, weitläufige Notizen anzulegen und die Liebhaberei für das Kleinwesen der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Daraus entstand die Gewohnheit, aus wissenschaftlichen Werken, aus Reisebeschreibungen und Romanen sich auffallende und eigenthümliche Dinge aufzuzeichnen, um sie gelegentlich in seinen Schriften anzubringen, zum großen Nachtheil der Klarheit und Kunstvollendung derselben.

Als er im Begriff stand, die Universität Leipzig zu besuchen, setzte ihn der Tod seines Vaters in die ärmlichste Lage und nöthigte ihn, sich durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu erwerben. Er las nun hauptsächlich solche Bücher, die ihm dazu dienlich waren, namentlich Rousseau's Werke, deren Wirkung auf seine geistige Richtung vom höchsten Einfluß war; er eignete sich daraus zu, was seiner Natur, seiner Denk- und Empfindungsweise entsprach, und hinderte dadurch eine fortschreitende Entwickelung und Umgestaltung seines Geistes, wie sie in dem Bildungsgang von Schiller und Göthe sich zeigt. Er bewegte sich sein ganzes Leben in dem Sinnes- und Empfindungskreise der Jugend und trug die Sentimentalität, die Allmacht schöner Gefühle und die Begeisterung und Schwärmerei für ideale Zustände,

die in der Jugend vorherrschen und bei ihm im erhöhten Maße vorhanden waren, in seine Schriften über. In ihnen finden wir jene Grundsätze einer großartigen Tugend, jenen Sinn für Unschuld und Reinheit, jene gesteigerten Begriffe von Freundschaft und Liebe und jenen stürmischen Freiheitsdrang, wie sie sich in edlen Jünglingen zeigen.

Diese seine ideale Welt mit ihren „hohen Menschen" steht mit der Wirklichkeit in merkwürdigem Contraste und die Schilderung dieses Contrastes bildet die Grundlage aller seiner Romane, die daher einen doppelten Charakter tragen, den humoristischen, indem sie die Außenwelt mit Spott und Ironie verfolgen, aber auch die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins mit sonnenhellen Blicken beleuchten, und den idealistischen, insofern die Helden als Muster aller Vollkommenheit und Seelenreinheit dargestellt sind.

Handlung enthalten J. Paul's Romane wenig; ihr Hauptwerth besteht im Gefühl und in der Gesinnung, und ihr Reiz in der „Kleinmalerei", in den idyllischen Schilderungen kleiner Verhältnisse. Seine phantastische Manier der Darstellung, das Einstreuen fremdartiger Kenntnisse, dunkler Bilder, Vergleiche und Anspielungen, wie sie ihm seine überwiegende Einbildungs- und Empfindungskraft und seine gelehrten Sammlungen an die Hand gaben, hat von jeher alle klassisch gebildeten Männer von Form und Ordnungssinn gegen ihn eingenommen. Nur Herder, der ihm Vorgänger und Muster war, urtheilte günstig über ihn: „Richter steht auf einer hohen Stufe", schrieb er, „Ich gebe alle künstlich metrische Form hin gegen seine Tugend, seine lebendige Welt, sein fühlendes Herz und seinen immer schaffenden Genius. Er bringt wieder neues, frisches Leben, Wahrheit, Jugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunst."

Seine ersten Schriften, satyrischen Inhalts, hatten wenig Erfolg; mehr Beifall fanden der „Hesperus" eine Biographie, seine humoristischen Romane „Quintus Fixlein" und „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke"; aber am Vollständigsten erscheint Jean Paul's Wesen im „Titan" und und in den „Flegeljahren", die daher für seine bedeutendsten Romane gelten können. Herrliche Aufsätze finden sich in seinen „Briefen und bevorstehendem Lebenslauf."

Seit 1790, als er in Schwarzenbach an der Saale eine Schule begründet, hatten sich seine Verhältnisse gebessert, 1794 gab er aber diese Stelle auf und zog wieder zu seiner Mutter nach Hof; nach deren Tode (1797) wählte er Leipzig zu seinem Aufenthalte. Doch ging er schon im folgenden Jahre nach Weimar, wo er sich der Freundschaft Herder's und des bildenden und anregenden Umgangs mit Wieland und Knebel und besonders mit der Frau von Kalb erfreute. 1800 ging er nach Berlin, verheirathete sich daselbst mit der Tochter eines angesehenen Beamten und zog mit seiner jungen Gattin nach Koburg und im folgenden Jahre nach Bayreuth, das nun sein beständiger Aufenthaltsort wurde.

Das Glück, das er lange, im schönen Familienkreise und in der lieblichen Umgebung von Bayreuth fand, wurde im Jahre 1821 durch den

Tod seines hoffnungsvollen Sohnes, der damals in Heidelberg studirte, auf schmerzhafte Weise gestört. Dieser Schlag traf ihn so furchtbar, daß er bald zu kränkeln anfing und sich nicht mehr erholte. Er starb am 14. November 1825.

—o—

Jean Paul.

144. Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen.

Ein alter Mann stand in der Neujahrsmitternacht am Fenster und schaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel und herab auf die stille, reine, weiße Erde, worauf jetzt Niemand so freuden- und schlaflos war, als er. Denn sein Grab stand nahe an ihm; es war bloß vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen, reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Brust voll Gift und ein Alter voll Reue. Seine schönen Jugendtage wandten sich heute als Gespenster um und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn sein Vater zuerst auf den Scheideweg des Lebens gestellt hatte, der rechts, auf der Sonnenbahn der Tugend, in ein weites, ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Lasters hinabzieht, in eine schwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zischender Schlangen und finsterer, schwüler Dämpfe. Ach, die Schlangen hingen um seine Brust und die Gifttropfen auf seiner Zunge, und er wußte nun, wo er war.

Sinnlos und mit unaussprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: „Gieb mir die Jugend wieder, o Vater, stelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle!“ Aber sein Vater und seine Jugend waren längst dahin. Er sah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöschen, und er sagte: „Es sind meine thörichten Tage!“ Er sah einen Stern aus dem Himmel fliehen und im Fallen schimmern und auf der Erde zerrinnen. „Das bin ich!“ sagte sein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter. Die lodernde Phantasie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle erhob drohend ihre Arme zum Zerschlagen auf; und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in dem Kampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang, Er wurde sanfter bewegt. Er schaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegneter Menschen waren; und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit den trockenen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte! Ach, ich könnte glücklich sein, ihr theuren Eltern, wenn ich eure Neujahrswünsche und Lehren erfüllt hätte!“ Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todten-

pause auf; endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geister der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge. Er konnte es nicht mehr sehen; er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komm nur wieder, Jugend, komm wieder!"

— — Und sie kam wieder: denn er hatte nur in der Neujahrsnacht fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren und sich auf die Sonnenbahn zurückbegeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komm wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wiederkommen! —

———o———

145. Der Sommer.

Gott, welche Jahreszeit! Wahrlich, ich weiß oft nicht, bleib' ich in der Stadt, oder geh' ich auf's Feld, so sehr ist's einerlei und hübsch! Geht man zum Thore hinaus, so erfreuen Einen die Bettler, die jetzt nicht frieren, und die Postreiter, die mit vieler Lust die ganze Nacht zu Pferde sitzen können; und die Schläfer schlafen im Freien. Man braucht kein dumpfes Haus; jede Staude macht man zur Stube, und hat dabei gar die guten, emsigen Bienen vor sich, und die prächtigsten Zweifalter. In Gärten, auf Bergen sitzen Gymnasiasten und ziehen im Freien Vocabeln aus Lexicis. Wegen des Jagdgebots wird nicht geschossen, und alles Leben in Büschen und Furchen und auf Anhöhen kann sich so recht sicher ergötzen. Ueberall kommen Reisende auf allen Wegen daher, haben die Wagen meist zurückgeschlagen; den Pferden stecken Zweige im Sattel und den Fuhrleuten Rosen im Munde. Die Schatten der Wolken laufen, die Vögel fliegen dazwischen auf und ab, Handwerksbursche wandern leicht mit ihren Bündeln und brauchen keine Arbeit. Sogar im Regenwetter sieht man sehr gern draußen und riecht die Erquickung, und es schadet dem Viehhirten weiter nichts die Nässe. Und ist's Nacht, so sitzt man nur in einem kühlerem Schatten, von wo aus man den Tag deutlich sieht am nördlichen Horizont und an den süßen, warmen Himmelssternen. Wohin ich nur blicke, find' ich mein liebes Blau; am Flachs in der Blüthe, an den Kornblumen und am göttlichen unendlichen Himmel, in den ich gleich hinein springen möchte, wie in eine Fluth. — Kommt man nun wieder nach Hause, so findet sich in der That frische Wonne. Die Gasse ist eine wahre Kinderstube; sogar Abends nach dem Essen werden die Kleinen, ob sie gleich sehr wenig an haben, wieder in's Freie gelassen und nicht, wie im Winter, unter die Bettdecke gejagt. Man ißt am Tage und weiß kaum, wo der Leuchter steht. Im Schlafzimmer sind die Fenster Tag und Nacht offen, auch die meisten Thüren, ohne Schaden. Die ältesten Weiber stehen ohne Frost am Fenster und nähen. Ueberall liegen Blumen; neben dem Dintenfaß, auf den Acten, auf den Sessions- und Laden-

tischen. Die Kinder lärmen sehr, und man hört das Rollen der Kegelbahnen. Die halbe Nacht geht man in den Gassen auf und ab und spricht laut und sieht die Sterne am hohen Himmel schießen. Selbst die Fürstin geht noch Abends vor dem Essen im Park spazieren. Die fremden Virtuosen, die gegen Mitternacht nach Hause gehen, geigen noch auf der Gasse fort, bis in ihr Quartier, und die Nachbarschaft fährt an die Fenster. Die Extraposten kommen später, und die Pferde wiehern. Man liegt im Lärm am Fenster und schläft ein; man erwacht von Posthörnern, und der ganze gestirnte Himmel hat sich aufgethan. O Gott, welches Freudenleben auf dieser kleinen Erde!

146. Hoffmann, Langbein u. A.

Ursprünglich nahe mit Jean Paul verwandt war Ernst Theod. Wilh. Hoffmann aus Königsberg (1776—1814), gewöhnlich Amadeus Hoffmann genannt; nachher aber wurde er ausschließlich auf die Bahn des Schauerlichen, Ungeheuren, Wilden und Zerrissenen geworfen. Während Jean Paul bei dem Idyllischen stehen blieb und Ideale des weichen Gefühls, Ideale der Wehmuth und Zartheit in das Alltägliche zu verweben, dasselbe gleichsam zu verklären strebte, so suchte Hoffmann alle Schauer und alles Grausen einer finstern Tiefe in diese Alltagswelt hineinzuschleudern und sie zu einem sinnverwirrenden Zerrbild zu machen.

Die zahlreichen übrigen Humoristen haben für die Geschichte der Poesie fast gar keine Bedeutung, indem sie nur flüchtige Unterhaltungs-Lectüre erzeugten, die bald wieder der verdienten Vergessenheit anheimfiel. Zu den besseren von ihnen gehörte August Langbein (1757 bis 1835) aus Sachsen, Verfasser belehrender, vorzüglich aber scherzhafter Gedichte.

Langbein:

Die Wehklage.

Graus war die Nacht, und um den Giebel
Der Pachterwohnung heulte Sturm;
Der fromme Greis las in der Bibel,
Und sieben schlug's im Kirchenthurm.
„Gott!“ .... rief Lenore mit Entsetzen,
„Schon sieben .... und Georg nicht hier!
„Sein dunkler Weg streift hin an Teichen,
„Ach, welches Unglück ahnet mir!“ —

Der Sohn des Försters in der Haide
War ihr verlobter Bräutigam,
Und glühend schlug ihr Herz vor Freude,
Wann der geliebte Jüngling kam. —
Ein Jahr lang trat er alle Tage
Bei Sonnenuntergang ins Haus.

Doch mit dem fünften Glockenschlage
Kam heut die Nacht, und er blieb aus. —

Lenore flog ihm bang entgegen,
Und stürzte bald, mit starrem Blick,
Und athemlosen Herzensschlägen
In's väterliche Haus zurück.
„Helft! .... rief sie .... „Helft! — Im Unterschilfe,
„Des Rohrteichs stöhnt ein Klageton.
„Es ist Georg, — er ruft um Hilfe —
„Ach, Vater, rettet euren Sohn!"

Der Alte schüttelte bedächtlich
Die grauen Locken. „„Kind, du weißt,
„„Seit hundert Jahren wimmert nächtlich
„„Dort einer edlen Gräfin Geist. —
„„Verirrt bei Nacht zum Pfuhl der Unken
„„Ist sie mit Wagen und Gespann
„„Im bodenlosen Moor versunken,
„„Und warnet nun den Wandersmann."" —

„O laßt das Märchen!" .... bat Lenore ....
„Kommt, rettet, eh' das Herz ihm bricht;
„Sein Angstruf drang zu meinem Ohre,
„Und seine Stimme täuscht mich nicht."
So bat sie knieend, bat unsäglich,
Doch, bauend auf der Sage Wort,
Blieb Vater Martin unbeweglich,
Und die Verzweiflung riß sie fort.

„Zu Hilfe!" .... schrie sie vor den Thüren
Des Dorfs .... „Ein Mensch ertrinkt im Teich!
„Er ächzt und winselt! — Laßt euch rühren,
„Um Christi Wunden bitt' ich euch!" —
Doch, wie durch einen Bund verschworen,
Versetzten alle träg' und lau:
„„Da wäre jeder Schritt verloren!
„„Es ist das Weh der Klagefrau."" —

„Gott!" .... rief sie mit erhobnen Armen: ....
„Kein Felsenherz bewegt mein Flehn!
„Du Geist der Liebe, hab' Erbarmen,
„Und gieb mir Kraft, ihm beizustehn!"
Schnell fühlte sie, daß eine Quelle
Von Muth in ihrer Brust entsprang,
Und heldenkühn flog sie zur Stelle,
Wo noch das Wehgeschrei erklang!

Dem Greise ward im öden Hause
So bang', als läg' auf ihm die Welt,
Er wankte zitternd durch die grause
Sturmvolle Winternacht ins Feld;
Er rief in das Geheul des Windes
Lenorens Namen hundertmal;
Doch statt des hochgeliebten Kindes
Antwortet' ihm der Widerhall.

Die Dorfschaft .... von ihm aufgeboten ....
Entschloß sich jetzt zum Rettungsgang,
Und zwanzig Kiefernfackeln leuchten
Um Mitternacht den Teich entlang.
Da fand man .... Schrecken ohne Gleichen! ....
Unfern vom Ufer, in dem Ried,
Die Brust an Brust erstarrten Leichen,
Die selbst des Todes Macht nicht schied. —

Mit geisterbleichem Angesichte
Sank Martin in des Nachbarn Arm,
Und diese traurige Geschichte
War ewig ihm ein Kelch voll Harm. —
Ein grauer Stein, auf dem zwei Tauben
Sich schnäbeln, deckt der Treuen Grab. —
„Flieht" — schrieb man drauf — „den Aberglauben,
Der sie dem Tod zum Opfer gab!"

———o———

Der Besenstolz.

Als von der Birke struppigem Haar
Der erste Besen gebunden war,
Wollt' er aus Hochmuth das Haus nicht kehren
Und forderte frech, man sollt' ihn verehren.
„Wie käm ich," sprach er, „zum Dienst als Knecht?
Ich zähle mich zu der Blumen Geschlecht,
Und das zu erweisen, bedarf's nicht viel:
Ich habe so gut als sie einen Stiel."
Darüber lachte das ganze Haus
Und sagte: „Der Stiel macht's noch nicht aus!
Willst du den Rang der Blumen erstreiten,
So mußt du süßen Geruch verbreiten."

———o———

Erwähnung mögen noch finden Aug. Gottl. Meißner (1753 bis 1807) aus Bauzen, bekannt durch historische Romane, namentlich „Mark Aurel" und „Aristides und Themistokles"; v. Knigge (1752 bis 1796) aus Hannover, dessen Buch „Ueber den Umgang mit Menschen", seiner Zeit viel gelesen wurde; zuletzt Ernst Wagner (1767—1812)

aus Meiningen, dessen einst beliebteste Werke waren: „Wilibald's Ansichten des Lebens" und „Reisen aus der Fremde in die Heimath."

147. Fr. A. Krummacher.

Friedr. Adolph Krummacher, 1768 zu Tecklenburg in Westphalen geboren, zeichnete sich als Kanzelredner aus, bekleidete hohe geistliche Aemter und starb 1845 in Bremen, wohin er als reformirter Prediger berufen worden war. Seine religiösen Schriften sind sehr zahlreich, doch machten ihn seine Parabeln hauptsächlich berühmt, in denen er sich Herder zum Muster nahm, jedoch später durch eigenes tieferes Studium die Meisterschaft in dieser Art der Dichtung erreichte.

Die Parabel besteht in einer dichterischen Vergleichung einer fortschreitenden Handlung im äußerlichen Leben mit einem verwandten Vorgange im Geiste und Gemüthe, mit dem Zwecke, klare Ueberzeugung von einer allgemein menschlichen Lebenswahrheit zu schaffen. Von der Allegorie unterscheidet sich die Parabel dadurch, daß sie das Urbild der Vergleichung beibehält, während jene dasselbe verhüllt oder vielmehr das Abbild an die Stelle desselben setzt. Bei der großen Anzahl seiner Parabeln ist es nicht zu verwundern, daß nicht alle gelungen sind. Manche derselben arten in Allegorien aus, andere entbehren des natürlichen, kindlichen Tones, noch andere sind spielend, weich und süßlich.

Im 2ten Lesebuch S. 56 und 60: „Erdbeersträuchlein" und „Nelkenbeet". „Das Samenkorn" und „der blühende Flachs" im 4ten Lesebuch S. 90 und 107.

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauches.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: „Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deine kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!"

So schmücke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da, in bescheidenem Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts.

Holde Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

148. Klinger, Maler Müller u. A.

Das bedeutendste der Kraftgenies, die neben Goethe in der Sturm- und Drangperiode literarisch thätig waren, ist Friedrich Maximilian Klinger, (1753—1831) aus Frankfurt a. M., der seine wilden Dramen in den Siebziger Jahren schrieb und dessen Ton oft so stark mit dem des später auftretenden Schiller zusammentrifft, daß man z. B. in den „Räubern" fast nur einen zweiten Klinger zu hören glaubte. Das erste Stück, durch welches er sich berühmt machte, sind die „Zwillinge" vom Jahre 1774. Von seinem Drama „Sturm und Drang", erhielt die kraftgenialische Zeit, deren Repräsentant er ist, ihren Namen. In seinen zahlreichen Werken bemerkt man den inneren Kampf zwischen Ideal und Welt, Herz und Verstand, Freiheit und herkömmliche Sitte, Natur und Kultur; Mißvergnügen und bitterer Schmerz über die verkehrten Zustände des Lebens spricht sich überall deutlich aus.

Später, als Klinger in russische Dienste getreten war, schrieb er Romane, meist philosophischer Natur. Unter diesen steht „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" oben an, der jedoch, anders als der Goethe'sche angelegt, mehr als ein Zeitspiegel zu betrachten ist. Beliebter wurde der Schreckensroman „Geschichte Raphaels de Aquillas" und die ähnliche spätere, „Geschichte Giafars des Barmaciden". Klinger starb als russischer General-Lieutenant und Curator der Universität Dorpat im Jahre 1831.

Friedr. Müller aus Kreuznach (1750—1825) bekannt unter dem Namen „Maler Müller" ist neben Klinger der bedeutendste Genosse dieser stürmischen Zeit, deren wilde Kraft, Begeisterung und Leidenschaft er besitzt. Seine modern bäuerlichen Idyllen, überragen die Geßner's bei Weitem, und seine „Genoveva", eins seiner besten Werke, erinnerte die Welt wieder an den Vergessenen. Er lebte nämlich in Rom und war während einer Krankheit zur katholischen Kirche übergetreten, worauf eine Unterbrechung seiner literarischen Thätigkeit folgte.

Philipp Hahn charakterisirte die Tollheit der Genieperiode durch sein Werk: „der Aufruhr in Pisa"; Reinhold Lenz aus Livland durch die Regellosigkeit in seinem Leben und seinen Schriften; der Straßburger Leopold Wagner, einer der falschen Freunde Goethe's*) dem er den Stoff zu seinem Drama: „die Kindesmörderin" entwandt hatte, durch eben dieses Drama und eine Satyre gegen Nicolai.

*) Goethe rächte sich an ihm dadurch, daß er Wagner als Faust's Famulus auftreten ließ.

149. Die romantische Schule.

Die Zeit der höchsten Blüthe Goethe's und Schiller's rief in ihre Umgebungen, in Weimar und Jena, ein so belebtes, aufgeregtes und wahrhaft geniales Zusammensein der verschiedensten Geister hervor, wie nach Schiller's eigener Bemerkung ein solches vielleicht in Jahrhunderten

nicht wiederkehrt: die Poesie drang mit Macht in die Wissenschaft, in die bildende Kunst, in das Leben. Der Gedanke, die Einheit der Poesie mit dem Leben immer mehr zu begreifen, zu verkündigen und herzustellen, ist einer der allgemeinsten Grundgedanken der neuen Schule, die bald und zumeist von ihren Gegnern, die romantische Schule genannt wurde, indem die Dichter derselben sich zunächst Rom und dem Mittelalter zuwandten. Das alte Volksepos wurde hervorgesucht, der lebendige fröhliche Gesang der Minnesänger, welcher das bunte, heitere farbenreiche Leben mit seinen hellen Klängen nach allen Seiten hin begleitete und durchtönte, gepriesen. Die Romantiker betrachteten es als ihren eigentlichen Beruf, die bis dahin verborgenen Schätze der älteren romanischen Poesie und das Verschmelzen der Formen derselben mit dem deutschen Geiste zu bewirken.

Da sie für eine solche Einheit der Poesie und des Lebens auch Einheit der Sitte, Einheit der Sprache, der Lebensanschauungen, des Strebens und vor Allem Einheit des Glaubens im Volke forderten, wurden sie zurückgeleitet zur Anerkennung der alten Staatsformen, der „altehrwürdigen" Königsherrschaft, der Vasallentreue und zur Weltansicht der katholischen Kirche, der sie mit soviel Begeisterung sich zuwandten, daß mehrere von ihnen selbst zu einem Uebertritt zu ihr sich entschlossen. Und so kam es, daß der Name Romantiker bald von ihren Gegnern kaum noch anders gebraucht wurde, als ein Schimpfname, als ein Inbegriff von dem, was man sonst Frömmelei, Scheinheiligkeit, Jesuitismus, Pfaffenherrschaft — was man sonst Obscurantismus, Geistestyrannei, Gewissenszwang und politischen Despotismus genannt hatte. Lüderlichkeit des Lebens und Vernachlässigung aller Sitte und Zucht bei Vielen derselben schienen ein allgemeines Verdammungsurtheil zu rechtfertigen.

Von Schiller zogen sich die Romantiker bald zurück, während sie Goethe ihre begeistertsten Huldigungen brachten, obwohl dieser ihnen häufig entgegentrat.

Trotz aller ihrer Verirrungen gelang es ihnen doch, einen mächtigen und theilweise sehr wohlthätigen Einfluß auf die deutsche Literatur zu gewinnen, indem sie dieselbe zu einer Weltliteratur erhoben, die neue Blüthe unserer bildenden Kunst, vor Allem der Malerei, schufen, eine neue großartige historische Sprachforschung anregten, die Geschichte der Literatur als Wissenschaft begründeten und durch ihre Kritik die verkehrten Geschmacksrichtungen der Zeit, namentlich die Sentimentalität, das ist die weichliche, inhaltleere, unwahre Rührung, die sich dem Leben entfremdet, bekämpften, die Weichheit der bloßen Naturschilderungen z. B. Matthison's verspotteten und die Erbärmlichkeit des Kotzebue'schen Bühnenwesens schonungslos aufdeckten.

Der Letztere und sein geistiger Anhang bildete das der romantischen Schule feindliche literarische Feldlager und benutzte den „Freimüthigen", eine Zeitschrift, die an Flachheit und Leerheit kaum übertroffen werden konnte, sich aber gebehrdete, als vertheidige sie die höchsten Interessen des freien Denkens, als Organ, wogegen die Romantiker in der „Zeitung für die elegante Welt" sich aussprachen.

Die neue Schule überschätzte freilich ihre Bedeutung, indem sie selbst Schiller in seinen besten Dichtungen angriff und Goethe zu überfliegen dachte, daß sie in Novalis und Tieck die eigentliche Offenbarung der Poesie fand; und in der kritischen Thätigkeit trieb sie zu sehr ein bloß geistreiches Spiel und versetzte sie mit zu viel Ironie, so daß an der Wahrheit ihrer Bestrebungen gezweifelt werden konnte.

150. Die beiden Schlegel.

August Wilh. v. Schlegel wurde 1767 zu Hannover geboren, erhielt daselbst eine sorgfältige Erziehung und zeigte sich schon früh als sehr begabt. Besonders erregten seine dichterischen Versuche durch die Leichtigkeit, mit der er Reim und Versbau behandelte, bei Allen, die ihm näher standen, große Bewunderung. In Göttingen wurde er einer der bedeutendsten Schüler des Philologen Heyne und ein Freund Bürger's. Nach vollendeten Studien wurde er Hauslehrer in Amsterdam, wo er drei Jahre verweilte; hierauf begab er sich nach Jena, wo ihn sein Talent mit den bedeutendsten Männern zusammenbrachte. Er nahm regen Antheil an Schiller's „Horen" und „Musenalmanachen", und wurde einer der fleißigsten Mitarbeiter an der Jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung". Zugleich hielt er ästhetische Vorlesungen und wurde 1798 zum Professor ernannt. In demselben Jahre begründete er mit seinem Bruder das „Athenäum", durch welches die neue Schule (die romantische) angekündigt und begründet wurde; die genannte Zeitschrift erwarb sich auch durch Bekämpfung der vorzüglich von Kotzebue repräsentirten gemeinen Richtung der Poesie große Verdienste.

Nachdem er sich 1802 nach kurzer Ehe von seiner Frau getrennt hatte, ging er nach Berlin, wo er Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt. Dort wurde er mit Frau von Staël bekannt, welche er seit 1805 begleitete und mit der er abwechselnd in Italien und Frankreich, in Wien und Stockholm, oder auf ihrem Landsitze bei Genf lebte. Doch unterbrachen diese Reisen seine Thätigkeit nicht. Zur Zeit des Kampfes gegen Napoleon 1813 ernannte ihn der Kronprinz zu seinem Legationsrath und verlieh ihm den Adelstitel. Nach dem Kriege, während dessen er den Kronprinzen auf seinen Feldzügen als Secretair begleitet hatte, ging er zu Frau von Staël an den Genfersee zurück, bei welcher er bis zu ihrem Tod verblieb. Im Jahre 1818 wurde er als Professor der Kunstgeschichte und Literatur an die Hochschule zu Bern berufen. Eine zweite Ehe, die er im Jahre 1819 schloß, war nicht glücklicher, als die erste; auch sie wurde bald wieder getrennt. Im J. 1827 hielt er Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Künste. Doch sank sein Ansehen in den letzten Jahren seines Lebens wegen seiner zu großen Selbstüberschätzung und der unberechtigten Feindseligkeit gegen Schiller. Er starb am 12. Mai 1845.

Karl Wilh. Friedrich Schlegel, 1772 geboren, wurde von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt, studirte aber später Philologie und zwar mit solchem Erfolge, daß er schon im J. 1793 in einer Reihe von größeren und kleinern Schriften beweisen konnte, die klassi-

schen Meisterwerke des Alterthums geistig aufgefaßt zu haben. Jenen Schriften, unter denen die bedeutendste ist „Griechen und Römer" folgte sein berüchtigter Roman „Lucinde", der aber unvollendet blieb. Im Jahre 1800 ließ er sich in Jena als Privatdozent nieder, wo die Philosophen Fichte und Schelling großen Einfluß auf die Entwickelung seiner ästhetischen Ansichten übten. Im J. 1802 ging er nach Dresden und von da nach Paris, wo er die Zeitschrift „Europa" herausgab, und sich vorzüglich mit der Sprache und Literatur des alten Indiens beschäftigte. Durch seine Schrift „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" führte er das Studium des Sanskrit in Deutschland ein; außerdem gab er zu einer kunstvollen Bearbeitung der Literaturgeschichte den Anstoß. Im J. 1808 verließ er Paris und hielt sich längere Zeit in Köln auf, wo er mit seiner Gattin Dorothea, der Tochter des edlen Mendelssohn zur römischen Kirche übertrat. Dadurch war ihm seine künftige Laufbahn vorgezeichnet. Er ging nach Wien, wo er durch Metternich's Einfluß Hofsekretär bei der Staatskanzlei wurde und in dessen Geiste politisch wirkte. Später kehrte er zu wissenschaftlichen Arbeiten zurück, erhielt in Rom den päpstlichen Christusorden, was ihn veranlaßte, seinem Namen das adelige von vorzusetzen; unternahm in Wien die Zeitschrift „Concordia", besorgte die Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (1822—1825), ging 1828 nach Dresden, um daselbst Vorlesungen über Philosophie zu halten, starb jedoch 1829 plötzlich an einem Schlagfluß.

Von ungleich größerem Talent als sein Bruder, nimmt er nicht blos dadurch eine wichtigere Stellung in der Geschichte der Literatur ein, sondern ganz hauptsächlich deshalb, weil die Ideen, auf welchen die ganze romantische Schule beruhte, zunächst von ihm ausgingen und er dieselben auch bis in ihren äußersten Folgerungen durchführte, während sein älterer, verständigerer Bruder gerade da innehielt, wo es sich darum handelte, mit der Vergangenheit zu brechen. Und da Tieck nicht das, was er für Forderungen der Poesie ansah, auch auf das Leben übertrug, Novalis (Hardenberg) aber vor der letzten Entwickelung der Schule starb, so erscheint der jüngere Schlegel als der eigentlichste Repräsentant derselben. Bezeichnend für seine Ansicht über Vermittelung der Wissenschaft mit dem Glauben ist folgendes kleines Gedicht.

Geistes Licht.

Geistlich wird umsonst genannt,
Wer nicht Geistes Licht erkannt;
Wissen ist des Glaubens Stern;
Andacht alles Wissens Kern.
Lehr' und lerne Wissenschaft —
Fehlt dir des Gefühles Kraft
Und des Herzens frommer Sinn,
Fällt es bald zum Staube hin;
Schöner doch wird nicht's gesehn
Als wenn die beisammen gehn;
Hoher Weisheit Sonnenlicht
Und der Kirche stille Pflicht.

Aug. W. Schlegel:

151. Arion.

Arion war der Töne Meister,
Die Zither lebt in seiner Hand;

Damit ergötzt er' alle Geister,
Und gern empfing ihn jedes Land.
Er schiffte goldbeladen
Jetzt von Tarents Gestaden.
Zum schönen Hellas heimgewandt.

Zum Freunde zieht ihn sein Verlangen,
Ihn liebt der Herrscher von Korinth.
Eh' in die Fremd' er ausgegangen,
Bat er ihn, brüderlich gesinnt:
Laß dir's in meinen Hallen
Doch ruhig wohlgefallen!
Viel kann verlieren, wer gewinnt.

Arion sprach: „Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Dichterbrust,
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie sei auch vieler Tausend Lust.
An wohlerworb'nen Gaben
Wie werd' ich einst mich laben
Des weiten Ruhmes froh bewußt!"

Er steht im Schiff am zweiten Morgen,
Die Lüfte wehen lind' und warm,
„O Periander, eitle Sorgen!
Vergiß sie nun in meinem Arm!
Wir wollen mit Geschenke
Die Götter reich bedenken.
Und jubeln in der Gäste Schwarm." —

Es bleiben Wind und See gewogen,
Auch nicht ein fernes Wölkchen graut,
Er hat nicht allzuviel den Wogen,
Den Menschen allzuviel vertraut.
Er hört die Schiffer flüstern,
Nach seinen Schätzen lüstern:
Doch bald umringen sie ihn laut.

„Du darfst, Arion, nicht mehr leben:
Begehrst du auf dem Land' ein Grab,
So mußt du hier den Tod dir geben;
Sonst wirf dich in das Meer hinab."
So wollt ihr mich verderben?
Ihr mögt mein Gold erwerben,
Ich kaufe gern mein Blut euch ab."

„Nein, nein, wir lassen dich nicht wandern,
Du wär'st ein zu gefährlich Haupt.
Wo blieben wir vor Periandern,
Verrieth'st du, daß wir dich beraubt?

Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt." —

Gewährt mir denn noch eine Bitte,
Gilt, mich zu retten, kein Vertrag;
Daß ich nach Zitherspieler Sitte,
Wie ich gelebet, sterben mag;
Wann ich mein Lied gesungen,
Die Saiten ausgeklungen,
Dann fahre hin des Lebens Tag,

Die Bitte kann sie nicht beschämen,
Sie denken nur an den Gewinn,
Doch solchen Sänger zu vernehmen,
Das reizet ihren wilden Sinn.
„Und wollt ihr ruhig lauschen,
Laßt mich die Kleider tauschen:
Im Schmuck nur reißt Apoll mich hin." —

Der Jüngling hüllt die schönen Glieder
In Gold und Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die Rechte hält das Elfenbein.
Er scheint erquickt die Luft zu trinken,
Er strahlt im Morgensonnenschein,
Es staunt der Schiffer Bande;
Er schreitet vorn zum Rande,
Und sieht ins blaue Meer hinein.

Er sang: „Gefährtin meiner Stimme!
Komm, folge mir in's Schattenreich!
Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.
Elysiums Heroen,
Dem dunkeln Strom entflohen
Ihr friedlichen, schon grüß ich euch!

Doch könnt ihr mich des Grams entbinden?
Ich lasse meinen Freund zurück.
Du gingst, Eurydicen zu finden:
Der Hades barg dein süßes Glück.
Da wie ein Traum zerronnen,
Was dir dein Lied gewonnen,
Verfluchtest du der Sonne Blick.

Ich muß hinab, ich will nicht zagen!
Die Götter schauen aus der Höh'.
Die ihr mich wehrlos habt erschlagen,
Erblasset, wenn ich untergeh'!
Den Gast, zu euch gebettet,
Ihr Nereiden, rettet!"
So sprang er in die tiefe See.

Ihn deckten alsobald die Wogen,
Die sichern Schiffer segeln fort.
Delphine waren nachgezogen,
Als lockte sie ein Zauberwort:
Eh' Fluthen ihn umstricken,
Beut einer ihm den Rücken
Und trägt ihn langsam hin zum Port.

Des Meers verworrenes Gebrause
Ward stummen Fischen nur verlieh'n;
Doch lockt Musik aus salz'gem Hause
Zu frohen Sprüngen den Delphin,
Sie konnt' ihn oft bestricken
Mit sehnsuchtsvollen Blicken
Dem falschen Jäger nachzuzieh'n.

So trägt den Sänger mit Entzücken
Das menschenliebend sinn'ge Thier.
Er schwebt auf dem gewölbten Rücken,
Hält im Triumph der Leier Zier,
Und kleine Wellen springen
Wie nach der Saiten Klingen
Rings in dem blaulichen Revier.

Wo der Delphin sich sein entladen,
Der ihn gerettet uferwärts,
Da wird dereinst an Felsgestaden
Das Wunder aufgestellt in Erz.
Jetzt, da sich jedes trennte
In seinem Elemente,
Grüßt ihn Arion's volles Herz:

„Leb wohl, und könnt' ich dich belohnen,
Du treuer, freundlicher Delphin!
Du kannst nur hier, ich dort nur wohnen:
Gemeinschaft ist uns nicht verlieh'n.
Dich wird auf feuchten Spiegeln
Noch Galatea zügeln,
Du wirst sie stolz und heilig zieh'n." —

Arion eilt nun leicht von hinnen,
Wie einst er in die Fremde fuhr;

Schon glänzen ihm Korinthus Zinnen,
Er wandelt singend durch die Flur.
Mit Lieb' und Lust geboren,
Vergißt er, was verloren,
Bleibt ihm der Freund, die Zither nur.

Er tritt herein: „Vom Wanderleben
Nun ruh' ich, Freund, an deiner Brust.
Die Kunst, die mir ein Gott gegeben,
Sie wurde vieler Tausend Lust.
Zwar falsche Räuber haben
Die wohlerworb'nen Gaben,
Doch bin ich mir des Ruhm's bewußt."

Dann spricht er von den Wunderdingen,
Daß Periander staunend horcht.
„Soll Jenen solch' ein Raub gelingen?
Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.
Die Thäter zu entdecken,
Mußt du dich hier verstecken,
So nah'n sie wohl sich unbesorgt."

Und als im Hafen Schiffer kommen,
Bescheidet er sie zu sich her.
„Habt vom Arion ihr vernommen?
Mich kümmert seine Wiederkehr."
Wir ließen recht im Glücke
Ihn zu Tarent zurücke —
Da, siehe! tritt Arion her.

Gehüllt sind seine schönen Glieder,
In Gold uud Purpur wunderbar.
Bis auf die Sohlen wallt hernieder
Ein leichter, faltiger Talar;
Die Arme zieren Spangen,
Um Hals und Stirn und Wangen
Fliegt duftend das bekränzte Haar.

Die Zither ruht in seiner Linken,
Die rechte hält das Elfenbein.
Sie müssen ihm zu Füßen sinken,
Es trifft sie wie des Blitzes Schein.
„Ihn wollten wir ermorden;
Er ist zum Gotte worden;
O schläng' uns nur die Erd' hinein!„

„Er lebet noch, der Töne Meister;
Der Sänger steht in heil'ger Hut.

Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut,
Fern mögt ihr zu Barbaren
Des Geizes Knechte, fahren:
Nie labe Schönres euren Muth!"

———o———

152. Aus Shakespeare's „Julius Cäsar."

Das Forum.

(Brutus und Cassius kommen mit einem Haufen Volkes.)

Bürger:
Wir wollen Rechenschaft, legt Rechenschaft uns ab!

Brutus.
So folget mir und gebt Gehör mir, Freunde.
Ihr, Cassius, geht in eine andre Straße
Und theilt die Haufen —
Wer mich will reden hören, bleibe hier;
Wer Cassius folgen will, der geh' mit ihm.
Wir wollen öffentlich die Gründ' erklären
Von Cäsars Tod.

Erster Bürger:
Ich will den Brutus hören.

Zweiter Bürger:
Den Cassius ich: so können wir die Gründe
Vergleichen, wenn wir beide angehört.

(Cassius mit einigen Bürgern ab. Brutus besteigt die Rostra.)

Dritter Bürger.
Der edle Brutus steht schon oben: still!

Brutus:
Seid ruhig bis zum Schluß.
Römer! Mitbürger! Freunde! Hört mich meine Sache führen, und seid still, damit ihr hören möget. Glaubt mir um meiner Ehre willen, und hegt Achtung vor meiner Ehre, damit ihr glauben mögt. Richtet mich nach eurer Weisheit, und weckt eure Sinne, um desto besser urtheilen zu können. Ist Jemand in dieser Versammlung, irgend ein herzlicher Freund Cäsars, dem sage ich: des Brutus Liebe zu Cäsar war nicht geringer als seine. Wenn dieser Freund dann fragt, warum Brutus gegen Cäsar aufstand, ist dies meine Antwort: nicht, weil ich Cäsarn weniger liebte, sondern, weil ich Rom mehr liebte. Wolltet ihr lieber, Cäsar lebte und ihr stürbet alle als Sklaven, als daß Cäsar todt ist, damit ihr alle lebet wie freie Männer? Weil Cäsar mich liebte, wein' ich um ihn; weil er glücklich war, freue ich mich; weil er tapfer war, ehr' ich ihn; aber weil er herrschsüchtig war, erschlug ich ihn. Also Thränen für seine Liebe, Freude für sein Glück, Ehre für seine Tapferkeit, und Tod für seine Herrsucht. Wer ist hier so niedrig gesinnt, daß er ein Knecht sein möchte? Ist es Jemand, er rede, denn ihn habe ich beleidigt. Wer ist hier so roh, daß er nicht wünschte, ein Römer zu sein? Ist es

Jemand, er rede, denn ihn habe ich beleidigt. Ich halte inne, um Antwort zu hören.

Bürger:

(Verschiedene Stimmen auf einmal.)

Niemand, Brutus, Niemand.

Brutus:

Dann habe ich Niemand beleidigt. Ich that Cäsarn nichts, als was ihr dem Brutus thun würdet. Die Untersuchung über seinen Tod ist im Capitol aufgezeichnet: sein Ruhm nicht geschmälert, wo er Verdienste hatte; seine Vergehen nicht übertrieben, für die er den Tod gelitten.

(Antonius und Andere treten auf mit Cäsars Leiche.

Hier kommt seine Leiche, von Mark Anton betrauert, der, ob er schon keinen Theil an seinem Tode hatte, die Wohlthat seines Sterbens, einen Platz im gemeinen Wesen, genießen wird. Wer von euch wird es nicht? Hiermit trete ich ab; wie ich meinen besten Freund für das Wohl Roms erschlug, so habe ich denselben Dolch für mich selbst, wenn es dem Vaterlande gefällt, meinen Tod zu bedürfen.

Bürger.

Lebe! Brutus! lebe! lebe!

Erster Bürger.

Begleitet mit Triumph ihn in sein Haus.

Zweiter Bürger.

Stellt ihm ein Bildniß auf bei seinen Ahnen.

Dritter Bürger.

Er werde Cäsar.

Vierter Bürger.

Im Brutus krönt ihr Cäsars bess're Gaben.

Erster Bürger.

Wir bringen ihn nach Haus mit lautem Jubel.

Brutus.

Mitbürger –

Zweiter Bürger.

Schweigt doch! stille! Brutus spricht.

Erster Bürger.

Still da!

Brutus.

Ihr guten Bürger, laßt allein mich gehn:
Bleibt mir zu Liebe hier beim Mark Anton.
Ehrt Cäsars Leiche, ehret seine Rede,
Die Cäsars Ruhm verherrlicht; dem Antonius
Gab unser Will' Erlaubniß, sie zu halten.
Ich bitt' Euch, keiner gehe fort von hier,
Als ich allein, bis Mark Anton gesprochen.

Erster Bürger.

He, bleibt doch! Hören wir den Mark Anton.

Dritter Bürger.

Laßt ihn hinaufgehn auf die Rednerbühne.
Ja hört ihn! Edler Mark Anton, hinauf!

Antonius.
UmBrutus Willen bin ich euch verpflichtet.
Vierter Bürger.
Was sagt er da vom Brutus?
Dritter Bürger.
Er sagt, um Brutus willen find' er sich
Uns insgesammt verpflichtet.
Vierter Bürger.
Er thäte wohl,
Dem Brutus hier nichts Uebles nachzureden.
Erster Bürger.
Der Cäsar war ein Tyrann.
Dritter Bürger.
Ja, das ist sicher.
Es ist ein Glück für uns, daß Rom ihn los ward.
Vierter Bürger.
Still! Hört doch, was Antonius sagen kann!
Antonius.
Ihr edlen Bürger —
Bürger.
Still da! hört ihn doch!
Antonius.
Mitbürger! Freunde! Römer! hört mich an:
Begraben will ich Cäsarn, nicht ihn preisen.
Was Menschen Uebles thun, das überlebt sie,
Das Gute wird mit ihnen oft begraben.
So sei es auch mit Cäsarn! Der edle Brutus
Hat euch gesagt, daß er voll Herrschsucht war;
Und war er das, so war's ein schwer Vergehen,
Und schwer hat Cäsar auch dafür gebüßt.
Hier, mit des Brutus Willen und der Andern
(Denn Brutus ist ein ehrenwerther Mann;
Das sind sie alle, alle ehrenwerth)
Komm' ich, bei Cäsars Leichenzug zu reden.
Er war mein Freund, war mir gerecht und treu,
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann.
Er brachte viel Gefangne heim nach Rom,
Wofür das Lösegeld den Schatz gefüllt.
Sah das der Herrschsucht wohl am Cäsar gleich?
Wenn Arme zu ihm schrie'n, so weinte Cäsar:
Die Herrschsucht sollt' aus härterm Stoff bestehn.
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,
Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann.
Ihr alle saht, wie am Lupercus-Fest
Ich dreimal ihm die Königkrone bot,
Die dreimal er geweigert. War das Herrschsucht?
Doch Brutus sagt, daß er voll Herrschsucht war,

Und ist gewiß ein ehrenwerther Mann.
Ich will, was Brutus sprach, nicht widerlegen,
Ich spreche hier von dem nur, was ich weiß,
Ihr liebtet all' ihn einst nicht ohne Grund:
Was für ein Grund wehrt euch, um ihn zu trauern?
O Urtheil, du entflohst zum blöden Vieh,
Der Mensch ward unvernünftig! — Habt Geduld!
Mein Herz ist in dem Sarge hier beim Cäsar,
Und ich muß schweigen, bis er mir zurückkommt.

Erster Bürger.

Mich dünkt, in seinen Reden ist viel Grund.

Zweiter Bürger.

Wenn man die Sache recht erwägt, ist Cäsarn
Groß Unrecht widerfahren.

Dritter Bürger.

Meint ihr, Bürger?
Ich fürcht', ein Schlimm'rer kommt an seine Stelle.

Vierter Bürger.

Habt ihr gehört? Er nahm die Krone nicht,
Da sieht man, daß er nicht herrschsüchtig war.

Erster Bürger.

Wenn dem so ist, so wird es Manchem theuer
Zu stehen kommen.

Zweiter Bürger.

Ach, der arme Mann!
Die Augen sind ihm feuerroth vom Weinen.

Dritter Bürger.

Antonius ist der bravste Mann in Rom.

Vierter Bürger.

Gebt Acht, er fängt von Neuem an zu reden.

Antonius.

Noch gestern hätt' umsonst dem Worte Cäsars
Die Welt sich widersetzt: nun liegt er da,
Und der Geringste neigt sich nicht vor ihm.
O Bürger! strebt' ich, Herz und Muth in euch
Zur Wuth und zur Empörung zu entflammen,
So thät' ich Cassius und Brutus Unrecht,
Die ihr als ehrenwerthe Männer kennt.
Ich will nicht ihnen Unrecht thun, will lieber
Dem Todten Unrecht thun, mir selbst und euch
Als ehrenwerthen Männern, wie sie sind.
Doch seht dies Pergament mit Cäsars Siegel;
Ich fand's bei ihm, es ist sein letzter Wille.
Vernähme nur das Volk dies Testament,
(Das ich, verzeiht mir, nicht zu lesen denke)
Sie gingen hin und küßten Cäsars Wunden
Und tauchten Tücher in sein heil'ges Blut,

Ja, bäten um ein Haar zum Angedenken,
Und sterbend nennten sie's im Testament,
Und hinterließen's ihres Leibes Erben
Zum köstlichen Vermächtniß.

Vierter Bürger.

Wir wollen's hören: les't das Testament!
Les't, Mark Anton.

Bürger.

Ja ja, das Testament!
Laßt Cäsars Testament uns hören.

Antonius.

Seid ruhig, lieben Freund'! Ich darf's nicht lesen,
Ihr müßt nicht wissen, wie euch Cäsar liebte.
Ihr seid nicht Holz, nicht Stein, ihr seid ja Menschen;
D'rum, wenn ihr Cäsars Testament erführt,
Es setzt in Flammen euch, es macht' euch rasend.
Ihr dürft nicht wissen, daß ihr ihn beerbt,
Denn wüßtet ihr's, was würde draus entstehn?

Bürger.

Les't das Testament! Wir wollen's hören, Mark Anton.
Les't das Testament! Cäsars Testament!

Antonius.

Wollt ihr euch wohl gedulden? wollt ihr warten?
Ich übereilte mich, da ich euch's sagte.
Ich fürcht', ich tret' den ehrenwerthen Männern
Zu nah, von deren Dolchen Cäsar fiel;
Ich fürcht' es.

Vierter Bürger.

Sie sind Verräther: ehrenwerthe Männer!

Bürger.

Das Testament! Das Testament!

Zweiter Bürger.

Sie waren Bösewichter, Mörder! Das Testament!
Les't das Testament!

Antonius.

So zwingt ihr mich, das Testament zu lesen?
Schließt einen Kreis um Cäsars Leiche denn,
Ich zeig' euch den, der euch zu Erben machte,
Erlaubt ihr mir's? soll ich hinuntersteigen?

Bürger.

Ja, kommt nur!

Zweiter Bürger.

Steigt herab!

(Er verläßt die Rednerbühne.)

Dritter Bürger.

Es ist euch gern erlaubt.

Vierter Bürger.

Schließt einen Kreis herum.

Erster Bürger.

Zurück vom Sarge! Von der Leiche weg!

Zweiter Bürger.

Platz für Antonius! für den edlen Antonius!

Antonius.

Nein, drängt nicht so heran! Steht weiter weg!

Bürger.

Zurück! Platz da! zurück!

Antonius.

Wofern ihr Thränen habt, bereitet euch,
Sie jetzo zu vergießen. Diesen Mantel,
Ihr kennt ihn alle; noch erinnr' ich mich
Des ersten Males, da ihn Cäsar trug,
In seinem Zelt an einem Sommerabend —
Er überwand den Tag die Nervier —
Hier, schauet! fuhr des Cassius Dolch herein;
Seht, welchen Riß der tück'sche Casca machte!
Hier stieß der vielgeliebte Brutus durch,
Und als er den verfluchten Stahl hinwegriß,
Schaut her, wie ihm das Blut des Cäsar folgte,
Als stürzt' es vor die Thür, um zu erfahren,
Ob wirklich Brutus so unfreundlich klopfte.
Denn Brutus, wie ihr wißt, war Cäsars Engel. —
Ihr Götter, urtheilt, wie ihn Cäsar liebte!
Kein Stich von allen schmerzte so wie der.
Denn als der edle Cäsar Brutus sah,
Warf Undank, stärker als Verrätherwaffen,
Ganz ihn nieder: da brach sein großes Herz,
Und in den Mantel sein Gesicht verhüllend,
Grad' am Gestell der Säule des Pompejus,
Von der das Blut rann, fiel der große Cäsar.
O meine Bürger, welch ein Fall war das!
Da fielet ihr und ich; wir alle fielen,
Und über uns frohlockte blut'ge Tücke.
O ja! nun weint ihr, und ich merk' ihr fühlt
Den Drang des Mitleids: dies sind milde Tropfen.
Wie? weint ihr, gute Herzen, seht ihr gleich
Nur unsers Cäsars Kleid verletzt? Schaut her!
Hier ist er selbst, geschändet von Verräthern.

Erster Bürger.

O kläglich Schauspiel!

Zweiter Bürger.

O edler Cäsar!

Dritter Bürger.

O jammervoller Tag!

Vierter Bürger.

O Buben und Verräther!

Erster Bürger.

O blut'ger Anblick!

Zweiter Bürger.

Wir wollen Rache, Rache! Auf und sucht!
Sengt! brennt! schlagt! mordet! laßt nicht Einen leben!

Antonius.

Seid ruhig, meine Bürger!

Erster Bürger.

Still da! Hört den edlen Antonius!

Zweiter Bürger.

Wir wollen ihn hören, wir wollen ihm folgen, wir wollen für ihn sterben.

Antonius.

Ihr guten lieben Freund', ich muß euch nicht
Hinreißen zu des Aufruhrs wildem Sturm.
Die diese That gethan, sind ehrenwerth.
Was für Beschwerden sie persönlich führen,
Warum sie's thaten, ach! das weiß ich nicht.
Doch sind sie weis' und ehrenwerth, und werden
Euch sicherlich mit Gründen Rede stehn.
Nicht euer Herz zu stehlen komm' ich, Freunde:
Ich bin kein Redner, wie es Brutus ist,
Nur, wie ihr Alle wißt, ein schlichter Mann,
Dem Freund' ergeben, und das wußten die
Gar wohl, die mir gestattet, hier zu reden.
Ich habe weder Schriftliches, noch Worte,
Noch Würd' und Vortrag, noch die Macht der Rede,
Der Menschen Blut zu reizen; nein, ich spreche
Nur geradezu und sag' euch, was ihr wißt.
Ich zeig euch des geliebten Cäsars Wunden,
Die armen, stummen Munde, heiße die
Statt meiner reden. Aber wär' ich Brutus,
Und Brutus Mark Anton, dann gäb' es einen,
Der eure Geister schürt', und jeder Wunde
Des Cäsar eine Zunge lieh, die selbst
Die Steine Roms zum Aufstand würd' empören.

Dritter Bürger.

Empörung!

Erster Bürger.

Steckt des Brutus Haus in Brand.

Dritter Bürger.

Hinweg denn! kommt, sucht die Verschwornen auf!

Antonius.

Noch hört mich, meine Bürger, hört mich an!

Bürger.

Still da! Hört Mark Anton! den edlen Mark Anton!

Antonius.

Nun, Freunde, wißt ihr selbst auch, was ihr thut?
Wodurch verdiente Cäsar eure Liebe?

Ach nein! ihr wißt nicht — Hört es denn! Vergessen
Habt ihr das Testament, wovon ich sprach.

Bürger.

Wohl wahr! Das Testament! Bleibt, hört das Testament!

Antonius.

Hier ist das Testament mit Cäsars Siegel.
Darin vermacht er jedem Bürger Roms,
Auf jeden Kopf euch fünf und siebzig Drachmen.

Zweiter Bürger.

O edler Cäsar! — Kommt, rächt seinen Tod!

Dritter Bürger.

O königlicher Cäsar!

Antonius.

Hört mich mit Geduld!

Bürger.

Still da!

Antonius.

Auch läßt er alle seine Lustgehege,
Verschloßne Lauben, neugepflanzte Gärten,
Diesseit der Tiber, euch und euren Erben
Auf ew'ge Zeit, damit ihr euch ergehn
Und euch gemeinsam dort ergötzen könnt.
Das war ein Cäsar: wann kommt seines Gleichen?

Erster Bürger.

Nimmer! nimmer! — Kommt! hinweg! hinweg!
Verbrennt den Leichnam auf dem heil'gen Platze,
Und mit den Bränden zündet den Verräthern
Die Häuser an. Nehmt denn die Leiche auf!

Zweiter Bürger.

Geht! holt Feuer!

Dritter Bürger.

Reißt Bänke ein!

Vierter Bürger.

Reißt Sitze, Läden, Alles ein!

(Die Bürger mit Cäsars Leiche ab.)

Antonius.

Nun wirk' es fort. Unheil du bist im Zuge:
Nimm, welchen Lauf du willst! —

(Ein Diener kommt.)

Was bringst du, Bursch?

Diener.

Herr Octavius ist schon nach Rom gekommen.

Antonius.

Wo ist er?

Diener.

Er und Lepidus sind in Cäsars Hause.

Antonius.

Ich will sofort dahin, ihn zu besuchen,
Er kommt erwünscht. Das Glück ist aufgeräumt,

Und wird in dieser Laun' uns nichts versagen.

Diener.

Ich hört' ihn sagen, Cassius und Brutus
Sei'n durch die Thore Roms wie toll geritten.

Antonius.

Vielleicht vernahmen sie vom Volke Kundschaft,
Wie ich es aufgewiegelt. Führ' indeß
Mich zum Octavius.

(Beide ab).

———o———

153. Novalis.

Novalis, der Dichtername des Freiherrn v. Hardenberg, wurde 1772 auf dem Landgute seines Vaters bei Eisleben geboren, zeigte als Kind wenig Fähigkeiten, entwickelte sich aber, nachdem er im 9. Jahre eine gefährliche Krankheit überstanden hatte, desto schneller. Während er in Jena studirte, machte er mit Aug. W. Schlegel und Tieck Bekanntschaft, wodurch er der romantischen Schule zugeführt wurde. Nach Beendigung seiner Studien kehrte er zu seinen damals in Weißenfels lebenden Vater zurück. Bei einem Aufenthalt in Arnstadt, Thüringen, wurde er mit der liebenswürdigen Sophie von Kühn bekannt die ihn zu hoher Begeisterung entflammte, durch ihren baldigen Tod aber in gränzenlosen Schmerz versetzte. Seitdem lebte er nur seiner Trauer um die Entschlafene und alle seine Lieder athmen die Sehnsucht nach der „höhern Welt, wo seine Sophie weilte."

Mit Gewalt riß er sich zwar los, studirte Naturwissenschaft und erhielt Anstellung; aber nirgends fand er Ruhe. Er lebte nach einander in Jena mit den beiden Schlegel und Tieck, dann in einem einsamen Dorfe am Fuße des Kyffhäuser-Berges in der goldenen Aue, wo er seinen Roman „Heinrich von Ofterdingen" ausarbeitete, zuletzt in Weißenfels, wo er Pläne für sein künftiges Leben entwarf. Aber ein Lungenleiden zerstörte hier 1801 das jugendliche Dichterleben.

Seine geistlichen Lieder, durch die er sich besonders auszeichnete, neigen zum Tiefinnerlichen hin, bleiben aber der katholisirenden Richtung fern, stellen sich vielmehr an die Seite der kraftvollen christlichen Lieder der Reformationszeit. Von der romantischen Schule hatte er die Eleganz der Formen. Von den Proben seiner Dichtung wählen wir:

Das Weinlied.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat sich ihn erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Das zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das holde Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdische Geschoß,
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß,

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her,
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen seh'n
Läßt ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihn fleh'n.

Aus seiner Wiege dunklem Schoße
Erscheint er in Krystallgewand.
Verschwieg'ner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Es spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Freude nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

---

154. Tieck.

Ludwig Tieck, geb. 1773 zu Berlin, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, sodann die Universität Halle. An letzterem Orte widmete er sich vorzüglich dem Studium der neueren Sprachen, welches er später in Göttingen und Erlangen fortsetzte. Nach Berlin zurückgekehrt, lieferte er schriftstellerische Arbeiten für Nicolai, die auch in dessen Sinne verfaßt waren. Ende des Jahres 1799 zog er nach Jena, wo er sich an die Romantiker anschloß und nahm endlich 1818 nach längeren Reisen nach Paris, Italien und England, seinen dauernden Aufenthalt in Dresden, wo er 1825 zum Hofrath und zum Intendanten des Hoftheaters ernannt wurde. Er bildete hier den Mittelpunkt des literarischen Lebens und der geistreichen Unterhaltung. Im Jahre 1841 berief ihn Friedr. Wilh. IV. nach Berlin, wo er 1851 starb.

Tieck war der Dichter, in dessen Poesien sich das Wesen der Romantik am Talentvollsten entfaltete und durch deren Richtschnur und Vielseitigkeit sich Geltung verschaffen konnte. So wurde er von der romantischen Schule übertrieben gepriesen, in Verblendung und Parteileidenschaft selbst über Schiller und Göthe gestellt und dadurch immer mehr in ihren Kreis gezogen, was ihn verhinderte, einer der größten deutschen Dichter zu werden, wozu seine dichterische Befähigung ihn berufen zu haben schien. In die erste Periode seiner Thätigkeit fallen seine frühesten Erzählungen, Romane und Dramen; in die zweite, die romantische, seine Bearbeitungen der Literatur der südlichen Völker, namentlich die des „Don Quixote" und der Shakespeare'schen Dramen, seine Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter. sein „Deutsches Theater", seine satyrischen Dramen, besonders auch seine Märchen und eine große Anzahl seiner lyrischen Gedichte; in die dritte, in der er sich wieder freier und unabhängiger von den Romantikern bewegt, seine Novellen, durch die er viele andere Dichter zur Nachfolge anfeuerte.

—o—

Tieck:

155. Auf der Reise.

Auf Wiesen, in Wäldern,
An Strömen, auf Feldern
Quillt glühendes Leben;
Die Bäume, sie streben
Zum Himmel hinan.
Es fliehen mit Eilen
Die Quellen von steilen
Gebirgen und suchen sich ebene Bahn,
Durch Dornengesträuche
Vorüber der Eiche,
Dem Wurzelgeflecht;
Und rund um die Quelle
Besieht sich in jeder fortschreitenden Welle
Der kindischen Blumen neugierig Geschlecht.
In Steinklüften suchen
Die hellgrünen Buchen
Genügsamen Raum;
Sie zittern und nicken
Und rauschen und schmücken
Den felsigen Saum.
So findet die Quelle,
Der Baum seine Stelle.
Und treibet sich's recht:
So dauert, geneset
Und stirbt und verweset
Zufrieden so manches geborne Geschlecht.
Nur der Mensch geht in der Irre,
Will heut hier sein, morgen dort;

Alle Sinnen im Gewirre
Sucht er stets den fernen Ort.
Will nicht in der Heimath dauern,
Weithin dehnt er seinen Blick,
Wandert unter Regenschauern
Und sieht dann mit bangem Trauern
Nach dem erst verschmähten Glück.
Wie in mondenhellen Hainen
Wolken durch den Himmel fliehn,
Bald die Bäume glänzend scheinen,
Schatten wieder abwärts ziehn:
Also auch des Menschen Seele;
Daß er durch sein ganzes Leben
Rastlos auf und ab sich quäle,
Ward die Sehnsucht ihm gegeben —
Doch wohl mir, ich fühle
Zerrissen dies Band!
Ich nahe dem Ziele,
Das ferner und ferner seit lange mir schwand.
Das bängliche Schwanken,
Das nüchterne Kranken,
Vorüber an mir!"
Wie soll ich dir danken?
O Liebste! o sprich, wie vergelt' ich es dir?

———o———

156. Sonetten.

1. An Novalis.

Wer in den Wäldern, Blumen, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Blumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz des Maien!
Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blumen, Wald und Strom zur Tief entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüth' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.
Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Geberde,
Des Busens Ahnen, Sehnsucht nach dem Frieden.
Seit ich Dich sah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du mußtest von uns gehn und dieser Erde!
Du gingst! fahr wohl! wir sind ja nicht geschieden.

2. An Wackenroder.[1])

Wenn das Gewühl der Welt mit tausend Banden
Um Auge, Sinn und Herz sich wollte stricken,

So durft' ich nur in deine Augen blicken,
Und alle Zweifel, alle Räthsel schwanden.
Ich sah, wie sich die gift'gen Schlangen wanden,
Den Vater sammt den Kindern zu erdrücken,
Und wie kein Gott wollt' Hülfe niederschicken,
Fast unbewußt die Armen hülflos standen.
So wird kein Mensch von Angst und Pein getrieben,
Der stolz und zornig, der in Lüsten glühend,
Von Habsucht der erstickt, vom gift'gen Neide.
Dann sah ich Dich in stiller, frommer Freude,
Im ewigen Gebete niederknieend,
Einsam Natur und Gott und Himmel lieben.

1) Ein Mitschüler und Freund Tieck's, der romantischen Schule angehörig, vorzüglich als Kunstkritiker bedeutend, von 1772—1798.

157. Tiedge, Fouque u. A.

Unter den übrigen Dichtern der romantischen Schule zeichneten sich noch aus: Tiedge, der Sänger der „Urania", eines elegischen Lehrgedichtes über Gott und Unsterblichkeit; Zach. Werner (1768—1823) der Dichter schauerlicher, von religiöser Schwärmerei durchdrungener Schicksalstragödien; Heinrich von Kleist (1776—1811), welcher lebhafte Theaterstücke verfaßte, (das Käthchen von Heilbronn). Die Novellen- und Romanliteratur wurde überspannt und verschroben durch, Arnim (1784—1831), Brentano (1777—1842) und Fouque (1777—1843). Die beiden Ersteren veranstalteten eine werthvolle Sammlung von Volksliedern „des Knaben Wunderhorn". Fouque's „Undine", ein Märchen, das die Beseelung der Naturkräfte darstellt, empfing einst mehr Bewunderung, als sie verdiente, obwohl sie zarte Sinnigkeit und dichterisches Talent zeigte.

Der Kosak und sein Mädchen.

(Tiedge.)

Olis: Schöne Minka, ich muß scheiden! —
Ach, du fühlest nicht das Leiden,
Fern auf freudenlosen Haiden,
Fern zu sein von dir!
Finster wird der Tag mir scheinen,
Einsam werd' ich steh'n und weinen,
Auf den Bergen, in den Hainen
Ruf' ich, Minka dir!

Nie werd' ich von dir mich wenden!
Mit den Lippen, mit den Händen
Werd' ich Grüße zu dir senden
Von entfernten Höh'n!
Mancher Mond wird noch vergehen,

Ehe wir uns wiederſehen —
Ach! Vernimm mein letztes Flehen:
Bleib mir treu und ſchön!

Minka. Du, mein Olis, mich verlaſſen?
Meine Wange wird erblaſſen,
Alle Freuden werd' ich haſſen,
Die ſich freundlich nahn
Ach! den Nächten und den Tage..
Werd' ich meinen Kummer klagen,
Alle Lüfte werd' ich fragen,
Ob ſie Olis ſahn!

Tief verſtummen meine Lieder,
Meine Augen ſchlag' ich nieder;
Aber — ſeh' ich einſt Dich wieder —
Dann wird's anders ſein!
Ob auch all' die friſchen Farben
Deiner Jugendblüthe ſtarben:
Ja, mit Wunden und mit Narben
Biſt Du, Süßer mein!

Die luſtigen Muſikanten.

(Brentano.)

1. Da ſind wir Muſikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen ziehn,
Von unſern Pfeifen luſt'ge Lieder,
Wie Blitze durch das Dunkel flieh'n. —
„Es brauſet und ſauſet
Das Tambourin
Es praſſeln und raſſeln
Die Schellen darin;
Die Becken hell flimmern
Von tönendem Schimmern
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
An's Herz
Mit Freud' und mit Schmerz."

2. Die Fenſter ſich erhellen
Und brennend fällt uns mancher Preis,
Wenn wir uns ſtill zuſammenſtellen
Zum frohen Werke in den Kreis.
„Es brauſet und ſauſet u. ſ. w.

3. An unſern herzlich frohen Weiſen
Hat immer Alt und Jung genug,
Wir wiſſen alle hinzureißen
In unſrer Töne Zauberzug.
„Es ſauſet und brauſet" u. ſ. w.

„Thurmwächterlied" von Fouque im 4. Leſeb. S. 260.

158. Luise Brachmann.

Luise Brachmann 1777 in Rochlitz, Sachsen, geboren, lebte vorzüglich in Weißenfels an der Saale. Durch Novalis wurde sie in die romantische Poesie eingeführt. Aus der Ritterzeit Spaniens, Frankreichs und Deutschlands nahm sie den Stoff fast aller ihrer Dichtungen, in denen sie schwärmerische Liebe und Freundschaft, Religion, Heldenmuth, und todverachtende Hingebung besang. Ihre ersten Gedichte wurden gedruckt, als sie das Alter von 21 Jahren erreichte, Schiller nahm mehrere in seinem Musenalmanach auf. Aber eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich ihrer, die sie schon damals zu Selbstmordsversuchen führte. Nach manchen herben Erfahrungen und Leiden suchte und fand sie endlich doch ihren Tod (1822) in der Saale bei Halle, wo sie bei einer befreundeten Familie zum Besuche war. Vorzüglich bekannt geworden ist ihr

Columbus.

„Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!"
„„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
So seid ihr ein Opfer der Wuth;
Sie fordern laut mit Sturmgebrüll
Des Feldherrn heil'ges Blut.""

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach,
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, erlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod. —
„Verräther, wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!

Du giebst uns nicht Speise, so gieb uns das Blut!"
„Blut" rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
Entgegen dem stürmenden Meer.
„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
Die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
Vergönnt mir den segnenden Strahl.

Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
So biet' ich dem Tode mich gern,
Bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
Und trauet der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick
Besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
Und schonten sein heiliges Blut.

„Wohlan denn, es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
Und zeigt uns kein rettendes Land,
So siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zittre der strafenden Hand!"
Geschlossen war also der eiserne Bund,
Die Schrecklichen kehrten zurück. — —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
Des duldenden Helden Geschick!

Die Sonne sank; der Tag entwich,
Des Helden Brust ward schwer;
Der Kiel durchrauschte schauerlich
Das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
Doch ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
Blieb Land und Rettung fern.

Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
Die Brust voll Gram, durchwacht,
Nach Westen blickend unverwandt,
Der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o, nach Westen hin
Beflügle dich mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
Du meiner Sehnsucht Ziel!

Doch mild, o Gott, von Himmelshöh'n
Blick' auf mein Volk herab!
Laß nicht sie trostlos untergeh'n
Im wüsten Fluthengrab!"
Er sprach's der Held von Mitleid weich; — —
Da horch! welch' eiliger Tritt?
Noch einmal Fernando, so trüb' und bleich!
Was bringt dein bebender Schritt?

„Ach, lieber Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl."
„„Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höh'n
Entwand sich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
Mir lenkt sie zum Tode die Bahn.""
„Leb' wohl denn, mein Feldherr, leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nah'n!"

Und eh' noch dem Ritter das Wort entfloh'n,
Da drängte die Menge sich nach;
Da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
Gleich Wogen in's stille Gemach.

„Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
Ja, werft mich in's schäumende Meer;
Doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
Erfüllte mit Grausen die Luft;
Der Edle bereitete sich still und frei
Zum Weg in die fluthende Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band;
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
Der treffliche Führer gerissen; — — Und: Land!
Land! rief es und donnert' es, Land!

Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
Erschien dem beflügelten Blick:
Vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
Erhob sich das winkende Glück,
Was kaum noch geahndet der zagende Sinn,
Was muthvoll der Große gedacht; — —
Sie stürzten zu Füßen dem Herrlichen hin —
Und priesen die göttliche Macht.

159. Hölderlin.

Friedr. Hölderlin (1770—1843) von Lauffen am Neckar bildete sich an Klopstock und Schiller, neigte sich später der romantischen Schule zu; geht aber nicht wie diese auf das spätere Nationalleben der Deutschen zurück, sondern in Ueberspannung auf das alte Griechenthum, den hellenischen Geist. Er sank frühzeitig, schon im 32. Lebensjahre in die Nacht des Wahnsinns. Seine Dichtungen ziehen an durch die vollendete Form, oft auch durch ihren Stoff, klare, liebliche Schilderung und durch die tiefe Wehmuth des Suchenden und Nichtfindenden.

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Gutes so viel, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Kam, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strom, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath,

Verehrte sichere Gränzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen —
Begrüß' ich euch bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile?

Ihr Treugebliebenen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dieß heilet so bald mir nicht,
Dieß singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leben.

———o———

160. E. Schulze.

Ernst Konr. Friedr. Schulze, zu Celle geb., widmete sich 1806 der Theologie, später aber ausschließlich dem Studium der alten und neuen Sprachen. Mit dem Tode seiner Geliebten fühlte er sein eigenes Lebensglück vernichtet und nur der Gedanke, und der Wunsch hielten ihn aufrecht, sie in einem Gedichte poetisch zu verherrlichen. Nachdem er dieses, („Cäcilie"), vollendet, dichtete er noch das romantische Gedicht „Die bezauberte Rose". Hinsichtlich der Form sind seine Verse die wohlklingendsten, die in der neuern Zeit gedichtet wurden und mit dem Minnegesang vergleichbar. Doch werden sie durch Mangel an Handlung und Leben, auch wohl durch zu große Weichheit und Süße, nicht selten ermüdend. Letzteres Gedicht erhielt einstimmig den Preis, den der Buchhändler Brockhaus für die beste poetische Erzählung ausgesetzt hatte. Der Dichter erhielt die Nachricht wenige Tage vor seinem Tode, denn dieser erfolgte schon im Juni 1817. Anfangs lehnte er sich an Wieland an, neigte sich aber später in Folge seiner schwermüthigen Stimmung mehr den Romantikern zu, obwohl er sich als deren Gegner erklärte und seine Romantik allerdings vor der jener sich vortheilhaft unterscheidet.

Aus der „Bezauberten Rose".

68. Als lieblich nun durch grüne Laubgehänge
Das irre Licht gleich bunten Blumen glüht,
Als spielend schon der Fittig süßer Klänge
Bald rauschend naht und bald verhallend flieht,
Und hier das Volk in freudigem Gedränge,
Und einzeln dort in stillen Paaren zieht —
Denn braucht' die Lieb' auch nicht das Licht zu scheuen,
So mag sie doch im Dunkel gern sich freuen. —

69. Da nahte sich bei lieblichem Gesange
Die Herrscherin dem zauberischen Hain.
Ein wenig trüb' und bleich schien ihre Wange,
Doch mocht' es wohl vom vielen Lichte sein.

Und schön geschmückt, mit sittsam stillen Gange,
Umringten sie viel zarte Jungfräulein;
Dann folgten Knaben, die die Schleppe trugen,
Und Sänger dann, die süß die Laute schlugen.

70. Wohl ist es schön, wenn auf den duft'gen Höhen
Der Frühling treibt in Gras und zartem Kraut,
Und bunt umher die tausend Blumen stehen,
Und aus dem Grün die rothe Beere schaut:
Doch ist die Ros' am schönsten anzusehen,
Die schüchtern glüht, wie eine junge Braut,
Und still sich schämt an ihren schlanken Zweigen,
Daß Alle jetzt auf sie nur sehn und zeigen.

71. So schien auch sie auf ihrem Thron zu sitzen,
Von Duft und Glanz und Blüthen hold umspielt.
Und wie des Nachts sich um die zarten Spitzen
Der Blumen oft ein leichtes Flämmchen stiehlt;
So sah man hell die goldne Krone blitzen,
Die schön geschweift die krausen Locken hielt;
Ihr fein Gewand war silberhelle Seide,
Ihr Gürtel Gold, und Perlen ihr Geschmeide.

72. Doch während nun mit lieblichem Gesange
Der Sänger Chor die schöne Herrin ehrt,
Wird plötzlich rings von rauhem Waffenklange,
Von wüstem Lärm das holde Fest gestört.
Wie zischend oft die ungeheure Schlange
Mit weitem Schwung vom Baume niederfährt:
So brach, umringt von seiner wilden Horde,
Der Inderfürst hervor zum Raub und Morde.

---

161. Chamisso.

Adalbert von Chamisso, geb. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, mußte schon im 9. Jahre das Vaterland verlassen, als die französische Revolution den Adel zur Auswanderung zwang. Er blieb in Deutschland, auch als seine Eltern nach Frankreich zurückkehrten. Als er aber später sich ebenfalls dahin wandte, fühlte er sich vereinsamt (seine Eltern waren schon gestorben) und kehrte nach Deutschland zurück. Die Zeit der französischen Kriege war für ihn traurig, da er weder gegen sein Geburtsland, noch gegen seine zweite Heimath kämpfen wollte; er zog sich auf das Gut eines Freundes zurück und schrieb damals seinen berühmten „Schlemihl". 1815 begleitete er als Naturforscher den russischen Kapitain von Krusenstern auf seiner großen Entdeckungsreise durch die Südsee und um die Welt. Als er 1818 zurückkehrte, wurde er in Berlin Custos des botanischen Gartens. Er starb im J. 1838.

Schloß Boucourt findet sich im 4. Lesebuch S. 218.

Frisch gesungen!

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duf.'gem Grase geruht,
Und mir ein Liedchen gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Muth,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut,

Und Manches, was ich erfahren
Verkocht ich in stiller Wuth,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was Alles dir wehe thut,
Nur frisch, nur frisch gesungen.
Und Alles wird wieder gut.

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei den Linnen,
Die Alte dort im weißen Haar,
Die Rüstigste der Wäscherinnen
Im sechs und siebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt,
Sie hat des Weibes Loos getragen.
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heitrem Muth:
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu seinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;

Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

———o———

162. Romane und Novellen.

Die Ritterromane von Spies und Genossen und als Seitenstücke dazu die Räuberromane, die durch den Rinaldo Rinaldini von Vulpius (Göthe's Schwager) eingeführt wurden, erzeugten in den Mittelklassen eine ähnliche krankhafte Geistesrichtung wie die romantische Dichtung mit ihrem Kunstenthusiasmus, ihrem überspannten Katholicismus und ihren aufgefrischtem Adelswesen in den vornehmen, überbildeten Kreisen. Der Geschmack an Ritter- und Räuberromanen, unter denen nur die Sagen der Vorzeit v. L. Wächter (Veit Weber) aus dem Hannöverschen ehrenvolle Erwähnung verdienen, war ein vorübergehender; der Sinn des Volks ward nüchterner und verlangte auch im historischen Roman einen der Wirklichkeit sich anschließenden, natürlichen Stoff.

Dies hatte zur Folge, daß das Gebiet der neuern Geschichte vorzugsweise als Unterlage der Romanliteratur benutzt wurde und daß Werke erschienen, die, wie mittelmäßig auch mitunter die Ausführung und wie oberflächlich die Erfassung der Zustände und Charaktere sein mochte, sich doch an's wirkliche Leben anlehnten und dem Leser einige, wenn auch oft trübe und einseitige Belehrung gewährten. In dieser Art verdienen die Romane von Van der Velde (1779—1824), W. Hauff (1802—1827), Steffens (1773—1845), wegen ihrer Volksthümlichkeit und Verbreitung besonders hervorgehoben zu werden.

Derselben Richtung gehörten auch die Novellen von Zschokke an. Heinrich Zschokke war in Magdeburg 1771 geboren, brachte aber den größten Theil seines Lebens in der Schweiz zu, wo er im Schulwesen, in der Politik und als Schriftsteller ein bewegtes, thätiges Leben führte. Seine Schriften sind mannigfach und zahreich; am Bekanntesten wurden seine Novellen und sein Erbauungsbuch: „Die Stunden der Andacht", als dessen Verfasser erst in den letzten Jahren Zschokke bekannt wurde. Er starb im Jahre 1848.

———o———

163. Baggesen.

Jens Baggesen, ein Däne, 1864 zu Korsör auf Seeland geboren, begründete schon im 20. Jahre seines Alters seinen Dichterruhm durch die Herausgabe einer Sammlung von komischen Erzählungen. Er hatte dieselben in dänischer Sprache und nach dem Muster von Wieland verfaßt, so wie er sich später in der religiösen Poesie nach Klopstock bildete. Im Jahre 1789 machte er auf Kosten der dänischen Regierung eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und benutzte dieselbe namentlich dazu, mit den bedeutendsten Männern jener Länder Bekanntschaft zu schließen.

Er lebte dann abwechselnd in jenen Ländern und in seinem Vaterland und starb nach langen Leiden zu Hamburg 1826. Er war ein begeisterter Anhänger der Freiheitsideen, wie sie in der französischen Revolution zur Erscheinung kamen und ward an ihrer Wahrheit und Gerechtigkeit auch dann nicht irre, als die naturnothwendigen Folgen des langen und schweren Drucks, unter dem seit Jahrhunderten das französische Volk geseufzt, fälschlich als die Folgen der Freiheitsbestrebungen sich darstellten oder auch tückisch als solche von den Feinden der Freiheit dargestellt wurden. Baggesen's Auge sah darin schärfer und seine Freiheitsbegeisterung war tiefer als die vieler seiner Dichterfreunde.

Seine größeren Werke wirken zwar ebenso wie seine kleineren, Satyren, lyrische Gedichte, Idyllen, anregend und belebend, entbehren aber der künstlerischen Vollendung. Die Willkürlichkeit der Fichte'schen Philosophie machte er in seinem berühmt gewordenen „Trinklied" lächerlich. Den Romantikern aber ward er ein vernichtender Gegner, wenigstens insofern er die Tändelei, den Glaubensdusel und die Lüderlichkeit derselben erbarmungslos dem Spotte preisgab, wo immer diese Schattenseiten der romantischen Schule sich auffällig machten.

164. Forster.

Joh. Georg W. Forster wurde 1754 in Nassenhuben bei Danzig geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Als dieser im Auftrage der russischen Kaiserin eine Reise an die Mündung der Wolga machte, ließ er sich von seinem Sohne Georg begleiten; desgleichen auf seiner Reise um die Welt, die er mit Cook im Jahre 1772 antrat. Georg Foster wurde 1777 Professor in Cassel, 1784 Professor in Wilna, 1788 Professor und Bibliothekar in Mainz, ging 1793 nach Paris, als Abgesandter der Mainzer, die sich an Frankreich anschließen wollten, nachdem der Kurfürst feig geflohen war und die Stadt preisgegeben hatte, und starb daselbst im nächsten Jahre.

Er beschrieb seine Reisen in einer musterhaften Prosa; insofern er verstand, alle Gegenstände, die er behandelte, in eine schöne Form zu kleiden und zugleich die vollkommenste Klarheit mit hinreißender Lebendigkeit zu verbinden. Seine Schriften sind sehr zahlreich, doch alle gediegen. „Ansichten vom Niederrhein" ist der Titel eines seiner Werke, das Lichtenberg für eines der ersten der Nation erklärte. Es ist kaum ein Gegen-

stand des geistigen und politischen Lebens, den Forster nicht darin behandelte und zwar mit einem Scharfsinn, einer Gründlichkeit und tiefem Verständniß, daß man über den Umfang seines Geistes staunen muß. Wunderbar sieht er aus der Vergangenheit und Gegenwort die spätere Entwickelung der Dinge voraus. Er wurde von Vielen des Mangels an Vaterlandsliebe geziehen, jedoch mit Unrecht, denn er stellte nur die Idee der Freiheit höher als die des Vaterlandes.

Aus: „Ansichten vom Niederrhein."

Es war einmal Verhängniß, daß es uns heute anders gehen sollte, als wir erwartet hatten. Statt des herrlichen gestrigen Sonnenscheins, mit dessen Fortdauer wir uns schmeichelten, behielten wir einen grauen Tag, dessen minder glänzende Eigenschaften aber, genau wie man in Romanen und Erziehungsschriften lehrt, das Nützliche ersetzte. Denn weil der Zauber einer schönen Beleuchtung wegfiel und der bekannten Gegend keine Neuheit verleihen konnte, so blieb uns manche Stunde zur Beschäftigung übrig. Auf der Fahrt durch das Rheingau hab' ich — verzeih' es mir der Nationalstolz meiner Landsleute! — eine Reise nach Borneo gelesen, und meine Phantasie an jenen glühenden Farben und jenem gewaltigen Pflanzenwuchs des heißen Erdstrichs, wovon die winterliche Gegend hier nichts hatte, gewärmt und gelabt. Der Weinbau giebt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landschaft etwas Kleinliches; die dürren Stöcke, die jetzt von Laub entblößt und immer steif in Reih' und Glied geordnet sind, bilden eine stachlichte Oberfläche, deren nüchterne Regelmäßigkeit dem Auge nicht wohlthut. Hier und dort sahen wir indeß doch ein Mandel- und ein Pfirsichbäumchen und manchen Frühkirschenstamm mit Blüthen schneeweiß oder röthlich überschüttet; ja selbst in dem engeren Theile des Rheinlaufs, zwischen den Bergklüften, hing oft an den kahlen, durch die Rebstöcke verunzierten Felswänden und Terrassen ein solches Kind des Frühlings, das schöne Hoffnungen auf die Zukunft in uns weckte.

Nicht immer also träumten wir uns in den ewigen Sommer der Palmenländer. Wir saßen stundenlang auf dem Verdeck und blickten in die grüne, jetzt bei dem niedrigen Wasser wirklich erquickend grüne Welle des Rheins; wir weideten uns an dem reichen, mit aneinander hängenden Städten besäeten Rebengestade, an dem aus der Ferne her einladenden Gebäude der Probstei Johannisberg, an dem Anblick des romantischen Mäusethurms und der am Felsen ihm gegenüber hangenden Warte. Die Berge des Niederwalds warfen einen tiefen Schatten auf das ebene, spiegelhelle Becken des Flusses, und in diesem Schatten ragte, durch einen zufälligen Sonnenblick erleuchtet, Hatto's Thurm weiß hervor, und die Klippen, an denen der Strom hinunterrauscht, brachen ihn malerisch schön. Die Nahe, mit ihrer kühnen Brücke und der Burg an ihrem Ufer, glitt sanft an den Mauern von Bingen hinab, und die mächtigen Fluthen des Rheins stürzten ihrer Umarmung entgegen.

Wunderbar hat sich der Rhein zwischen den engen Thälern einen Weg gebahnt. Kaum begreift man auf den ersten Blick, warum er hier (bei Bingen) lieber zwischen die Felswände von Schiefer sich drängte,

als sich in die flachere Gegend nach Kreuznach hin ergoß. Allein bald wird man bei genauerer Untersuchung inne, daß in dieser Richtung die ganze Fläche allmählich steigt und wahrer Abhang eines Berges ist. Wenn es demnach überhaupt dem Naturforscher ziemt, aus dem vorhandenen Wirklichen auf das vergangene Mögliche zu schließen, so scheint es denkbar, daß einst die Gewässer des Rhe ns vor Bingen durch die Gebirgswände gestaut und aufgehalten, erst hoch anschwellen, die ganze flache Gegend überschwemmen, bis über das Niveau der Felsen des Bingerlochs anwachsen und dann unaufhaltsam in der Richtung, die der Fluß noch jetzt nimmt, sich nordwärts darüber hinstürzen mußten. Allmählich wühlte sich das Wasser tiefer in das Felsenbett, und die flachere Gegend trat wieder aus demselben hervor. Dies vorausgesetzt, war vielleicht das Rheingau ein Theil der Pfalz und der Bezirk um Mainz bis nach Oppenheim und Darmstadt einst ein Landsee, bis jener Damm des Binger Felsenthals überwältigt war und der Strom einen Abfluß hatte.

Der stärkere Wein, den das Rheingau hervorbringt, wächst nicht mehr jenseit der Enge von Bingen. Die Richtung des Flusses von Morgen gegen Abend durch das ganze Rheingau giebt den dortigen Rebenhügeln die beste Lage gegen den Strahl der mittägigen Sonne, und die Gestalt des östlichen Gebirges, das auf seiner Oberfläche beinahe ganz eben ist, trägt Vieles zur vorzüglichen Wärme dieses von der Natur begünstigten Thales bei; der Nord und der Ostwind stürzen sich, wenn sie über jene erhabene Fläche herstreichen und an den Rand derselben kommen, nicht geradezu hinab, sondern äußern ihre meiste Kraft erst auf der entgegengesetzten Seite des Flusses; das Thal unmittelbar unter dem Berge berühren sie kaum. Was für Einfluß die mineralischen Bestandtheile des Erdreichs auf die Eigenschaften des Weines haben können, ist noch nicht entschieden. Je weniger man über diesen Punkt weiß und bestimmt wissen kann, desto weiter treibt die grübelnde Hypothesensucht ihr Spiel damit. Hier darf sie sich keck auf ihre empirische Weisheit berufen, denn sie kann sich vor Widerlegungen wenigstens so lang sicher stellen, als man nicht Erfahrung gegen Erfahrung aufzuweisen hat. So viel ist indeß immer an der Sache, daß, wo alle übrigen Umstände völlig gleich sind, und nun doch eine Verschiedenheit im Erzeugniß bemerklich wird, die Ursache davon in der Beschaffenheit des Bodens gesucht werden darf. Bekanntlich entspringen auf jenem östlichen Gebirge mehrere zum Theil heiße Quellen, von denen einige Schwefel, andere Vitriolsäure und Eisen enthalten. Man hat mich auch versichern wollen, daß ein Kohlenflöz sich unter dem Hügel von Hochheim erstrecke und dem dort wachsenden vortrefflichen Weine der Domdechanei seinen berühmten eolen Geschmack und sein Feuer gebe. Ich erinnere auch hierbei, daß der Schnee am Gehänge dieses Rebhügels gegen Mainz eher, als vor dem entgegengesetzten Thore schmilzt. Der Unterschied war mir und Andern oft in wenigen hundert Schritten so auffallend daß sogar die Lufttemperatur, unter völlig gleichen Umständen, dem Gefühle merklich verschieden vorkam. Sowie man das abendliche Thor von Hochheim verläßt, um nach Mainz zu gehen, glaubt man in einem mildern Klima zu sein. Ich würde freilich diesen Unterschied dem Winde zuschreiben, der auf der Ebene

von dem Altkönig her frei und ohne Widerstand hinstürmen und die Kälte der oberen Luftregion herunterführen, oder besser, die zum Gefrieren erforderliche schnelle Verdünstung befördern kann. Allein Andere schreiben die wärmere Temperatur des Weinberges den darunter liegenden Kohlen zu. Wahr ist es, eine Kohle, wie überhaupt jeder Brennstoff, fühlt sich unter endrlei Umständen viel wärmer an, als ein Stück Kalkstein oder Schiefer, euid nieses Gefühl beweiset, daß wirklich aus der Kohle in den berührenden Kaörper mehr Wärmetheilchen übergehen; nicht minder gewiß ist es auch, duß die brennbaren Materialien bei einer gewissen Lufttemperatur unanfhörlich Wärme ausströmen. Wie, wenn der Weinstock besonders vor adern Gewächsen organisirt wäre, von dieser Ausdünstung begünstigt zu werden? — Das Beste zur Vergeistigung des Traubensaftes thut zwar die Sonne; ihr Licht, das von den schwammigen Früchten eingesogen uud in ihrer Flüssigkeit fixirt wird, würzt und versüßt die Beere. Daher bleiben auch unsere Weine gegen die griechischen, italienischen, spanischen, ja sogar gegen die ungarischen und französischen so herbe, daß sie bei den Ausländern und Frauenzimmern wenig Beifall finden.

Für die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingen erhält der Landsschaftskenner keine Entschädigung. Die Hügel zu beiden Seiten haben nicht jene stolze, imposante Höhe, die den Beobachter mit einem mächtigen Eindruck verstummen heißt; ihre Einförmigkeit ermüdet endlich, und wenn gleich die Spuren von künstlichem Anbau an ihrem jähen Gehänge zuweilen einen verwegenen Fleiß verrathen, so erwecken sie doch immer auch die Vorstellung von kindischer Kleinfügigkeit. Das Gemäuer verfallener Ritterfesten ist eine prachtvolle Verzierung dieser Scene; allein es liegt im Geschmack ihrer Bauart eine gewisse Aehnlichkeit mit den verwitterten Felsspitzen, wobei man den so unentbehrlichen Contrast der Formen sehr vermißt. Nicht auf dem breiten Rücken eines mit heiligen Eichen oder Buchen umschatteten Berges, am jähen Sturz, der über eine Tiefe voll wallender Saaten und friedlicher Dörfer den Blick bis in die blaue Ferne des hügelichten Horizonts hinweggleiten läßt, — nein, im engen Felsthal, von höheren Bergrücken umschlossen und, wie ein Schwalbennest, zwischen ein paar schroffen Felsen klebend, ängstlich, hängt hier so mancher zertrümmerte, verlassene Wohnsitz der adeligen Räuber, die einst der Schrecken der Schiffenden waren. Einige Stellen sind wild genug, um eine finstere Phantasie mit Orkusbildern 1) zu nähren, und selbst die Lage der Städtchen, die eingeengt sind zwischen den senkrechten Wänden des Schiefergebirges und dem Bette des furchtbaren Flusses, — furchtbar wird er, wenn er von geschmolzenem Alpenschnee oder von anhaltenden Regengüssen anschwillt — ist melancholisch und schauderhaft.

1) Orkus, Unterwelt der Griechen und Römer.

165. Seume.

Joh. Gottfr. Seume (1763—1810) aus Sachsen, entfloh seiner Heimath und dem Studium der Theologie, zu dem ihn ein Wohl-

thäter nach des Vaters Tode veranlaßt hatte, um in Paris sein Glück zu versuchen, gerieth aber bei dieser Gelegenheit hessischen Werbern in die Hände, die ihn trotz seiner Verwahrungen nach Amerika schleppten, wo er, der begeisterte Freund der Freiheit, sich gezwungen sah, gegen die um ihre Unabhängigkeit ringenden Amerikaner zu kämpfen. Kaum nach Europa zurückgekehrt, wurde er von preußischen Werbern aufgegriffen. Auch aus dieser Noth erlöst, erwarb er 1792 die Würde eines Doktors der Philosophie, wurde dann Hauslehrer und erhielt 1793 die Stelle eines Lieutenants bei den Grenadieren in Rußland. Der Ausbruch der polnischen Revolution zwang ihn zum zweiten Male gegen die Freiheit zu kämpfen. Im Jahre 1801 machte er eine Fußreise, auf welcher er Oestreich, Italien, Sicilien, die Schweiz und Paris besuchte, deren Beschreibung er in seinem „Spaziergange nach Syrakus" lieferte. Später unternahm er eine zweite Reise über Petersburg, Moskau, zurück durch Finnland und Schweden; sie bildet den Inhalt des Buchs: „Mein Sommer im Jahre 1805." Nach seiner Rückkehr in's Vaterland, dessen Erniedrigung ihn mit dem bittersten Schmerz erfüllte, lebte er meist in Sachsen. Nach langen und schweren Leiden starb er in Teplitz 1810.

Seine Poesien bieten wenig wahrhaft Dichterisches, sind weder in schwungvoller, noch wohllautender Sprache geschrieben; dennoch erfreuen sie durch den Ausdruck eines edlen, kernhaften, freiheitsliebenden Charakters. Von seinen Gedichten ist am Bekanntesten geworden „der Hurone", in dem ein canadischer Indianer durch Großmuth den civilisirten Europäer beschämt.

166. Vaterlandsdichter.

Die Unterdrückung des deutschen Volkes durch Napoleon erweckte patriotische Dichter, die besonders während der Befreiungskriege einen begeisterten Ton anstimmten. Einige derselben wendeten sich in späterer Zeit auch der Idee der Freiheit zu; gegen den Wortbruch der Fürsten, gegen ihre verrätherische Politik und ihren Frevel an Vaterland und Freiheit zugleich richtete sich der Zorn dieser Freiheitssänger, zuweilen in zahmen Anspielungen, zuweilen in Donnerworten.

Von ihnen, namentlich Uhland und Rückert, läßt sich füglich die Periode der neuesten Literatur beginnen, da um sie zahlreiche Dichter sich gruppiren, deren Dichtungen sich allgemeinen Beifalls erfreuen und das pulsirende Leben der Gegenwart markiren.

So beschränken wir uns am Schluß des ersten Bandes auf die Besprechung derjenigen Dichter, welche vorzugsweise dem Vaterlande ihre Gesänge gewidmet.

Friedr. Ferd. Gottfr. Max Schenk von Schenkendorf 1784 zu Königsberg geboren, hatte eine romantisch-mystische Richtung. Im Befreiungskriege nahm er Theil am Kampfe und wurde nach dem Kriege zum Regierungsrathe in Koblenz ernannt. Er starb aber in Folge eines Brustübels schon 1817. Die dunkle Sehnsucht nach der verschwundenen Herrlichkeit des Vaterlandes im Mittelalter theilt er mit den Romantikern, doch nicht in so beschränkter Weise wie diese. Wenn auch gläubig und fromm, ließ er sich doch nicht verleiten, die kirchlichen Formen

des Mittelalters für das Wesen der Religion zu halten. Wenn auch durch seine Geburt dem Adel angehörig, verkannte er doch nicht die hohe Bedeutung des Bürger- und Bauernstandes.

Theodor Körner, geb. 1791 zu Dresden, studirte auf der Bergacademie zu Freiberg, dann zu Leipzig, war 1812 Theaterdichter in Wien, trat 1813 als Freiwilliger in Lützow's Freischaar und fiel in demselben Jahre in dem Gefecht bei Gadebusch in Mecklenburg.

Er dichtete Schlachtgesänge und Dramen. In Sprache und Darstellung nahm er sich Schiller zum Muster.

Ernst Moritz Arndt, geb. 1669 auf der Insel Rügen, studirte in Greifswald und Jena Theologie, gab dieselbe aber bald auf und machte von 1797—1799 Reisen durch Schweden, Ungarn, Italien und Frankreich, wurde 1816 in Greifswald Professor und hielt Vorlesungen über Geschichte. Er flüchtete 1808 vor den Franzosen nach Schweden, kehrte 1813 zurück, wirkte durch Gedichte und Schriften kräftigend auf das Nationalgefühl, wurde 1818 Professor in Bonn, mußte aber, da er politisch sich mißliebig machte, 1820 seine Vorlesungen einstellen und durfte sie erst 1840 wieder fortsetzen. Die revolutionären Bewegungen von 1848 gingen über seinen politischen Standpunkt hinaus. Er starb zu Bonn 1860.

167. Erneuter Schwur, von Schenkendorf (1814).

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich euch doch treu;
Daß immer noch auf Erden
Für euch ein Streiter sei.
Gefährten meiner Jugend,
Ihr Brüder beff'rer Zeit,
Die mich zu Männertugend
Und Liebestod geweiht.

Wollt nimmer von mir weichen,
Mir immer nahe sein,
Sein wie die deutschen Eichen,
Wie Mond- und Sonnenschein.
Einst wird es wieder helle
In aller Brüder Sinn,
Sie kehren zu der Quelle
In Lieb' und Reue hin.

Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,
Und nun der Sieg gelungen,
Uebt Satan neue List.
Doch wie sich auch gestalten
Im Leben mag die Zeit,
Du sollst mir nicht veralten,
O Traum der Herrlichkeit.

Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun:
Ich will mein Wort nicht brechen,
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich.

168. Schwertlied, von Theod. Körner.

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude d'ran. Hurrah!

„Mich trägt ein wackrer Reiter
D'rum blink' ich auch so heiter,
„Bin freien Mannes Wehr,
„Das freut dem Schwerte sehr." Hurrah!

Ja, gutechsS wert, frei bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als eine liebe Braut. Hurrah!

„Dir hab' ich's ja ergeben,
„Mein lichtes Eisenleben.
„Ach, wären wir getraut!
„Wann holst du deine Braut?" Hurrah!

„Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrei'n,
Hol' ich das Liebchen ein. Hurrah!

„O seliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du Bräut'gam hole mich.
„Mein Kränzchen bleibt für dich." Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so? Hurrah!

„Wohl klirr' ich in der Scheide,
„Ich sehne mich zum Streite,
„Recht wild und schlachtenfroh.
„D'rum, Reiter, klirr' ich so." Hurrah!

Bleib' doch im engen Stübchen,
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein. Hurrah!

„Laß mich nicht lange warten!
„O schöner Liebesgarten,
„Voll Röslein blutig roth,
„Und aufgeblühtem Tod." Hurrah!

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich in's Vaterhaus. Hurrah!

„Ach, herrlich ist's im Freien,
„Im rüst'gen Hochzeitreihen.
„Wie glänzt im Sonnenstrahl
„So bräutlich hell der Stahl!" Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter!
Wohlauf, ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm. Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken,
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut. Hurrah!

D'rum drückt den liebeheißen,
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch, wer die Braut verläßt! Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut! Hurrah!

———o———

169. E. M. Arndt:

1. Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechten Treuen halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten;
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue!
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen:
Auf! Fliege, stolzes Siegspanier,
Voran dem kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

---

2. Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht!
Thu' was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts;
Thue recht, und fürchte nichts.

Laß dem Falschen Heuchelei,
Du sei redlich, fromm und treu;
Baue nicht auf bunten Schein;
Lug und Trug sei dir zu klein.

Doch die Treue ehrenfest,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt. Redlichkeit und Muth
Stehn dir wohl, du deutsches Blut.

Wohl steht dir das g'rade Wort,
Wohl der Speer, der g'rade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht,
Und von vorn die Brust durchsticht.

Deutscher Freiheit gnäd'ger Gott,
Deutscher Glaube, ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

---

3. Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? ist's Schwabenland?

Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
Chor: O nein, o nein! O nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland? Ist's Stierland?
Ist's wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt? — O nein ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht? — O nein ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweizer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl. — O nein ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land?
Gewiß, es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich. — O nein ꝛc.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land! —
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt.
Chor: Das soll es sein! Das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist das deutsche Vaterland,
Wo Eide schwört ein Druck der Hand
Wo Treue hell vom Auge blitzt.
Und Liebe warm im Herzen sitzt. — Das soll ꝛc.

Das ist das deutsche Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den wälschen Tand
Wo jeder Frevler heißet Feind,
Wo jeder Edle heißet Freund.
Chor: Das soll es sein! Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein,
Und gib uns rechten deutschen Muth
Daß wir es lieben treu und gut.
Chor: Das soll es sein! Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

———o———

Ende des ersten Bandes.

Im Verlage von **L. W. Schmidt,** 24 Barclay Str. New York sind erschienen:

Petermann, Karl. Erstes Lesebuch der deutsch-amerik. Schule. 6te Auflage. Preis geb. 30 Cents.

——— Zweites Lesebuch der deutsch-amerik. Schule. 12te verbesserte und vermehrte Auflage. Preis geb. 60 Cents.

——— Drittes Lesebuch der deutsch-amerik. Schule. 2te verbesserte Auflage. Preis geb. 75 Cents

——— Lesebuch für die oberen Klassen deutsch-amerik. Schulen (der Serie 4. Buch.) 5te Auflage. Preis geb. $1.00.

——— Literaturgeschichtliches Lesebuch der deutsch-amerik. Schule.

1. Band: Von der ältesten Zeit bis auf Uhland (der Serie 5. Buch.) Preis geb. $1.00.

2. Band: Von Uhland bis auf die neueste Zeit (der Serie 6. Buch) (unter der Presse.)

Graff, A. An elementary German Grammar with a complete Course of Exercises. Preis geb. $1.00.

Gundlach, W. Liederbuch für Schul- und Volksgesang in Worten und Weisen. Eine Sammlung zwei- und dreistimmiger Lieder. Preis geb. 75 Cents.

Heidenfeld, Th. E. The Phonetic Primer and first Reader. Bound 30 Cents.

——— Second Reader. 3d Ed. enlarged. Bound 40 Cents.

——— Third Reader in press.

Stahl, P. Versions. Eine systematisch geordnete Sammlung englischer und deutscher Uebersetzungsstücke zur Einübung der Grundregeln der Grammatik in ihrer Anwendung auf die deutsche Sprache. 2te Auflage. Erster Theil, geb. 60 Cents. Zweiter Theil, geb. 60 Cents.

——— Versions. A collection of Translation Exercises, systematically arranged to illustrate the fundamental principles of grammar, in their application to the German language. 2d Edition. Part First. Bound 60 Cents. Part Second. Bound 60 Cents.

Wrage, H. D. A progressive German Reader, containing elegant extracts in prose and poetry from the best german Authors, with a Dictionary of all the words translated into English. First Course. Bound 40 Cents.